This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

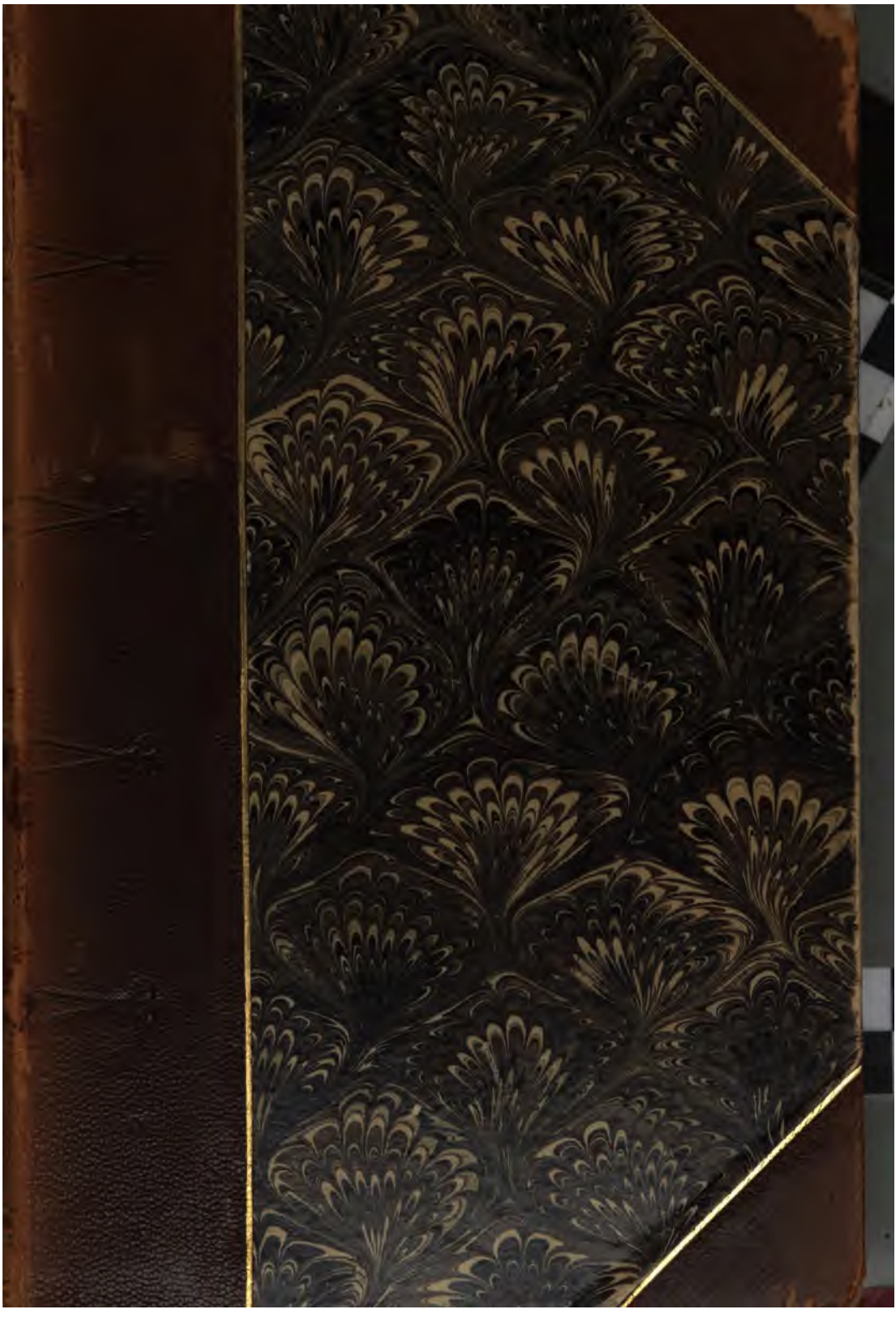
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



832.62
J

Goethes Werke

Herausgegeben

im

Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen

30. Band

Weimar

Hermann Böhlaus Nachfolger

1903.

LIBRARY
LELAND STANFORD JUNIOR
UNIVERSITY

Inhalt.

Italiäniſche Reiſe. I.

Seite

Karlsbad bis auf den Brenner 3
Vom Brenner bis Verona 29
Verona bis Venedig 57
Venedig 95
Ferrara bis Rom 153
Rom 195

Lesarten 281
Paralipomena 296

M1160

Italiänische Reise.

I.

Karlsbad bis auf den Brenner.

Den 3. September 1786.

Früh drei Uhr ſtahl ich mich aus Karlsbad, weil man mich ſonſt nicht fortgelaſſen hätte. Die Geſellſchaft, die den acht und zwanzigſten Auguſt, meinen Geburtstag, auf eine ſehr freundliche Weiſe feiern mochte, erwarb ſich wohl dadurch ein Recht mich feſt zu halten; allein hier war nicht länger zu ſäumen. Ich warf mich, ganz allein, nur einen Mantelſack und Dachsranzen aufpackend, in eine Poſtchaiſe und gelangte halb acht Uhr nach Zwota, an einem ſchönen ſtillen Nebelmorgen. Die obern Wolken ſtreifig und wollig, die untern ſchwer. Mir ſchienen das gute Anzeichen. Ich hoffte, nach einem ſo ſchlimmen Sommer einen guten Herbſt zu genießen. Um Zwölf in Eger, bei heißem Sonnenſchein; und nun erinnerte ich mich, daß dieſer Ort dieſelbe Polhöhe habe wie meine Vaterſtadt, und ich freute mich, wieder einmal bei klarem Himmel unter dem funfzigſten Grade zu Mittag zu eſſen.

In Bayern ſtößt einem ſogleich das Stift Waldſaſſen entgegen — köſtliche Beſitzthümer der geiſtlichen Herren, die früher als andere Menſchen klug waren. Es liegt in einer Teller-, um nicht zu ſagen Keſſel-

tiefe, in einem schönen Wiesengrunde, rings von fruchtbaren sanften Anhöhen umgeben. Auch hat dieses Kloster im Lande weit umher Besitzungen. Der Boden ist aufgelöf'ter Thonschiefer. Der Quarz, der sich in dieser Gebirgsart befindet und sich nicht auflöf't noch verwittert, macht das Feld locker und durchaus fruchtbar. Bis gegen Tirschenreuth steigt das Land noch. Die Wasser fließen einem entgegen, nach der Eger und Elbe zu. Von Tirschenreuth an fällt es nun südwärts ab, und die Wasser laufen nach der Donau. Mir gibt es sehr schnell einen Begriff von jeder Gegend, wenn ich bei dem kleinsten Wasser forsche, wohin es läuft, zu welcher Flußregion es gehört. Man findet alsdann selbst in Gegenden, die man nicht übersehen kann, einen Zusammenhang der Berge und Thäler gedankenweise. Vor gedachtem Ort beginnt die treffliche Chaussee von Granitsand; es läßt sich keine vollkommenere denken: denn da der aufgelöf'te Granit aus Kiesel und Thonerde besteht, so gibt das zugleich einen festen Grund und ein schönes Bindungsmittel, die Straße glatt wie eine Tenne zu machen. Die Gegend, durch die sie geführt ist, sieht desto schlechter aus: gleichfalls Granitsand, flachliegend, moorig, und der schöne Weg desto erwünschter. Da nun zugleich das Land abfällt, so kömmt man fort mit unglaublicher Schnelle, die gegen den böhmischen Schneckengang recht absticht. Beiliegendes Blättchen benennt die verschiedenen Stationen. Genug, ich war

den andern Morgen um zehn Uhr in Regensburg und hatte also diese vier und zwanzig und eine halbe Meile in neun und dreißig Stunden zurückgelegt. Da es anfing Tag zu werden, befand ich mich zwischen Schwandorf und Regenstauf, und nun bemerkte ich die Veränderung des Ackerbodens in's Bessere. Es war nicht mehr Verwitterung des Gebirgs, sondern aufgeschwemmtes gemischtes Erdreich. Den Regenfluß herauf hatte in uralten Zeiten Ebbe und Fluth aus dem Donauthal in alle die Thäler gewirkt, die gegenwärtig ihre Wasser dorthin ergießen, und so sind diese natürlichen Polder entstanden, worauf der Ackerbau gegründet ist. Diese Bemerkung gilt in der Nachbarschaft aller größern und kleinern Flüsse, und mit diesem Leitfaden kann der Beobachter einen schnellen Aufschluß über jeden der Cultur geeigneten Boden erlangen.

Regensburg liegt gar schön. Die Gegend mußte eine Stadt herlocken; auch haben sich die geistlichen Herren wohl bedacht. Alles Feld um die Stadt gehört ihnen, in der Stadt steht Kirche gegen Kirche und Stift gegen Stift. Die Donau erinnert mich an den alten Main. Bei Frankfurt haben Fluß und Brücke ein besseres Ansehn, hier aber nimmt sich das gegenüberliegende Stadt am Hof recht artig aus. Ich verfügte mich gleich in das Jesuiten-Collegium, wo das jährliche Schauspiel durch Schüler gegeben ward, sah das Ende der Oper und den Anfang des Trauer-

spiels. Sie machten es nicht schlimmer als eine angehende Liebhabertruppe und waren recht schön, fast zu prächtig gekleidet. Auch diese öffentliche Darstellung hat mich von der Klugheit der Jesuiten auf's neue überzeugt. Sie verschmähten nichts, was irgend wirken konnte, und wußten es mit Liebe und Aufmerksamkeit zu behandeln. Hier ist nicht Klugheit, wie man sie sich in Abstracto denkt, es ist eine Freude an der Sache dabei, ein Mit- und Selbstgenuß, wie er aus dem Gebrauche des Lebens entspringt. Wie diese große geistliche Gesellschaft Orgelbauer, Bildschnitzer und Vergulder unter sich hat, so sind gewiß auch einige, die sich des Theaters mit Kenntniß und Neigung annehmen, und wie durch gefälligen Prunk sich ihre Kirchen auszeichnen, so bemächtigen sich die einsichtigen Männer hier der weltlichen Sinnlichkeit durch ein anständiges Theater.

Heute schreibe ich unter dem neun und vierzigsten Grade. Er läßt sich gut an. Der Morgen war kühl, und man klagt auch hier über Nässe und Kälte des Sommers; aber es entwickelte sich ein herrlicher gelinder Tag. Die milde Luft, die ein großer Fluß mitbringt, ist ganz was Eigenes. Das Obst ist nicht sonderlich. Gute Birnen hab' ich gespeis't; aber ich sehne mich nach Trauben und Feigen.

Der Jesuiten Thun und Wesen hält meine Betrachtungen fest. Kirchen, Thürme, Gebäude haben etwas Großes und Vollständiges in der Anlage, das

allen Menſchen insgeheim Ehrfurcht einflößt. Als Decoration iſt nun Gold, Silber, Metall, geſchliffene Steine in ſolcher Pracht und Reichthum gehäuft, der die Bettler aller Stände blenden muß. Hier und da fehlt es auch nicht an etwas Abgeſchmacktem, damit die Menſchheit verſöhnt und angezogen werde. Es iſt dieſes überhaupt der Genius des katholiſchen äußeren Gottesdienſtes; noch nie habe ich es aber mit ſo viel Verſtand, Geſchick und Conſequenz ausgeführt geſehen als bei den Jeſuiten. Alles trifft darin überein, daß ſie nicht wie andere Ordensgeiſtliche eine alte abgeſtumpfte Andacht fortſetzten, ſondern ſie, dem Geiſt der Zeit zu Liebe, durch Prunk und Pracht wieder aufſtutzten.

Ein ſonderbar Geſtein wird hier zu Werkſtücken verarbeitet, dem Scheine nach eine Art Todtliegendes, das jedoch für älter, für urſprünglich, ja für porphyrartig gehalten werden muß. Es iſt grünlich, mit Quarz gemiſcht, löcherig, und es finden ſich große Flecke des feſteſten Jaſpis darin, in welchen ſich wieder kleine runde Flecken von Breccienart zeigen. Ein Stück war gar zu inſtructiv und appetitlich, der Stein aber zu feſt, und ich habe geſchworen, mich auf dieſer Reiſe nicht mit Steinen zu ſchleppen.

München, den 6. September.

Den fünften September halb ein Uhr Mittag reiſ'te ich von Regensburg ab. Bei Abach iſt eine

schöne Gegend, wo die Donau sich an Kalkfelsen bricht, bis gegen Saal. Es ist der Kalk wie der bei Osteroda am Harz, dicht, aber im Ganzen löcherig. Um sechs Uhr Morgens war ich in München, und nachdem ich mich zwölf Stunden umgesehen, will ich nur weniges bemerken. In der Bildergalerie fand ich mich nicht einheimisch; ich muß meine Augen erst wieder an Gemählde gewöhnen. Es sind treffliche Sachen. Die Skizzen von Rubens, von der Luxemburger Galerie, haben mir große Freude gemacht.

Hier steht auch das vornehme Spielwerk, die Trajanische Säule, in Modell. Der Grund Lapis Lazuli, die Figuren verguldet. Es ist immer ein schön Stück Arbeit, und man betrachtet es gern.

Im Antiken-Saale konnte ich recht bemerken, daß meine Augen auf diese Gegenstände nicht geübt sind, deßwegen wollte ich nicht verweilen und Zeit verderben. Vieles sprach mich gar nicht an, ohne daß ich sagen könnte warum. Ein Drusus erregte meine Aufmerksamkeit, zwei Antonine gefielen mir, und so noch einiges. Im Ganzen stehen die Sachen auch nicht glücklich, ob man gleich mit ihnen hat aufputzen wollen, und der Saal oder vielmehr das Gewölbe ein gutes Ansehn hätte, wenn es nur reinlicher und besser unterhalten wäre. Im Naturalien-Kabinett fand ich schöne Sachen aus Tyrol, die ich in kleinen Musterstücken schon kenne, ja besitze.

Es begegnete mir eine Frau mit Feigen, welche

als die erſten vortrefflich ſchmeckten. Aber das Obſt überhaupt iſt doch für den acht und vierzigſten Grad nicht beſonders gut. Man klagt hier durchaus über Kälte und Näſſe. Ein Nebel, der für einen Regen gelten konnte, empfing mich heute früh vor München. Den ganzen Tag blies der Wind ſehr kalt vom Tyroler Gebirg. Als ich vom Thurm dahin ſah, fand ich es bedeckt und den ganzen Himmel überzogen. Nun ſcheint die Sonne im Untergehen noch an den alten Thurm, der mir vor dem Fenſter ſteht. Verzeihung, daß ich ſo ſehr auf Wind und Wetter Acht habe: der Reiſende zu Lande, faſt ſo ſehr als der Schiffer, hängt von beiden ab, und es wäre ein Jammer, wenn mein Herbſt in fremden Landen ſo wenig begünſtigt ſein ſollte als der Sommer zu Hauſe.

Nun ſoll es gerade auf Innsbruck. Was laſſ' ich nicht alles rechts und links liegen, um den einen Gedanken auszuführen, der faſt zu alt in meiner Seele geworden iſt!

Mittenwald, den 7. September Abends.

Es ſcheint, mein Schutzgeiſt ſagt Amen zu meinem Credo, und ich danke ihm, der mich an einem ſo ſchönen Tage hierher geführt hat. Der letzte Poſtillon ſagte mit vergnüglichem Ausruf: es ſei der erſte im ganzen Sommer. Ich nähre meinen ſtillen Aberglauben, daß es ſo fortgehen ſoll, doch müſſen mir

die Freunde verzeihen, wenn wieder von Luft und Wolken die Rede ist.

Als ich um fünf Uhr von München wegfuhr, hatte sich der Himmel aufgeklärt. An den Tyroler Bergen standen die Wolken in ungeheuern Massen fest. Die Streifen der untern Regionen bewegten sich auch nicht. Der Weg geht auf den Höhen, wo man unten die Isar fließen sieht, über zusammengeschwemmte Kieshügel hin. Hier wird uns die Arbeit der Strömungen des uralten Meeres faßlich. In manchem Granitgeschiebe fand ich Geschwister und Verwandte meiner Kabinettsstücke, die ich Knebeln verdanke.

Die Nebel des Flusses und der Wiesen wehrten sich eine Weile, endlich wurden auch diese aufgezehrt. Zwischen gedachten Kieshügeln, die man sich mehrere Stunden weit und breit denken muß, das schönste fruchtbarste Erdreich wie im Thale des Regenflusses. Nun muß man wieder an die Isar, und sieht einen Durchschnitt und Abhang der Kieshügel, wohl hundert und funfzig Fuß hoch. Ich gelangte nach Wolfrathshausen, und erreichte den acht und vierzigsten Grad. Die Sonne brannte heftig, niemand traut dem schönen Wetter, man schreit über das böse des vergehenden Jahres, man jammert, daß der große Gott gar keine Anstalt machen will.

Nun ging mir eine neue Welt auf. Ich näherte mich den Gebirgen, die sich nach und nach entwickelten.

Benedictbeuern liegt köstlich und überrascht bei'm

erſten Anblick. In einer fruchtbaren Fläche ein lang- und breites weißes Gebäude und ein breiter hoher Felsrücken dahinter. Nun geht es hinauf zum Kochelſee; noch höher in's Gebirge zum Walchenſee. Hier begrüßte ich die erſten beſchneiten Gipfel, und auf meine Verwunderung, ſchon ſo nahe bei den Schneebergen zu ſeyn, vernahm ich, daß es geſtern in dieſer Gegend gedonnert, geblitzt und auf den Bergen geſchneit habe. Aus dieſen Meteoren wollte man Hoffnung zu beſſerem Wetter ſchöpfen und aus dem erſten Schnee eine Umwandlung der Atmoſphäre vermuthen. Die Felsklippen, die mich umgeben, ſind alle Kalk, von dem älteſten, der noch keine Verſteinerungen enthält. Dieſe Kalkgebirge gehen in ungeheuern ununterbrochenen Reihen von Dalmatien bis an den St. Gotthard und weiter fort. Hacquet hat einen großen Theil der Kette bereiſ't. Sie lehnen ſich an das quarz- und thonreiche Urgebirge.

Nach Walchenſee gelangte ich um halb Fünf. Etwa eine Stunde von dem Orte begegnete mir ein artiges Abenteuer: ein Harfner mit ſeiner Tochter, einem Mädchen von eilf Jahren, gingen vor mir her und baten mich, das Kind einzunehmen. Er trug das Inſtrument weiter, ich ließ ſie zu mir ſitzen, und ſie ſtellte eine große neue Schachtel ſorgfältig zu ihren Füßen. Ein artiges ausgebildetes Geſchöpf, in der Welt ſchon ziemlich bewandert. Nach Maria Einſiedel war ſie mit ihrer Mutter zu Fuß gewallfahrtet,

und beide wollten eben die größere Reise nach St. Jago von Compostell antreten, als die Mutter mit Tode abging und ihr Gelübde nicht erfüllen sollte. Man könne in der Verehrung der Mutter Gottes nie zu viel thun, meinte sie. Nach einem großen Brande habe sie selbst gesehen ein ganzes Haus niedergebrannt bis auf die untersten Mauern, und über der Thüre, hinter einem Glase, das Muttergottesbild, Glas und Bild unversehrt, welches denn doch ein augenscheinliches Wunder sei. All ihre Reisen habe sie zu Fuße gemacht, zuletzt in München vor dem Churfürsten gespielt und sich überhaupt vor ein und zwanzig fürstlichen Personen hören lassen. Sie unterhielt mich recht gut. Hübsche, große, braune Augen, eine eigensinnige Stirn, die sich manchmal ein wenig hinaufwärts faltete. Wenn sie sprach, war sie angenehm und natürlich, besonders wenn sie kindischlaut lachte; hingegen wenn sie schwieg, schien sie etwas bedeuten zu wollen und machte mit der Oberlippe eine fatale Miene. Ich sprach sehr viel mit ihr durch, sie war überall zu Hause und merkte gut auf die Gegenstände. So fragte sie mich einmal, was das für ein Baum sei? Es war ein schöner großer Ahorn, der erste der mir auf der ganzen Reise zu Gesichte kam. Den hatte sie doch gleich bemerkt und freute sich, da mehrere nach und nach erschienen, daß sie auch diesen Baum unterscheiden könne. Sie gehe, sagte sie, nach Botzen auf die Messe, wo ich doch wahrscheinlich auch hin-

zöge. Wenn ſie mich dort anträfe, müſſe ich ihr einen Jahrmarkt kaufen, welches ich ihr denn auch verſprach. Dort wolle ſie auch ihre neue Haube aufſetzen, die ſie ſich in München von ihrem Verdienſt habe machen laſſen. Sie wolle mir ſolche im voraus zeigen. Nun eröffnete ſie die Schachtel, und ich mußte mich des reichgeſtickten und wohlbebänderten Kopfſchmuckes mit ihr erfreuen.

Über eine andere frohe Ausſicht vergnügten wir uns gleichfalls zuſammen. Sie verſicherte nämlich, daß es gut Wetter gäbe. Sie trügen ihren Barometer mit ſich, und das ſey die Harfe. Wenn ſich der Discant hinaufſtimme, ſo gebe es gutes Wetter, und das habe er heute gethan. Ich ergriff das Omen, und wir ſchieden im beſten Humor in der Hoffnung eines baldigen Wiederſehns.

Auf dem Brenner, den 8. September Abends.

Hierher gekommen, gleichſam gezwungen, endlich an einen Ruhepunct, an einen ſtillen Ort, wie ich ihn mir nur hätte wünſchen können. Es war ein Tag, den man Jahre lang in der Erinnerung genießen kann. Um ſechs Uhr verließ ich Mittenwald, den klaren Himmel reinigte ein ſcharfer Wind vollkommen. Es war eine Kälte, wie ſie nur im Februar erlaubt iſt. Nun aber, bei dem Glanze der aufgehenden Sonne, die dunkeln, mit Fichten bewachſenen Vordergründe, die grauen Kalkfelſen dazwiſchen und dahinter die

beſchneiten höchſten Gipfel auf einem tieferen Himmelsblau, das waren köſtliche, ewig abwechſelnde Bilder.

Bei Scharnitz kommt man in's Tyrol. Die Gränze iſt mit einem Walle geſchloſſen, der das Thal verriegelt und ſich an die Berge anſchließt. Es ſieht gut aus: an der einen Seite iſt der Felſen befeſtigt, an der andern ſteigt er ſenkrecht in die Höhe. Von Seefeld wird der Weg immer intereſſanter, und wenn er bisher, ſeit Benedictbeuern herauf, von Höhe zu Höhe ſtieg, und alle Waſſer die Region der Iſar ſuchten, ſo blickt man nun über einen Rücken in das Innthal, und Inzingen liegt vor uns. Die Sonne war hoch und heiß, ich mußte meine Kleidung erleichtern, die ich bei der veränderlichen Atmoſphäre des Tages oft wechſele.

Bei Zierl fährt man in's Innthal herab. Die Lage iſt unbeſchreiblich ſchön, und der hohe Sonnenduft machte ſie ganz herrlich. Der Poſtillon eilte mehr als ich wünſchte: er hatte noch keine Meſſe gehört und wollte ſie in Innsbruck, es war eben Marientag, um deſto andächtiger zu ſich nehmen. Nun raſſelte es immer an dem Inn hinab, an der Martinswand vorbei, einer ſteil abgehenden ungeheuern Kalkwand. Zu dem Platze, wohin Kaiſer Maximilian ſich verſtiegen haben ſoll, getraute ich mir wohl ohne Engel hin und her zu kommen, ob es gleich immer ein frevelhaftes Unternehmen wäre.

Innsbruck liegt herrlich in einem breiten reichen Thale, zwiſchen hohen Felſen und Gebirgen. Erſt

wollte ich dableiben, aber es ließ mir keine Ruhe. Kurze Zeit ergötzte ich mich an dem Sohne des Wirths, einem leibhaftigen Söller. So begegnen mir nach und nach meine Menschen. Das Fest Mariä Geburt zu feiern, ist alles geputzt. Gesund und wohlhäbig zu Schaaren, wallfahrten sie nach Wilten, einem Andachtsorte, eine Viertelstunde von der Stadt gegen das Gebirge zu. Um zwei Uhr, als mein rollender Wagen das muntere bunte Gedränge theilte, war alles in frohem Zug und Gang.

Von Innsbruck herauf wird es immer schöner, da hilft kein Beschreiben. Auf den gebahntesten Wegen steigt man eine Schlucht herauf, die das Wasser nach dem Inn zu sendet, eine Schlucht, die den Augen unzählige Abwechselungen bietet. Wenn der Weg nah am schroffsten Felsen hergeht, ja in ihn hineingehauen ist, so erblickt man die Seite gegenüber sanft abhängig, so daß noch kann der schönste Feldbau darauf geübt werden. Es liegen Dörfer, Häuser, Häuschen, Hütten, alles weiß angestrichen, zwischen Feldern und Hecken auf der abhängenden hohen und breiten Fläche. Bald verändert sich das Ganze: das Benutzbare wird zur Wiese, bis sich auch das in einen steilen Abhang verliert.

Zu meiner Welterschaffung habe ich manches erobert, doch nichts ganz Neues und Unerwartetes. Auch habe ich viel geträumt von dem Modell, wovon ich so lange rede, woran ich so gern anschaulich machen

möchte, was in meinem Innern herumzieht, und was ich nicht jedem in der Natur vor Augen stellen kann.

Nun wurde es dunkler und dunkler, das Einzelne verlor sich, die Massen wurden immer größer und herrlicher, endlich da sich alles nur wie ein tiefes geheimes Bild vor mir bewegte, sah ich auf einmal wieder die hohen Schneegipfel vom Mond beleuchtet, und nun erwarte ich, daß der Morgen diese Felsenkluft erhelle, in der ich auf der Gränzscheide des Südens und Nordens eingeklemmt bin.

Ich füge noch einige Bemerkungen hinzu, über die Witterung, die mir vielleicht eben deßwegen so günstig ist, weil ich ihr so viele Betrachtungen widme. Auf dem flachen Lande empfängt man gutes und böses Wetter, wenn es schon fertig geworden, im Gebirge ist man gegenwärtig, wenn es entsteht. Dieses ist mir nun so oft begegnet, wenn ich auf Reisen, Spaziergängen, auf der Jagd Tag' und Nächte lang in den Bergwäldern, zwischen Klippen verweilte, und da ist mir eine Grille aufgestiegen, die ich auch für nichts anders geben will, die ich aber nicht los werden kann, wie man denn eben die Grillen am wenigsten los wird. Ich sehe sie überall, als wenn es eine Wahrheit wäre, und so will ich sie denn auch aussprechen, da ich ohnehin die Nachsicht meiner Freunde so oft zu prüfen im Falle bin.

Betrachten wir die Gebirge näher oder ferner, und sehen ihre Gipfel bald im Sonnenscheine glänzen,

bald vom Nebel umzogen, von stürmenden Wolken umsauf't, von Regenstrichen gepeitscht, mit Schnee bedeckt, so schreiben wir das alles der Atmosphäre zu, da wir mit Augen ihre Bewegungen und Veränderungen gar wohl sehen und fassen. Die Gebirge hingegen liegen vor unserm äußeren Sinn in ihrer herkömmlichen Gestalt unbeweglich da. Wir halten sie für todt, weil sie erstarrt sind, wir glauben sie unthätig, weil sie ruhen. Ich aber kann mich schon seit längerer Zeit nicht entbrechen, einer innern, stillen, geheimen Wirkung derselben die Veränderungen, die sich in der Atmosphäre zeigen, zum großen Theile zuzuschreiben. Ich glaube nämlich, daß die Masse der Erde überhaupt, und folglich auch besonders ihre hervorragenden Grundfesten, nicht eine beständige, immer gleiche Anziehungskraft ausüben, sondern daß diese Anziehungskraft sich in einem gewissen Pulsiren äußert, so daß sie sich durch innere nothwendige, vielleicht auch äußere zufällige Ursachen bald vermehrt, bald vermindert. Mögen alle anderen Versuche diese Oscillation darzustellen zu beschränkt und roh sein, die Atmosphäre ist zart und weit genug, um uns von jenen stillen Wirkungen zu unterrichten. Vermindert sich jene Anziehungskraft im geringsten, alsobald deutet uns die verringerte Schwere, die verminderte Elasticität der Luft diese Wirkung an. Die Atmosphäre kann die Feuchtigkeit, die in ihr chemisch und mechanisch vertheilt war, nicht mehr tragen, Wolken

senken sich, Regen stürzen nieder, und Regenströme ziehen nach dem Lande zu. Vermehrt aber das Gebirg seine Schwerkraft, so wird alsobald die Elasticität der Luft wieder hergestellt, und es entspringen zwei wichtige Phänomene. Einmal versammeln die Berge ungeheuere Wolkenmassen um sich her, halten sie fest und starr, wie zweite Gipfel über sich, bis sie, durch innern Kampf elektrischer Kräfte bestimmt, als Gewitter, Nebel und Regen niedergehen, sodann wirkt auf den Überrest die elastische Luft, welche nun wieder mehr Wasser zu fassen, aufzulösen und zu verarbeiten fähig ist. Ich sah das Aufzehren einer solchen Wolke ganz deutlich: sie hing um den steilsten Gipfel, das Abendroth beschien sie. Langsam, langsam sonderten ihre Enden sich ab, einige Flocken wurden weggezogen und in die Höhe gehoben; diese verschwanden, und so verschwand die ganze Masse nach und nach und ward vor meinen Augen, wie ein Rocken, von einer unsichtbaren Hand ganz eigentlich abgesponnen.

Wenn die Freunde über den ambulanten Wetterbeobachter und dessen seltsame Theorien gelächelt haben, so gebe ich ihnen vielleicht durch einige andere Betrachtungen Gelegenheit zum Lachen, denn ich muß gestehen, da meine Reise eigentlich eine Flucht war, vor allen den Unbilden, die ich unter dem ein und funfzigsten Grade erlitten, daß ich Hoffnung hatte, unter dem acht und vierzigsten ein wahres Gosen zu betreten. Allein ich fand mich getäuscht, wie ich

früher hätte wiſſen ſollen; denn nicht die Polhöhe allein macht Klima und Witterung, ſondern die Bergreihen, beſonders jene, die von Morgen nach Abend die Länder durchſchneiden. In dieſen ereignen ſich immer große Veränderungen, und nordwärts liegende Länder haben am meiſten darunter zu leiden. So ſcheint auch die Witterung für den ganzen Norden dieſen Sommer über durch die große Alpenkette, auf der ich dieſes ſchreibe, beſtimmt worden zu ſein. Hier hat es die letzten Monate her immer geregnet, und Süd-Weſt und Süd-Oſt haben den Regen durchaus nordwärts geführt. In Italien ſollen ſie ſchön Wetter, ja zu trocken, gehabt haben.

Nun von dem abhängigen, durch Klima, Berghöhe, Feuchtigkeit auf das mannichfaltigſte bedingten Pflanzenreich einige Worte. Auch hierin habe ich keine ſonderliche Veränderung, doch Gewinn gefunden. Äpfel und Birnen hängen ſchon häufig vor Innsbruck in dem Thale, Pfirſchen und Trauben hingegen bringen ſie aus Wälſchland, oder vielmehr aus dem mittägigen Tyrol. Um Innsbruck bauen ſie viel Türkiſch- und Haidekorn, das ſie Blende nennen. Den Brenner herauf ſah ich die erſten Lärchenbäume, bei Schönberg den erſten Zirbel. Ob wohl das Harfnermädchen hier auch nachgefragt hätte?

Die Pflanzen betreffend fühl' ich noch ſehr meine Schülerſchaft. Bis München glaubt' ich wirklich nur die gewöhnlichen zu ſehen. Freilich war meine eilige

Tag- und Nachtfahrt ſolchen feinern Beobachtungen nicht günſtig. Nun habe ich zwar meinen Linné bei mir und ſeine Terminologie wohl eingeprägt, wo ſoll aber Zeit und Ruhe zum Analyſiren herkommen, das ohnehin, wenn ich mich recht kenne, meine Stärke niemals werden kann? Daher ſchärf' ich mein Auge auf's Allgemeine, und als ich am Walchenſee die erſte Gentiana ſah, fiel mir auf, daß ich auch bisher zuerſt am Waſſer die neuen Pflanzen fand.

Was mich noch aufmerkſamer machte, war der Einfluß, den die Gebirgshöhe auf die Pflanzen zu haben ſchien. Nicht nur neue Pflanzen fand ich da, ſondern Wachsthum der alten verändert; wenn in der tiefern Gegend Zweige und Stengel ſtärker und maſtiger waren, die Augen näher an einander ſtanden und die Blätter breit waren, ſo wurden höher in's Gebirg hinauf Zweige und Stengel zarter, die Augen rückten aus einander, ſo daß von Knoten zu Knoten ein größerer Zwiſchenraum ſtatt fand, und die Blätter ſich lanzenförmiger bildeten. Ich bemerkte dieß bei einer Weide und einer Gentiana und überzeugte mich, daß es nicht etwa verſchiedene Arten wären. Auch am Walchenſee bemerkte ich längere und ſchlankere Binſen als im Unterlande.

Die Kalkalpen, welche ich bisher durchſchnitten, haben eine graue Farbe und ſchöne, ſonderbare, unregelmäßige Formen, ob ſich gleich der Fels in Lager und Bänke theilt. Aber weil auch geſchwungene Lager

vorkommen, und der Fels überhaupt ungleich verwittert, ſo ſehen die Wände und Gipfel ſeltſam aus. Dieſe Gebirgsart ſteigt den Brenner weit herauf. In der Gegend des oberen Sees fand ich eine Veränderung deſſelben. An dunkelgrünen und dunkelgrauen Glimmerſchiefer, ſtark mit Quarz durchzogen, lehnte ſich ein weißer dichter Kalkſtein, der an der Ablöſung glimmerig war und in großen, obgleich unendlich zerklüfteten Maſſen anſtand. Über demſelben fand ich wieder Glimmerſchiefer, der mir aber zärter als der vorige zu ſein ſchien. Weiter hinauf zeigt ſich eine beſondere Art Gneis, oder vielmehr eine Granitart, die ſich dem Gneis zubildet, wie in der Gegend von Elbogen. Hier oben, gegen dem Hauſe über, iſt der Fels Glimmerſchiefer. Die Waſſer, die aus dem Berge kommen, bringen nur dieſen Stein und grauen Kalk mit.

Nicht fern muß der Granitſtock ſein, an den ſich alles anlehnt. Die Karte zeigt, daß man ſich an der Seite des eigentlichen großen Brenners befindet, von dem aus die Waſſer ſich ringsum ergießen.

Vom Äußern des Menſchengeſchlechts habe ich ſo viel aufgefaßt. Die Nation iſt wacker und gerade vor ſich hin. Die Geſtalten bleiben ſich ziemlich gleich, braune wohlgeöffnete Augen und ſehr gut gezeichnete ſchwarze Augenbraunen bei den Weibern; dagegen blonde und breite Augenbraunen bei den Männern. Dieſen geben die grünen Hüte zwiſchen den grauen

Felsen ein fröhliches Ansehn. Sie tragen sie geziert mit Bändern oder breiten Schärpen von Tafft mit Franzen, die mit Nadeln gar zierlich aufgeheftet werden. Auch hat jeder eine Blume oder eine Feder auf dem Hut. Dagegen verbilden sich die Weiber durch weiße, baumwollene, zottige, sehr weite Mützen, als wären es unförmliche Mannesnachtmützen. Das gibt ihnen ein ganz fremdes Ansehn, da sie im Auslande die grünen Mannshüte tragen, die sehr schön kleiden.

Ich habe Gelegenheit gehabt zu sehen, welchen Werth die gemeinen Leute auf Pfauenfedern legen, und wie überhaupt jede bunte Feder geehrt wird. Wer diese Gebirge bereisen wollte, müßte dergleichen mit sich führen. Eine solche am rechten Orte angebrachte Feder würde statt des willkommensten Trinkgeldes dienen.

Indem ich nun diese Blätter sondere, sammele, hefte und dergestalt einrichte, daß sie meinen Freunden bald einen leichten Überblick meiner bisherigen Schicksale gewähren können, und daß ich mir zugleich was ich bisher erfahren und gedacht, von der Seele wälze, betrachte ich dagegen mit einem Schauer manche Packete, von denen ich ein kurz und gutes Bekenntniß ablegen muß: sind es doch meine Begleiter, werden sie nicht viel Einfluß auf meine nächsten Tage haben!

Ich hatte nach Karlsbad meine sämmtlichen Schriften mitgenommen, um die von Göschen zu besorgende

Ausgabe schließlich zusammen zu stellen. Die ungedruckten besaß ich schon längst in schönen Abschriften, von der geschickten Hand des Secretär Vogel. Dieser wackere Mann begleitete mich auch dießmal, um mir durch seine Fertigkeit beizustehen. Dadurch ward ich in den Stand gesetzt, die vier ersten Bände, unter der treusten Mitwirkung Herders, an den Verleger abzusenden, und war im Begriff, mit den vier letzten das Gleiche zu thun. Diese bestanden theils aus nur entworfenen Arbeiten, ja aus Fragmenten, wie denn meine Unart, vieles anzufangen und bei vermindertem Interesse liegen zu lassen, mit den Jahren, Beschäftigungen und Zerstreuungen allgemach zugenommen hatte.

Da ich nun diese Dinge sämmtlich mit mir führte, so gehorchte ich gern den Anforderungen der Karlsbader geistreichen Gesellschaft und las ihr alles vor, was bisher unbekannt geblieben, da man sich denn jedesmal über das Nichtvollbringen derjenigen Dinge, an denen man sich gern länger unterhalten hätte, bitterlich beschwerte.

Die Feier meines Geburtstages bestand hauptsächlich darin, daß ich mehrere Gedichte erhielt, im Namen meiner unternommenen aber vernachlässigten Arbeiten, worin sich jedes nach seiner Art über mein Verfahren beklagte. Darunter zeichnete sich ein Gedicht im Namen der Vögel aus, wo eine an Treufreund gesendete Deputation dieser muntern Geschöpfe

inständig bat, er möchte doch das ihnen zugesagte Reich nunmehr auch gründen und einrichten. Nicht weniger einsichtig und anmuthig waren die Äußerungen über meine andern Stückwerke, so daß sie mir auf einmal wieder lebendig wurden und ich den Freunden meine gehabten Vorsätze und vollständigen Plane mit Vergnügen erzählte. Dieß veranlaßte dringende Forderungen und Wünsche und gab Herdern gewonnen Spiel, als er mich zu überreden suchte, ich möchte diese Papiere nochmals mit mir nehmen, vor allen aber Iphigenien noch einige Aufmerksamkeit schenken, welche sie wohl verdiene. Das Stück, wie es gegenwärtig liegt, ist mehr Entwurf als Ausführung, es ist in poetischer Prosa geschrieben, die sich manchmal in einen jambischen Rhythmus verliert, auch wohl andern Sylbenmaßen ähnelt. Dieses thut freilich der Wirkung großen Eintrag, wenn man es nicht sehr gut lies't und durch gewisse Kunstgriffe die Mängel zu verbergen weiß. Er legte mir dieses so dringend an's Herz, und da ich meinen größeren Reiseplan ihm wie allen verborgen hatte, so glaubte er, es sei nur wieder von einer Bergwanderung die Rede, und weil er sich gegen Mineralogie und Geologie immer spöttisch erwies, meinte er, ich sollte, anstatt taubes Gestein zu klopfen, meine Werkzeuge an diese Arbeit wenden. Ich gehorchte so vielen wohlgemeinten Andrängen: bis hierher aber war es nicht möglich, meine Aufmerksamkeit dahin zu lenken.

Jetzt ſondere ich Iphigenien aus dem Packet und nehme ſie mit in das ſchöne warme Land als Begleiterin. Der Tag iſt ſo lang, das Nachdenken ungeſtört, und die herrlichen Bilder der Umwelt verdrängen keineswegs den poetiſchen Sinn, ſie rufen ihn vielmehr, von Bewegung und freier Luft begleitet, nur deſto ſchneller hervor.

Vom Brenner bis Verona.

Trient, den 11. September früh.

Nachdem ich völlig funfzig Stunden am Leben und in steter Beschäftigung gewesen, kam ich gestern Abend um acht Uhr hier an, begab mich bald zur Ruhe und finde mich nun wieder im Stande, in meiner Erzählung fortzufahren. Am neunten Abends, als ich das erste Stück meines Tagebuchs geschlossen hatte, wollte ich noch die Herberge, das Posthaus auf dem Brenner, in seiner Lage zeichnen, aber es gelang nicht, ich verfehlte den Charakter und ging halb verdrießlich nach Hause. Der Wirth fragte mich, ob ich nicht fort wollte: es sei Mondenschein und der beste Weg, und ob ich wohl wußte, daß er die Pferde morgen früh zum Einfahren des Grummets brauchte und bis dahin gern wieder zu Hause hätte, sein Rath also eigennützig war, so nahm ich ihn doch, weil er mit meinem innern Triebe übereinstimmte, als gut an. Die Sonne ließ sich wieder blicken, die Luft war leidlich, ich packte ein, und um sieben Uhr fuhr ich weg. Die Atmosphäre ward über die Wolken Herr und der Abend gar schön.

Der Postillon schlief ein, und die Pferde liefen den schnellen Trab bergunter, immer auf dem be-

kannten Wege fort; kamen sie an ein eben Fleck, so ging es desto langsamer. Der Führer wachte auf und trieb wieder an, und so kam ich sehr geschwind, zwischen hohen Felsen, an dem reißenden Etschfluß hinunter. Der Mond ging auf und beleuchtete ungeheuere Gegenstände. Einige Mühlen zwischen uralten Fichten über dem schäumenden Strom waren völlige Everdingen.

Als ich um neun Uhr nach Sterzing gelangte, gab man mir zu verstehen, daß man mich gleich wieder wegwünsche. In Mittewald Punct zwölf Uhr fand ich alles in tiefem Schlafe, außer dem Postillon, und so ging es weiter auf Brixen, wo man mich wieder gleichsam entführte, so daß ich mit dem Tage in Collmann ankam. Die Postillons fuhren, daß einem Sehen und Hören verging, und so leid es mir that, diese herrlichen Gegenden mit der entsetzlichsten Schnelle und bei Nacht wie im Fluge zu durchreisen, so freuete es mich doch innerlich, daß ein günstiger Wind hinter mir herblies und mich meinen Wünschen zujagte. Mit Tagesanbruch erblickte ich die ersten Rebhügel. Eine Frau mit Birnen und Pfirschen begegnete mir, und so ging es auf Teutschen los, wo ich um sieben Uhr ankam und gleich weiter befördert wurde. Nun erblickte ich endlich bei höhem Sonnenschein, nachdem ich wieder eine Weile nordwärts gefahren war, das Thal, worin Botzen liegt. Von steilen, bis auf eine ziemliche Höhe angebauten Bergen umgeben, ist es gegen

Mittag offen, gegen Norden von den Tyroler Bergen gedeckt. Eine milde sanfte Luft füllte die Gegend. Hier wendet sich die Etsch wieder gegen Mittag. Die Hügel am Fuße der Berge sind mit Wein bebaut. Über lange niedrige Lauben sind die Stöcke gezogen, die blauen Trauben hängen gar zierlich von der Decke herunter und reifen an der Wärme des nahen Bodens. Auch in der Fläche des Thals, wo sonst nur Wiesen sind, wird der Wein in solchen eng an einander stehenden Reihen von Lauben gebaut, dazwischen das türkische Korn, das nun immer höhere Stengel treibt. Ich habe es oft zu zehn Fuß hoch gesehen. Die zaselige männliche Blüthe ist noch nicht abgeschnitten, wie es geschieht, wenn die Befruchtung eine Zeit lang vorbei ist.

Bei heiterm Sonnenschein kam ich nach Botzen. Die vielen Kaufmannsgesichter freuten mich beisammen. Ein absichtliches wohlbehagliches Dasein drückt sich recht lebhaft aus. Auf dem Platze saßen Obstweiber mit runden flachen Körben, über vier Fuß im Durchmesser, worin die Pfirschen neben einander lagen, daß sie sich nicht drücken sollten. Eben so die Birnen. Hier fiel mir ein, was ich in Regensburg am Fenster des Wirthshauses geschrieben sah:

Comme les pêches et les melons
Sont pour la bouche d'un baron,
Ainsi les verges et les bâtons
Sont pour les fous, dit Salomon.

Daß ein nordischer Baron dieses geschrieben, ist offenbar, und daß er in diesen Gegenden seine Begriffe ändern würde, ist auch natürlich.

Die Botzner Messe bewirkt einen starken Seidenvertrieb; auch Tücher werden dahin gebracht und was an Leder aus den gebirgigen Gegenden zusammen geschafft wird. Doch kommen mehrere Kaufleute hauptsächlich um Gelder einzucassiren, Bestellungen anzunehmen und neuen Credit zu geben dahin. Ich hatte große Lust, alle die Producte zu beleuchten, die hier auf einmal zusammengefunden werden, doch der Trieb, die Unruhe, die hinter mir ist, läßt mich nicht rasten, und ich eile sogleich wieder fort. Dabei kann ich mich trösten, daß in unsern statistischen Zeiten dieß alles wohl schon gedruckt ist, und man sich gelegentlich davon aus Büchern unterrichten kann. Mir ist jetzt nur um die sinnlichen Eindrücke zu thun, die kein Buch, kein Bild gibt. Die Sache ist, daß ich wieder Interesse an der Welt nehme, meinen Beobachtungsgeist versuche und prüfe, wie weit es mit meinen Wissenschaften und Kenntnissen geht, ob mein Auge licht, rein und hell ist, wie viel ich in der Geschwindigkeit fassen kann, und ob die Falten, die sich in mein Gemüth geschlagen und gedrückt haben, wieder auszutilgen sind. Schon jetzt, daß ich mich selbst bediene, immer aufmerksam, immer gegenwärtig sein muß, gibt mir diese wenigen Tage her eine ganz andere Elasticität des Geistes; ich muß mich um den Geld-

cours bekümmern, wechseln, bezahlen, notiren, schreiben, anstatt daß ich sonst nur dachte, wollte, sann, befahl und dictirte.

Von Botzen auf Trient geht es neun Meilen weg in einem fruchtbaren und fruchtbareren Thale hin. Alles was auf den höheren Gebirgen zu vegetiren versucht, hat hier schon mehr Kraft und Leben, die Sonne scheint heiß, und man glaubt wieder einmal an einen Gott.

Eine arme Frau rief mich an, ich möchte ihr Kind in den Wagen nehmen, weil ihm der heiße Boden die Füße verbrenne. Ich übte diese Mildthätigkeit zu Ehren des gewaltigen Himmelslichtes. Das Kind war sonderbar geputzt und aufgeziert, ich konnte ihm aber in keiner Sprache etwas abgewinnen.

Die Etsch fließt nun sanfter und macht an vielen Orten breite Kiese. Auf dem Lande, nah am Fluß, die Hügel hinauf, ist alles so enge an und in einander gepflanzt, daß man denkt, es müsse eins das andere ersticken. Weingeländer, Mais, Maulbeerbäume, Äpfel, Birnen, Quitten und Nüsse. Über Mauern wirft sich der Attich lebhaft herüber. Epheu wächs't in starken Stämmen die Felsen hinauf, und verbreitet sich weit über sie; die Eidechse schlüpft durch die Zwischenräume, auch alles was hin und her wandelt, erinnert einen an die liebsten Kunstbilder. Die aufgebundenen Zöpfe der Frauen, der Männer bloße Brust und leichte Jacken, die trefflichen Ochsen,

die sie vom Markt nach Hause treiben, die beladenen Eselchen, alles bildet einen lebendigen bewegten Heinrich Roos. Und nun wenn es Abend wird, bei der milden Luft wenige Wolken an den Bergen ruhen, am Himmel mehr stehen als ziehen, und gleich nach Sonnenuntergang das Geschrille der Heuschrecken laut zu werden anfängt, da fühlt man sich doch einmal in der Welt zu Hause, und nicht wie geborgt, oder im Exil. Ich lasse mirs gefallen, als wenn ich hier geboren und erzogen wäre und nun von einer Grönlandsfahrt, von einem Wallfischfange zurückkäme. Auch der vaterländische Staub, der manchmal den Wagen umwirbelt, von dem ich so lange nichts erfahren habe, wird begrüßt. Das Glocken- und Schellengeläute der Heuschrecken ist allerliebst, durchdringend und nicht unangenehm. Lustig klingt es, wenn muthwillige Buben mit einem Feld solcher Sängerinnen um die Wette pfeifen, man bildet sich ein, daß sie einander wirklich steigern. Auch der Abend ist vollkommen milde, wie der Tag.

Wenn mein Entzücken hierüber jemand vernähme, der in Süden wohnte, von Süden herkäme, er würde mich für sehr kindisch halten. Ach, was ich hier ausdrücke, habe ich lange gewußt, so lange als ich unter einem bösen Himmel dulde, und jetzt mag ich gern diese Freude als Ausnahme fühlen, die wir als eine ewige Naturnothwendigkeit immer fort genießen sollten.

Trient [bis Roveredo],
den 11. September Abends.

Ich bin in der Stadt herum gegangen, die uralt ist und in einigen Straßen neue wohlgebaute Häuser hat. In der Kirche hängt ein Bild, wo das versammelte Concilium einer Predigt des Jesuitengenerals zuhört. Ich möchte wohl wissen, was er ihnen aufgebunden hat. Die Kirche dieser Väter bezeichnet sich gleich von außen durch rothe Marmorpilaster an der Façade; ein schwerer Vorhang schließt die Thüre, den Staub abzuhalten. Ich hob ihn auf und trat in eine kleine Vorkirche; die Kirche selbst ist durch ein eisernes Gitter geschlossen, doch so, daß man sie ganz übersehen kann. Es war alles still und ausgestorben, denn es wird hier kein Gottesdienst mehr gehalten. Die vordere Thüre stand nur auf, weil zur Vesperzeit alle Kirchen geöffnet sein sollen.

Wie ich nun so dastehe und der Bauart nachdenke, die ich den übrigen Kirchen dieser Väter ähnlich fand, tritt ein alter Mann herein, das schwarze Käppchen sogleich abnehmend. Sein alter, schwarzer, vergrauter Rock deutete auf einen verkümmerten Geistlichen; er kniet vor dem Gitter nieder und steht nach einem kurzen Gebet wieder auf. Wie er sich umkehrt, sagt er halb laut für sich: „Da haben sie nun die Jesuiten heraus getrieben, sie hätten ihnen auch zahlen sollen, was die Kirche gekostet hat. Ich weiß wohl was sie gekostet hat und das Seminarium, wie viele Tau-

ſende". Indeſſen war er hinaus und hinter ihm der Vorhang zugefallen, den ich lüftete und mich ſtill hielt. Er war auf der obern Stufe ſtehen geblieben und ſagte: „Der Kaiſer hat es nicht gethan, der Papſt hat es gethan". Mit dem Geſicht gegen die Straße gekehrt und ohne mich zu vermuthen, fuhr er fort: „Erſt die Spanier, dann wir, dann die Franzoſen. Abels Blut ſchreit über ſeinen Bruder Cain!" und ſo ging er die Treppe hinab, immer mit ſich redend, die Straße hin. Wahrſcheinlich iſt es ein Mann, den die Jeſuiten erhielten, und der über den ungeheuern Fall des Ordens den Verſtand verlor und nun täglich kommt, in dem leeren Gefäß die alten Bewohner zu ſuchen und nach einem kurzen Gebet ihren Feinden den Fluch zu geben.

Ein junger Mann, den ich um die Merkwürdigkeiten der Stadt fragte, zeigte mir ein Haus, das man des Teufels Haus nennt, welches der ſonſt allzeit fertige Zerſtörer in einer Nacht mit ſchnell herbeigeſchafften Steinen erbaut haben ſoll. Das eigentliche Merkwürdige daran bemerkte der gute Menſch aber nicht, daß es nämlich das einzige Haus von gutem Geſchmack iſt, das ich in Trient geſehen habe, in einer älteren Zeit gewiß von einem guten Italiäner aufgeführt.

Abends um fünf Uhr reiſ'te ich ab; wieder das Schauſpiel von geſtern Abend, und die Heuſchrecken, die gleich bei Sonnenuntergang zu ſchrillen anfangen.

Wohl eine Meile weit fährt man zwiſchen Mauern, über welche ſich Traubengeländer ſehen laſſen; andere Mauern, die nicht hoch genug ſind, hat man mit Steinen, Dornen und ſonſt zu erhöhen geſucht, um das Abrupfen der Trauben den Vorbeigehenden zu wehren. Viele Beſitzer beſpritzen die vorderſten Reihen mit Kalk, der die Trauben ungenießbar macht, dem Wein aber nichts ſchadet, weil die Gährung alles wieder heraustreibt.

Den 11. September Abends.

Hier bin ich nun in Roveredo, wo die Sprache ſich abſchneidet; oben herein ſchwankt es noch immer vom Deutſchen zum Italiäniſchen. Nun hatte ich zum erſtenmal einen ſtockwälſchen Poſtillon, der Wirth ſpricht kein Deutſch, und ich muß nun meine Sprachkünſte verſuchen. Wie froh bin ich, daß nunmehr die geliebte Sprache lebendig, die Sprache des Gebrauchs wird.

Torbole, den 12. September nach Tiſche.

Wie ſehr wünſchte ich meine Freunde einen Augenblick neben mich, daß ſie ſich der Ausſicht freuen könnten, die vor mir liegt.

Heute Abend hätte ich können in Verona ſein, aber es lag mir noch eine herrliche Naturwirkung an der Seite, ein köſtliches Schauſpiel, der Gardaſee, den wollte ich nicht verſäumen, und bin herrlich für meinen Umweg belohnt. Nach Fünfen fuhr ich von Roveredo

fort, ein Seitenthal hinauf, das ſeine Waſſer noch in die Etſch gießt. Wenn man hinauf kommt, liegt ein ungeheurer Felsriegel hinten vor, über den man nach dem See hinunter muß. Hier zeigten ſich die ſchönſten Kalkfelſen zu mahleriſchen Studien. Wenn man hinab kommt, liegt ein Örtchen am nördlichen Ende des Sees, und iſt ein kleiner Hafen oder vielmehr Anfahrt daſelbſt, es heißt Torbole. Die Feigenbäume hatten mich ſchon den Weg herauf häufig begleitet, und indem ich in das Fels-Amphitheater hinabſtieg, fand ich die erſten Ölbäume voller Oliven. Hier traf ich auch zum erſtenmal die weißen kleinen Feigen, als gemeine Frucht, welche mir die Gräfin Lanthieri verheißen hatte.

Aus dem Zimmer, in dem ich ſitze, geht eine Thüre nach dem Hof hinunter, ich habe meinen Tiſch davor gerückt und die Ausſicht mit einigen Linien gezeichnet. Man überſieht den See beinah in ſeiner ganzen Länge, nur am Ende links entwendet er ſich unſern Augen. Das Ufer, auf beiden Seiten von Hügeln und Bergen eingefaßt, glänzt von unzähligen kleinen Ortſchaften.

Nach Mitternacht bläſ't der Wind von Norden nach Süden, wer alſo den See hinab will, muß zu dieſer Zeit fahren: denn ſchon einige Stunden vor Sonnenaufgang wendet ſich der Luftſtrom und zieht nordwärts. Jetzo Nachmittag wehet er ſtark gegen mich und kühlt die heiße Sonne gar lieblich. Zugleich lehrt mich Volkmann, daß dieſer See ehemals

Benacus geheißen, und bringt einen Vers des Virgil, worin deſſen gedacht wird:

Fluctibus et fremitu resonans Benace marino.

Der erſte lateiniſche Vers, deſſen Inhalt lebendig vor mir ſteht, und der in dem Augenblicke, da der Wind immer ſtärker wächſ't und der See höhere Wellen gegen die Anfahrt wirft, noch heute ſo wahr iſt als vor vielen Jahrhunderten. So manches hat ſich verändert, noch aber ſtürmt der Wind in dem See, deſſen Anblick eine Zeile Virgils noch immer veredelt.

Geſchrieben unter dem fünf und vierzigſten Grade funfzig Minuten.

In der Abendkühle ging ich ſpazieren, und befinde mich nun wirklich in einem neuen Lande, in einer ganz fremden Umgebung. Die Menſchen leben ein nachläſſiges Schlaraffenleben: erſtlich haben die Thüren keine Schlöſſer; der Wirth aber verſicherte mir, ich könnte ganz ruhig ſein, und wenn alles was ich bei mir hätte aus Diamanten beſtünde; zweitens ſind die Fenſter mit Ölpapier ſtatt Glasſcheiben geſchloſſen; drittens fehlt eine höchſt nöthige Bequemlichkeit, ſo daß man dem Naturzuſtande hier ziemlich nahe kömmt. Als ich den Hausknecht nach einer gewiſſen Gelegenheit fragte, deutete er in den Hof hinunter. „Qui abasso puo servirsi!“ Ich fragte: „Dove?“ — „Da per tutto, dove vuol!“ antwortete er freundlich. Durchaus zeigt ſich die größte Sorgloſigkeit, doch Leben

und Geschäftigkeit genug. Den ganzen Tag verführen die Nachbarinnen ein Geschwätz, ein Geschrei, und haben alle zugleich etwas zu thun, etwas zu schaffen. Ich habe noch kein müßiges Weib gesehn.

Der Wirth verkündigte mir mit italiänischer Emphase, daß er sich glücklich finde, mir mit der köstlichsten Forelle dienen zu können. Sie werden bei Torbole gefangen, wo der Bach vom Gebirge herunter kommt, und der Fisch den Weg hinauf sucht. Der Kaiser erhält von diesem Fange zehn tausend Gulden Pacht. Es sind keine eigentlichen Forellen, groß, manchmal funfzig Pfund schwer, über den ganzen Körper bis auf den Kopf hinauf punctirt; der Geschmack zwischen Forelle und Lachs, zart und trefflich.

Mein eigentlich Wohlleben aber ist in Früchten, in Feigen, auch Birnen, welche da wohl köstlich sein müssen, wo schon Citronen wachsen.

Den 13. September Abends.

Heute früh um drei Uhr fuhr ich von Torbole weg, mit zwei Ruderern. Anfangs war der Wind günstig, daß sie die Segel brauchen konnten. Der Morgen war herrlich, zwar wolkig, doch bei der Dämmerung still. Wir fuhren bei Limone vorbei, dessen Berggärten, terrassenweise angelegt und mit Citronenbäumen bepflanzt, ein reiches und reinliches Ansehn geben. Der ganze Garten besteht aus Reihen von weißen viereckigen Pfeilern, die in einer gewissen

Entfernung von einander ſtehen und ſtufenweis den Berg hinaufrücken. Über dieſe Pfeiler ſind ſtarke Stangen gelegt, um im Winter die dazwiſchen gepflanzten Bäume zu decken. Das Betrachten und Beſchauen dieſer angenehmen Gegenſtände ward durch eine langſame Fahrt begünſtigt, und ſo waren wir ſchon an Malceſine vorbei, als der Wind ſich völlig umkehrte, ſeinen gewöhnlichen Tagweg nahm und nach Norden zog. Das Rudern half wenig gegen die übermächtige Gewalt, und ſo mußten wir im Hafen von Malceſine landen. Es iſt der erſte venezianiſche Ort an der Morgenſeite des Sees. Wenn man mit dem Waſſer zu thun hat, kann man nicht ſagen: ich werde heute da oder dort ſein. Dieſen Aufenthalt will ich ſo gut als möglich nutzen, beſonders das Schloß zu zeichnen, das am Waſſer liegt und ein ſchöner Gegenſtand iſt. Heute im Vorbeifahren nahm ich eine Skizze davon.

Den 14. September.

Der Gegenwind, der mich geſtern in den Hafen von Malceſine trieb, bereitete mir ein gefährliches Abenteuer, welches ich mit gutem Humor überſtand und in der Erinnerung luſtig finde. Wie ich mir vorgenommen hatte, ging ich Morgens bei Zeiten in das alte Schloß, welches ohne Thore, ohne Verwahrung und Bewachung jedermann zugänglich iſt. Im Schloßhofe ſetzte ich mich dem alten, auf und in den Felſen

gebauten Thurm gegenüber; hier hatte ich zum Zeichnen ein ſehr bequemes Plätzchen gefunden; neben einer drei, vier Stufen erhöhten verſchloſſenen Thüre, im Thürgewände ein verziertes ſteinernes Sitzchen, wie wir ſie wohl bei uns in alten Gebäuden auch noch antreffen.

Ich ſaß nicht lange, ſo kamen verſchiedene Menſchen in den Hof herein, betrachteten mich und gingen hin und wider. Die Menge vermehrte ſich, blieb endlich ſtehen, ſo daß ſie mich zuletzt umgab. Ich bemerkte wohl, daß mein Zeichnen Aufſehen erregt hatte, ich ließ mich aber nicht ſtören und fuhr ganz gelaſſen fort. Endlich drängte ſich ein Mann zu mir, nicht von dem beſten Anſehen, und fragte, was ich da mache? Ich erwiderte ihm, daß ich den alten Thurm abzeichne, um mir ein Andenken von Malceſine zu erhalten. Er ſagte darauf: es ſei dieß nicht erlaubt, und ich ſollte es unterlaſſen. Da er dieſes in gemeiner venezianiſcher Sprache ſagte, ſo daß ich ihn wirklich kaum verſtand, ſo erwiderte ich ihm, daß ich ihn nicht verſtehe. Er ergriff darauf mit wahrer italiäniſcher Gelaſſenheit mein Blatt, zerriß es, ließ es aber auf der Pappe liegen. Hierauf konnt' ich einen Ton der Unzufriedenheit unter den Umſtehenden bemerken, beſonders ſagte eine ältliche Frau, es ſei nicht recht! man ſolle den Podeſta rufen, welcher dergleichen Dinge zu beurtheilen wiſſe. Ich ſtand auf meinen Stufen, den Rücken gegen die Thüre gelehnt,

und überſchaute das immer ſich vermehrende Publicum. Die neugierigen ſtarren Blicke, der gutmüthige Ausdruck in den meiſten Geſichtern, und was ſonſt noch alles eine fremde Volksmaſſe charakteriſiren mag, gab mir den luſtigſten Eindruck. Ich glaubte das Chor der Vögel vor mir zu ſehen, das ich als Treufreund auf dem Ettersburger Theater oft zum Beſten gehabt. Dieß verſetzte mich in die heiterſte Stimmung, ſo daß, als der Podeſta mit ſeinem Actuarius herankam, ich ihn freimüthig begrüßte und auf ſeine Frage: warum ich ihre Feſtung abzeichnete, ihm beſcheiden erwiderte: daß ich dieſes Gemäuer nicht für eine Feſtung anerkenne. Ich machte ihn und das Volk aufmerkſam auf den Verfall dieſer Thürme und dieſer Mauern, auf den Mangel von Thoren, kurz auf die Wehrloſigkeit des ganzen Zuſtandes und verſicherte, ich habe hier nichts als eine Ruine zu ſehen und zu zeichnen gedacht.

Man entgegnete mir: wenn es eine Ruine ſei, was denn dran wohl merkwürdig ſcheinen könne? Ich erwiderte darauf, weil ich Zeit und Gunſt zu gewinnen ſuchte, ſehr umſtändlich, daß ſie wüßten, wie viele Reiſende nur um der Ruinen willen nach Italien zögen, daß Rom, die Hauptſtadt der Welt, von den Barbaren verwüſtet, voller Ruinen ſtehe, welche hundert und aber hundertmal gezeichnet worden, daß nicht alles aus dem Alterthum ſo erhalten ſei, wie das Amphitheater zu Verona, welches ich denn auch bald zu ſehen hoffte.

Der Podesta, welcher vor mir, aber tiefer stand, war ein langer, nicht gerade hagerer Mann von etwa dreißig Jahren. Die stumpfen Züge seines geistlosen Gesichts stimmten ganz zu der langsamen und trüben Weise, womit er seine Fragen hervorbrachte. Der Actuarius, kleiner und gewandter, schien sich in einen so neuen und seltnen Fall auch nicht gleich finden zu können. Ich sprach noch manches dergleichen, man schien mich gern zu hören, und indem ich mich an einige wohlwollende Frauengesichter wendete, glaubte ich Beistimmung und Billigung wahrzunehmen.

Als ich jedoch des Amphitheaters zu Verona erwähnte, das man im Lande unter dem Namen Arena kennt, sagte der Actuarius, der sich unterdessen besonnen hatte: das möge wohl gelten, denn jenes sei ein weltberühmtes römisches Gebäude; an diesen Thürmen aber sei nichts Merkwürdiges, als daß es die Gränze zwischen dem Gebiete Venedigs und dem östreichischen Kaiserstaate bezeichne und deßhalb nicht ausspionirt werden solle. Ich erklärte mich dagegen weitläufig, daß nicht allein griechische und römische Alterthümer, sondern auch die der mittlern Zeit Aufmerksamkeit verdienten. Ihnen sei freilich nicht zu verargen, daß sie an diesem von Jugend auf gekannten Gebäude nicht so viele mahlerische Schönheiten als ich entdecken könnten. Glücklicherweise setzte die Morgensonne Thurm, Felsen und Mauern in das schönste Licht, und ich fing an, ihnen dieses Bild mit

Enthusiasmus zu beschreiben. Weil aber mein Publicum jene belobten Gegenstände im Rücken hatte und sich nicht ganz von mir abwenden wollte, so drehten sie auf einmal jenen Vögeln gleich, die man Wendehälse nennt, die Köpfe herum, dasjenige mit Augen zu schauen, was ich ihren Ohren anpries, ja der Podesta selbst kehrte sich, obgleich mit etwas mehr Anstand, nach dem beschriebenen Bilde hin. Diese Scene kam mir so lächerlich vor, daß mein guter Muth sich vermehrte, und ich ihnen nichts, am wenigsten den Epheu schenkte, der Fels und Gemäuer auf das reichste zu verzieren schon Jahrhunderte Zeit gehabt hatte.

Der Actuarius versetzte drauf, das lasse sich alles hören, aber Kaiser Joseph sei ein unruhiger Herr, der gewiß gegen die Republik Venedig noch manches Böse im Schilde führe, und ich möchte wohl sein Unterthan, ein Abgeordneter sein, um die Gränzen auszuspähen.

„Weit entfernt", rief ich aus, „dem Kaiser anzugehören, darf ich mich wohl rühmen, so gut als ihr, Bürger einer Republik zu sein, welche zwar an Macht und Größe dem erlauchten Staat von Venedig nicht verglichen werden kann, aber doch auch sich selbst regiert und an Handelsthätigkeit, Reichthum und Weisheit ihrer Vorgesetzten keiner Stadt in Deutschland nachsteht. Ich bin nämlich von Frankfurt am Main gebürtig, einer Stadt, deren Name und Ruf gewiß bis zu euch gekommen ist."

„Von Frankfurt am Main!“ rief eine hübſche junge Frau, „da könnt ihr gleich ſehen, Herr Podeſta, was an dem Fremden iſt, den ich für einen guten Mann halte; laßt den Gregorio rufen, der lange daſelbſt conditionirt hat, der wird am beſten in der Sache entſcheiden können.“

Schon hatten ſich die wohlwollenden Geſichter um mich her vermehrt, der erſte Widerwärtige war verſchwunden, und als nun Gregorio herbeikam, wendete ſich die Sache ganz zu meinem Vortheil. Dieſer war ein Mann etwa in den funfzigen, ein braunes italiäniſches Geſicht, wie man ſie kennt. Er ſprach und betrug ſich als einer, dem etwas Fremdes nicht fremd iſt, erzählte mir ſogleich, daß er bei Bolongaro in Dienſten geſtanden und ſich freue, durch mich etwas von dieſer Familie und von der Stadt zu hören, an die er ſich mit Vergnügen erinnere. Glücklicherweiſe war ſein Aufenthalt in meine jüngeren Jahre gefallen, und ich hatte den doppelten Vortheil, ihm genau ſagen zu können, wie es zu ſeiner Zeit geweſen, und was ſich nachher verändert habe. Ich erzählte ihm von den ſämmtlichen italiäniſchen Familien, deren mir keine fremd geblieben; er war ſehr vergnügt, manches Einzelne zu hören, z. B. daß der Herr Alleſina im Jahre 1774 ſeine goldene Hochzeit gefeiert, daß darauf eine Medaille geſchlagen worden, die ich ſelbſt beſitze; er erinnerte ſich recht wohl, daß die Gattin dieſes reichen Handelsherrn eine geborne

Brentano sei. Auch von den Kindern und Enkeln dieser Häuser wußte ich ihm zu erzählen, wie sie herangewachsen, versorgt, verheirathet worden, und sich in Enkeln vermehrt hätten.

Als ich ihm nun die genaueste Auskunft fast über alles gegeben, um was er mich befragt, wechselten Heiterkeit und Ernst in den Zügen des Mannes. Er war froh und gerührt, das Volk erheiterte sich immer mehr und konnte unserm Zwiegespräch zuzuhören nicht satt werden, wovon er freilich einen Theil erst in ihren Dialect übersetzen mußte.

Zuletzt sagte er: „Herr Podesta, ich bin überzeugt, daß dieses ein braver kunstreicher Mann ist, wohlerzogen, welcher herumreis't, sich zu unterrichten. Wir wollen ihn freundlich entlassen, damit er bei seinen Landsleuten Gutes von uns rede und sie aufmuntere, Malcesine zu besuchen, dessen schöne Lage wohl werth ist, von Fremden bewundert zu sein." Ich verstärkte diese freundlichen Worte durch das Lob der Gegend, der Lage und der Einwohner, die Gerichtspersonen als weise und vorsichtige Männer nicht vergessend.

Dieses alles ward für gut erkannt, und ich erhielt die Erlaubniß, mit Meister Gregorio nach Belieben den Ort und die Gegend zu besehen. Der Wirth, bei dem ich eingekehrt war, gesellte sich nun zu uns und freute sich schon auf die Fremden, welche auch ihm zuströmen würden, wenn die Vorzüge Malcesine's erst recht an's Licht kämen. Mit lebhafter Neugierde

betrachtete er meine Kleidungsstücke, besonders aber beneidete er mich um die kleinen Terzerole, die man so bequem in die Tasche stecken konnte. Er pries diejenigen glücklich, die so schöne Gewehre tragen dürften, welches bei ihnen unter den peinlichsten Strafen verboten sei. Diesen freundlich Zudringlichen unterbrach ich einigemal, meinem Befreier mich dankbar zu erweisen. „Dankt mir nicht", versetzte der brave Mann, „mir seid ihr nichts schuldig. Verstünde der Podesta sein Handwerk, und wäre der Actuar nicht der eigennützigste aller Menschen, ihr wäret nicht so los gekommen. Jener war verlegener als ihr, und diesem hätte eure Verhaftung, die Berichte, die Abführung nach Verona auch nicht einen Heller eingetragen. Das hat er geschwind überlegt, und ihr wart schon befreit, ehe unsere Unterredung zu Ende war."

Gegen Abend holte mich der gute Mann in seinen Weinberg ab, der den See hinabwärts sehr wohlgelegen war. Uns begleitete sein funfzehnjähriger Sohn, der auf die Bäume steigen und mir das beste Obst brechen mußte, indessen der Alte die reifsten Weintrauben aussuchte.

Zwischen diesen beiden weltfremden wohlwollenden Menschen, in der unendlichen Einsamkeit dieses Erdwinkels ganz allein, fühlte ich denn doch, wenn ich die Abenteuer des Tages überdachte, auf das lebhafteste, welch ein wunderliches Wesen der Mensch ist, daß er dasjenige, was er mit Sicherheit und Be-

quemlichkeit in guter Gesellschaft genießen könnte, sich oft unbequem und gefährlich macht, bloß aus der Grille, die Welt und ihren Inhalt sich auf seine besondere Weise zuzueignen.

Gegen Mitternacht begleitete mich mein Wirth an die Barke, das Fruchtkörbchen tragend, welches mir Gregorio verehrt hatte, und so schied ich mit günstigem Wind von dem Ufer, welches mir lästrygonisch zu werden gedroht hatte.

Nun von meiner Seefahrt! Sie endete glücklich, nachdem die Herrlichkeit des Wasserspiegels und des daran liegenden Brescianischen Ufers mich recht im Herzen erquickt hatte. Da wo an der Abendseite das Gebirge aufhört steil zu sein, und die Landschaft flächer nach dem See fällt, liegen in einer Reihe, in einer Länge von ungefähr anderthalb Stunden, Gargnano, Boiacco, Cecina, Toscolan, Maderno, Gardone, Salò; alle auch wieder meist in die Länge gezogen. Keine Worte drücken die Anmuth dieser so reich bewohnten Gegend aus. Früh um zehn Uhr landete ich in Bartolino, lud mein Gepäck auf ein Maulthier und mich auf ein anderes. Nun ging der Weg über einen Rücken, der das Thal der Etsch von der Seevertiefung scheidet. Die Urwasser scheinen hier von beiden Seiten gegen einander in ungeheuern Strömungen gewirkt, und diesen colossalen Kieseldamm aufgeführt zu haben. Fruchtbares Erdreich ward in

ruhigern Epochen darüber geschlemmt; aber der Ackersmann ist doch stets auf's neue von den immer wieder hervordringenden Geschieben geplagt. Man sucht so viel als möglich ihrer los zu werden, baut sie reihen- und schichtenweise über einander und bildet dadurch am Wege hin sehr dicke Quasimauern. Die Maulbeerbäume sehen wegen Mangel an Feuchtigkeit nicht fröhlich auf dieser Höhe. An Quellen ist nicht zu denken. Von Zeit zu Zeit trifft man Pfützen zusammengeleiteten Regenwassers, woraus die Maulthiere, auch wohl die Treiber ihren Durst löschen. Unten am Flusse sind Schöpfräder angebracht, um die tiefer liegenden Pflanzungen nach Gefallen zu wässern.

Nun aber kann die Herrlichkeit der neuen Gegend, die man bei'm Herabsteigen übersieht, durch Worte nicht dargestellt werden. Es ist ein Garten meilenlang und -breit, der am Fuß hoher Gebirge und schroffer Felsen ganz flach in der größten Reinlichkeit daliegt. Und so kam ich denn am 14ten September gegen ein Uhr hier in Verona an, wo ich zuerst noch dieses schreibe, das zweite Stück meines Tagebuchs schließe und hefte, und gegen Abend mit freudigem Geiste das Amphitheater zu sehen hoffe.

Von der Witterung diese Tage her melde ich Folgendes. Die Nacht vom neunten auf den zehnten war abwechselnd hell und bedeckt, der Mond behielt immer einen Schein um sich. Morgens gegen fünf Uhr überzog sich der ganze Himmel mit grauen, nicht schweren

Wolken, die mit dem wachſenden Tage verſchwanden. Je tiefer ich hinabkam, deſto ſchöner war das Wetter. Wie nun gar in Botzen der große Gebirgsſtock mitternächtlich blieb, zeigte die Luft eine ganz andere Beſchaffenheit; man ſah nämlich an den verſchiedenen Landſchaftsgründen, die ſich gar lieblich durch ein etwas mehr oder weniger Blau von einander abſonderten, daß die Atmoſphäre voll gleichausgetheilter Dünſte ſei, welche ſie zu tragen vermochte, und die daher weder als Thau oder Regen niederfielen, noch als Wolken ſich ſammelten. Wie ich weiter hinab kam, konnte ich deutlich bemerken, daß alle Dünſte, die aus dem Botzner Thal, alle Wolkenſtreifen, die von den mittägigern Bergen aufſteigen, nach den höhern mitternächtigen Gegenden zuzogen, ſie nicht verdeckten, aber in eine Art Höherauch einhüllten. In der weiteſten Ferne, über dem Gebirg konnte ich eine ſogenannte Waſſergalle bemerken. Von Botzen ſüdwärts haben ſie den ganzen Sommer das ſchönſte Wetter gehabt, nur von Zeit zu Zeit ein wenig Waſſer (ſie ſagen acqua, um den gelinden Regen auszudrücken), und dann ſogleich wieder Sonnenſchein. Auch geſtern fielen von Zeit zu Zeit einige Tropfen, und die Sonne ſchien immer dazu. Sie haben lange kein ſo gutes Jahr gehabt; es geräth alles; das Üble haben ſie uns zugeſchickt.

Das Gebirge, die Steinarten erwähne ich nur kürzlich, denn Ferbers Reiſe nach Italien und Hac-

quets durch die Alpen unterrichten uns genugsam von dieser Wegstrecke. Eine Viertelstunde vom Brenner ist ein Marmorbruch, an dem ich in der Dämmerung vorbei fuhr. Er mag und muß, wie der an der andern Seite, auf Glimmerschiefer aufliegen. Diesen fand ich bei Collmann, als es Tag ward; weiter hinab zeigten sich Porphyre an. Die Felsen waren so prächtig, und an der Chaussee die Haufen so gätlich zerschlagen, daß man gleich Voigtische Kabinettchen daraus hätte bilden und verpacken können. Auch kann ich ohne Beschwerde jeder Art ein Stück mitnehmen, wenn ich nur Augen und Begierde an ein kleineres Maß gewöhne. Bald unter Collmann fand ich einen Porphyr, der sich in regelmäßige Platten spaltet, zwischen Branzoll und Neumarkt einen ähnlichen, dessen Platten jedoch sich wieder in Säulen trennen. Ferber hielt sie für vulcanische Producte, das war aber vor vierzehn Jahren, wo die ganze Welt in den Köpfen brannte. Hacquet schon macht sich darüber lustig.

Von den Menschen wüßte ich nur weniges und wenig Erfreuliches zu sagen. Sobald mir vom Brenner Herunterfahrendem der Tag aufging, bemerkte ich eine entschiedene Veränderung der Gestalt, besonders mißfiel mir die bräunlich bleiche Farbe der Weiber. Ihre Gesichtszüge deuteten auf Elend, Kinder waren eben so erbärmlich anzusehen, Männer ein wenig besser; die Grundbildung übrigens durchaus regel-

mäßig und gut. Ich glaube die Urſache dieſes krankhaften Zuſtandes in dem häufigen Gebrauch des türkiſchen und Haidekorns zu finden. Jenes, das ſie auch gelbe Blende nennen, und dieſes, ſchwarze Blende genannt, werden gemahlen, das Mehl in Waſſer zu einem dicken Brei gekocht und ſo gegeſſen. Die jenſeitigen Deutſchen rupfen den Teig wieder aus einander und braten ihn in Butter auf. Der wälſche Tyroler hingegen ißt ihn ſo weg, manchmal Käſe darauf gerieben, und das ganze Jahr kein Fleiſch. Nothwendig muß das die erſten Wege verleimen und verſtopfen, beſonders bei den Kindern und Frauen, und die kachektiſche Farbe deutet auf ſolches Verderben. Außerdem eſſen ſie auch noch Früchte und grüne Bohnen, die ſie in Waſſer abſieden und mit Knoblauch und Öl anmachen. Ich fragte, ob es nicht auch reiche Bauern gäbe? — „Ja freilich.“ — „Thun ſie ſich nichts zu Gute? eſſen ſie nicht beſſer?“ — „Nein, ſie ſind es einmal ſo gewohnt.“ — „Wo kommen ſie denn mit ihrem Gelde hin? Was machen ſie ſonſt für Aufwand?“ — „O, die haben ſchon ihre Herren, die es ihnen wieder abnehmen.“ — Das war die Summa des Geſprächs mit meiner Wirthstochter in Botzen.

Ferner vernahm ich von ihr, daß die Weinbauern, die am wohlhabendſten ſcheinen, ſich am übelſten befinden, denn ſie ſind in den Händen der ſtädtiſchen Handelsleute, die ihnen bei ſchlechten Jahren den Lebensunterhalt vorſchießen, und bei guten den Wein

um ein Geringes an ſich nehmen. Doch das iſt überall daſſelbe.

Was meine Meinung wegen der Nahrung beſtätigt, iſt, daß die Stadtbewohnerinnen immer wohler ausſehen. Hübſche volle Mädchengeſichter, der Körper für ihre Stärke und für die Größe der Köpfe etwas zu klein, mitunter aber recht freundlich entgegenkommende Geſichter. Die Männer kennen wir durch die wandernden Tyroler. Im Lande ſehen ſie weniger friſch aus als die Weiber, wahrſcheinlich weil dieſe mehr körperliche Arbeiten, mehr Bewegung haben, die Männer hingegen als Krämer und Handwerksleute ſitzen. Am Gardaſee fand ich die Leute ſehr braun und ohne den mindeſten röthlichen Schein der Wangen, aber doch nicht ungeſund, ſondern ganz friſch und behaglich ausſehend. Wahrſcheinlich ſind die heftigen Sonnenſtrahlen, denen ſie am Fuße ihrer Felſen ausgeſetzt ſind, hievon die Urſache.

Verona bis Venedig.

Verona, den 16. September.

Das Amphitheater iſt alſo das erſte bedeutende Monument der alten Zeit, das ich ſehe, und ſo gut erhalten! Als ich hinein trat, mehr noch aber, als ich oben auf dem Rande umher ging, ſchien es mir ſeltſam, etwas Großes und doch eigentlich nichts zu ſehen. Auch will es leer nicht geſehen ſein, ſondern ganz voll von Menſchen, wie man es neuerer Zeit Joſeph dem Zweiten und Pius dem Sechsten zu Ehren veranſtaltet. Der Kaiſer, der doch auch Menſchenmaſſen vor Augen gewohnt war, ſoll darüber erſtaunt ſein. Doch nur in der früheſten Zeit that es ſeine ganze Wirkung, da das Volk noch mehr Volk war, als es jetzt iſt. Denn eigentlich iſt ſo ein Amphitheater recht gemacht, dem Volk mit ſich ſelbſt zu imponiren, das Volk mit ſich ſelbſt zum Beſten zu haben.

Wenn irgend etwas Schauwürdiges auf flacher Erde vorgeht und alles zuläuft, ſuchen die Hinterſten auf alle mögliche Weiſe ſich über die Vorderſten zu erheben: man tritt auf Bänke, rollt Fäſſer herbei, fährt mit Wagen heran, legt Breter hinüber und herüber, beſetzt einen benachbarten Hügel, und es bildet ſich in der Geſchwindigkeit ein Krater.

Kommt das Schauspiel öfter auf derselben Stelle vor, so baut man leichte Gerüste für die so bezahlen können, und die übrige Masse behilft sich, wie sie mag. Dieses allgemeine Bedürfniß zu befriedigen, ist hier die Aufgabe des Architekten. Er bereitet einen solchen Krater durch Kunst, so einfach als nur möglich, damit dessen Zierrath das Volk selbst werde. Wenn es sich so beisammen sah, mußte es über sich selbst erstaunen, denn da es sonst nur gewohnt, sich durch einander laufen zu sehen, sich in einem Gewühle ohne Ordnung und sonderliche Zucht zu finden, so sieht das vielköpfige, vielsinnige, schwankende, hin und her irrende Thier sich zu einem edlen Körper vereinigt, zu einer Einheit bestimmt, in eine Masse verbunden und befestigt, als Eine Gestalt, von Einem Geiste belebt. Die Simplicität des Oval ist jedem Auge auf die angenehmste Weise fühlbar, und jeder Kopf dient zum Maße, wie ungeheuer das Ganze sei. Jetzt wenn man es leer sieht, hat man keinen Maßstab, man weiß nicht, ob es groß oder klein ist.

Wegen der Unterhaltung dieses Werks müssen die Veroneser gelobt werden. Es ist von einem röthlichen Marmor gebaut, den die Witterung angreift, daher stellt man der Reihe nach die ausgefressenen Stufen immer wieder her, und sie scheinen fast alle ganz neu. Eine Inschrift gedenkt eines Hieronymus Maurigenus und seines auf dieses Monument verwendeten unglaublichen Fleißes. Von der äußern Mauer steht nur ein

Stück und ich zweifele, ob sie je ganz fertig geworden. Die untern Gewölbe, die an den großen Platz, il Bra genannt, stoßen, sind an Handwerker vermiethet, und es sieht lustig genug aus, diese Höhlungen wieder belebt zu sehen.

Verona, den 16. September.

Das schönste, aber immer geschlossene Thor heißt Porta stuppa oder del Pallio. Als Thor und in der großen Entfernung, aus der man es schon gewahr wird, ist es nicht gut gedacht, denn erst in der Nähe erkennt man das Verdienst des Gebäudes.

Sie geben allerlei Ursachen an, warum es geschlossen sei. Ich habe jedoch eine Muthmaßung: die Absicht des Künstlers ging offenbar dahin, durch dieses Thor eine neue Anlage des Corso zu verursachen, denn auf die jetzige Straße steht es ganz falsch. Die linke Seite hat lauter Baracken und die winkelrechte Linie der Mitte des Thores geht auf ein Nonnenkloster zu, das nothwendig hätte niedergelegt werden müssen. Das sah man wohl ein, auch mochten die Vornehmen und Reichen nicht Lust haben, sich in dem entfernten Quartier anzubauen. Der Künstler starb vielleicht, und so schloß man das Thor, wodurch die Sache nun auf einmal geendigt war.

Verona, den 16. September.

Das Portal des Theatergebäudes, von ſechs großen joniſchen Säulen, nimmt ſich anſtändig genug aus. Deſto kleinlicher erſcheint über der Thüre vor einer gemahlten Niſche, die von zwei korinthiſchen Säulen getragen wird, die lebensgroße Büſte des Marcheſe Maffei in einer großen Perrücke. Der Platz iſt ehrenvoll, aber um ſich gegen die Größe und Tüchtigkeit der Säulen einigermaßen zu halten, hätte die Büſte coloſſal ſein müſſen. Jetzt ſteht ſie kleinlich auf einem Kragſteinchen unharmoniſch mit dem Ganzen.

Auch die Galerie, die den Vorhof einfaßt, iſt kleinlich, und die cannelirten doriſchen Zwerge nehmen ſich neben den glatten joniſchen Rieſen armſelig aus. Doch wollen wir das verzeihen in Betracht der ſchönen Anſtalt, welche unter dieſen Säulenlauben angelegt iſt. Hier hat man die Antiquitäten, meiſt in und um Verona gegraben, geſammelt aufgeſtellt. Einiges ſoll ſogar ſich im Amphitheater gefunden haben. Es ſind etruriſche, griechiſche, römiſche, bis zu den niedern Zeiten und auch neuere. Die Basreliefs ſind in die Wände eingemauert und mit den Nummern verſehen, die ihnen Maffei gab, als er ſie in ſeinem Werke Verona illustrata beſchrieb. Altäre, Stücke von Säulen und dergleichen Reſte; ein ganz trefflicher Dreifuß von weißem Marmor, worauf Genien, die ſich mit den Attributen der Götter beſchäftigen. Ra-

phael hat dergleichen in den Zwickeln der Farneſina nachgeahmt und verklärt.

Der Wind, der von den Gräbern der Alten herweht, kommt mit Wohlgerüchen wie über einen Rosenhügel. Die Grabmäler ſind herzlich und rührend und ſtellen immer das Leben her. Da iſt ein Mann, der neben ſeiner Frau aus einer Niſche wie zu einem Fenſter herausſieht. Da ſtehen Vater und Mutter, den Sohn in der Mitte, einander mit unausſprechlicher Natürlichkeit anblickend. Hier reicht ſich ein Paar die Hände. Hier ſcheint ein Vater, auf ſeinem Sopha ruhend, von der Familie unterhalten zu werden. Mir war die unmittelbare Gegenwart dieſer Steine höchſt rührend. Von ſpäterer Kunſt ſind ſie, aber einfach, natürlich und allgemein anſprechend. Hier iſt kein geharniſchter Mann auf den Knieen, der eine fröhliche Auferſtehung erwartet. Der Künſtler hat mit mehr oder weniger Geſchick nur die einfache Gegenwart der Menſchen hingeſtellt, ihre Exiſtenz dadurch fortgeſetzt und bleibend gemacht. Sie falten nicht die Hände, ſchauen nicht in den Himmel, ſondern ſie ſind hienieden was ſie waren und was ſie ſind. Sie ſtehen beiſammen, nehmen Antheil an einander, lieben ſich, und das iſt in den Steinen, ſogar mit einer gewiſſen Handwerksunfähigkeit, allerliebſt ausgedrückt. Ein ſehr reich verzierter marmorner Pfeiler gab mir auch neue Begriffe.

So löblich dieſe Anſtalt iſt, ſo ſieht man ihr doch an, daß der edle Erhaltungsgeiſt, der ſie gegründet,

nicht mehr in ihr fortlebt. Der kostbare Dreifuß geht nächstens zu Grunde, weil er frei steht, gegen Westen der Witterung ausgesetzt. Mit einem hölzernen Futteral wäre dieser Schatz leicht zu erhalten.

Der angefangene Palast des Proveditore, wäre er fertig geworden, hätte ein schön Stück Baukunst gegeben. Sonst bauen die Nobili noch viel, leider aber ein jeder auf den Platz, wo seine ältere Wohnung stand, also oft in engen Gassen. So baut man jetzt eine prächtige Façade eines Seminariums in einem Gäßchen der entferntesten Vorstadt.

Als ich mit meinem zufällig aufgegriffenen Begleiter vor einem großen ernsthaften Thore eines wunderbaren Gebäudes vorüber ging, fragte er mich gutmüthig, ob ich nicht einen Augenblick in den Hof treten wolle. Es war der Palast der Justiz, und wegen Höhe der Gebäude erschien der Hof doch nur als ein ungeheurer Brunnen. Hier werden, sagte er, alle die Verbrecher und Verdächtigen verwahrt. Ich sah umher und durch alle Stockwerke gingen, an zahlreichen Thüren hin, offene, mit eisernen Geländern versehene Gänge. Der Gefangene, wie er aus seinem Kerker heraustrat, um zum Verhör geführt zu werden, stand in der freien Luft, war aber auch den Blicken aller ausgesetzt; und weil nun mehrere Verhörstuben sein mochten, so klapperten die Ketten, bald über diesem bald über jenem Gange durch alle Stock-

werke. Es war ein verwünschter Anblick, und ich läugne nicht, daß der gute Humor, womit ich meine Vögel abgefertigt hatte, hier doch einen etwas schweren Stand würde gefunden haben.

Ich ging auf der Kante des amphitheatralischen Kraters bei Sonnenuntergang, der schönsten Aussicht genießend über Stadt und Gegend. Ich war ganz allein und unten auf den breiten Steinen des Bra gingen Mengen von Menschen: Männer von allen Ständen, Weiber vom Mittelstande spazieren. Diese Letztern nehmen sich in ihren schwarzen Überkleidern aus dieser Vogelperspective gar mumienhaft aus.

Der Zendale und die Veste, die dieser Classe statt aller Garderobe dient, ist übrigens eine Tracht, ganz eingerichtet für ein Volk, das nicht immer für Reinlichkeit sorgen und doch immer öffentlich erscheinen, bald in der Kirche, bald auf dem Spaziergange sein will. Veste ist ein schwarztaffeter Rock, der über andere Röcke geworfen wird. Hat das Frauenzimmer einen reinlichen weißen darunter, so versteht sie den schwarzen an der einen Seite in die Höhe zu heben. Dieser wird so angegürtet, daß er die Taille abschneidet und die Lippen des Corsets bedeckt, welches von jeglicher Farbe sein kann. Der Zendale ist eine große Kappe, mit langen Bärten, die Kappe selbst durch ein Drahtgestell hoch über den Kopf gehalten, die Bärte

aber wie eine Schärpe um den Leib geknüpft, so daß die Enden hinterwärts herunter fallen.

Verona, den 16. September.

Als ich heute wieder von der Arena wegging, kam ich einige tausend Schritte davon zu einem modernen öffentlichen Schauspiel. Vier edle Veroneser schlugen Ball gegen vier Vicentiner. Sie treiben dieß sonst unter sich das ganze Jahr, etwa zwei Stunden vor Nacht; dießmal, wegen der fremden Gegner, lief das Volk unglaublich zu. Es können immer vier bis fünf tausend Zuschauer gewesen sein. Frauen sah ich von keinem Stande.

Vorhin, als ich vom Bedürfniß der Menge in einem solchen Falle sprach, hab' ich das natürliche zufällige Amphitheater schon beschrieben, wie ich das Volk hier über einander gebaut sah. Ein lebhaftes Händeklatschen hört' ich schon von weiten, jeder bedeutende Schlag war davon begleitet. Das Spiel aber geht so vor sich: In gehöriger Entfernung von einander sind zwei gelindabhängige Bretersflächen errichtet. Derjenige, der den Ball ausschlägt, steht, die Rechte mit einem hölzernen breiten Stachelringe bewaffnet, auf der obersten Höhe. Indem nun ein anderer von seiner Partei ihm den Ball zuwirft, so läuft er herunter dem Ball entgegen und vermehrt dadurch die Gewalt des Schlages, womit er denselben zu treffen weiß. Die Gegner

ſuchen ihn zurückzuſchlagen, und ſo geht es hin und wider, bis er zuletzt im Felde liegen bleibt. Die ſchönſten Stellungen, werth in Marmor nachgebildet zu werden, kommen dabei zum Vorſchein. Da es lauter wohlgewachſene, rüſtige, junge Leute ſind, in kurzer, knapper, weißer Kleidung, ſo unterſcheiden ſich die Parteien nur durch ein farbiges Abzeichen. Beſonders ſchön iſt die Stellung, in welche der Ausſchlagende geräth, indem er von der ſchiefen Fläche herunterläuft und den Ball zu treffen ausholt, ſie nähert ſich der des Borgheſiſchen Fechters.

Sonderbar kam es mir vor, daß ſie dieſe Übung an einer alten Stadtmauer, ohne die mindeſte Bequemlichkeit für die Zuſchauer vornehmen; warum ſie es nicht im Amphitheater thun, wo ſo ſchöner Raum wäre!

Verona, den 17. September.

Was ich von Gemählden geſehen, will ich nur kurz berühren und einige Betrachtungen hinzufügen. Ich mache dieſe wunderbare Reiſe nicht, um mich ſelbſt zu betriegen, ſondern um mich an den Gegenſtänden kennen zu lernen, da ſage ich mir denn ganz aufrichtig, daß ich von der Kunſt, von dem Handwerk des Mahlers wenig verſtehe. Meine Aufmerkſamkeit, meine Betrachtung kann nur auf den praktiſchen Theil, auf den Gegenſtand und auf die Behandlung deſſelben im Allgemeinen gerichtet ſein.

St. Giorgio ist eine Galerie von guten Gemählden, alle Altarblätter, wo nicht von gleichem Werth, doch durchaus merkwürdig. Aber die unglückseligen Künstler, was mußten die mahlen! und für wen! Ein Mannaregen vielleicht dreißig Fuß lang und zwanzig hoch! das Wunder der fünf Brode zum Gegenstück! was war daran zu mahlen? Hungrige Menschen, die über kleine Körner herfallen, unzählige andere, denen Brod präsentirt wird. Die Künstler haben sich die Folter gegeben, um solche Armseligkeiten bedeutend zu machen. Und doch hat, durch diese Nöthigung gereizt, das Genie schöne Sachen hervorgebracht. Ein Künstler, der die heilige Ursula mit den eilftausend Jungfrauen vorzustellen hatte, zog sich mit großem Verstand aus der Sache. Die Heilige steht im Vordergrunde, als habe sie siegend das Land in Besitz genommen. Sie ist sehr edel, amazonenhaft jungfräulich, ohne Reiz gebildet; in der alles verkleinernden Ferne hingegen sieht man ihre Schaar aus den Schiffen steigen und in Procession herankommen. Die Himmelfahrt Mariä im Dom, von Tizian, ist sehr verschwärzt, der Gedanke lobenswerth, daß die angehende Göttin nicht himmelwärts, sondern herab nach ihren Freunden blickt.

In der Galerie Gherardini fand ich sehr schöne Sachen von Orbetto und lernte diesen verdienten Künstler auf einmal kennen. In der Entfernung erfährt man nur von den ersten Künstlern, und oft

begnügt man sich mit ihren Namen; wenn man aber diesem Sternenhimmel näher tritt und die von der zweiten und dritten Größe nun auch zu flimmern anfangen, und jeder auch als zum ganzen Sternbild gehörend hervortritt, dann wird die Welt weit und die Kunst reich. Den Gedanken eines Bildes muß ich hier loben. Nur zwei Halbfiguren. Simson ist eben im Schoße der Delila eingeschlafen, sie greift leise über ihn hinweg nach einer Scheere, die auf dem Tisch neben der Lampe liegt. Die Ausführung ist sehr brav. Im Palast Canossa war mir eine Danae bemerklich.

Der Palast Bevilacqua enthält die köstlichsten Sachen. Ein sogenanntes Paradies von Tintorett, eigentlich aber die Krönung der Maria zur Himmelskönigin, in Gegenwart aller Erzväter, Propheten, Apostel, Heiligen, Engel u. s. w., eine Gelegenheit, den ganzen Reichthum des glücklichsten Genies zu entwickeln. Leichtigkeit des Pinsels, Geist, Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, dieß alles zu bewundern und sich dessen zu erfreuen, müßte man das Stück selbst besitzen und es zeitlebens vor Augen haben. Die Arbeit geht in's Unendliche, ja die letzten in der Glorie verschwindenden Engelsköpfe haben noch Charakter. Die größten Figuren mögen einen Fuß hoch sein, Maria und Christus, der ihr die Krone aufsetzt, etwa vier Zoll. Die Eva ist doch das schönste Weibchen auf dem Bilde und noch immer, von altersher, ein wenig lüstern.

Ein paar Porträte von Paul Veroneſe haben meine Hochachtung für dieſen Künſtler nur vermehrt. Die Antikenſammlung iſt herrlich, ein hingeſtreckter Sohn der Niobe köſtlich, die Büſten, ungeachtet ihrer reſtaurirten Naſen, meiſtens höchſt intereſſant, ein Auguſt mit der Bürgerkrone, ein Caligula und andere.

Es liegt in meiner Natur, das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren, und dieſe Anlage an ſo herrlichen Gegenſtänden Tag für Tag, Stunde für Stunde auszubilden, iſt das ſeligſte aller Gefühle.

In einem Lande, wo man des Tages genießt, beſonders aber des Abends ſich erfreut, iſt es höchſt bedeutend, wenn die Nacht einbricht. Dann hört die Arbeit auf, dann kehrt der Spaziergänger zurück, der Vater will ſeine Tochter wieder zu Hauſe ſehen, der Tag hat ein Ende; doch was Tag ſei, wiſſen wir Cimmerier kaum. In ewigem Nebel und Trübe iſt es uns einerlei, ob es Tag oder Nacht iſt, denn wie viel Zeit können wir uns unter freiem Himmel wahrhaft ergehen und ergötzen? Wie hier die Nacht eintritt, iſt der Tag entſchieden vorbei, der aus Abend und Morgen beſtand, vier und zwanzig Stunden ſind verlebt, eine neue Rechnung geht an, die Glocken läuten, der Roſenkranz wird gebetet, mit brennender Lampe tritt die Magd in das Zimmer und ſpricht: Felicissima notte! Dieſe Epoche verändert ſich mit jeder Jahreszeit, und der Menſch, der hier lebendig lebt, kann nicht irre werden, weil jeder Genuß ſeines

Daſeins ſich nicht auf die Stunde, ſondern auf die Tageszeit bezieht. Zwänge man dem Volke einen deutſchen Zeiger auf, ſo würde man es verwirrt machen, denn der ſeinige iſt innigſt mit ſeiner Natur verwebt. Anderthalb Stunden, eine Stunde vor Nacht fängt der Adel an auszufahren, es geht auf den Bra, die lange breite Straße nach der Porta Nuova zu, das Thor hinaus, an der Stadt hin, und wie es Nacht ſchlägt, kehrt alles um. Theils fahren ſie an die Kirchen, das Ave Maria della sera zu beten, theils halten ſie auf dem Bra, die Cavaliers treten an die Kutſchen, unterhalten ſich mit den Damen, und das dauert eine Weile; ich habe das Ende niemals abgewartet, die Fußgänger bleiben weit in die Nacht. Heute war gerade ſo viel Regen niedergegangen, um den Staub zu löſchen, es war wirklich ein lebendiger munterer Anblick.

Um mich ferner in einem wichtigen Puncte der Landesgewohnheit gleich zu ſtellen, habe ich mir ein Hülfsmittel erdacht, wie ich ihre Stundenrechnung mir leichter zu eigen machte. Nachfolgendes Bild kann davon einen Begriff geben. Der innere Kreis bedeutet unſere vier und zwanzig Stunden, von Mitternacht zu Mitternacht, in zweimal zwölf getheilt, wie wir zählen und unſere Uhren ſie zeigen. Der mittlere Kreis deutet an, wie die Glocken in der jetzigen Jahreszeit hier ſchlagen, nämlich gleichfalls zweimal bis Zwölf in vier und zwanzig Stunden, allein dergeſtalt, daß es Eins ſchlägt, wenn es bei uns Acht ſchlüge, und ſo fort bis Zwölfe voll

sind. Morgens acht Uhr nach unserm Zeiger schlägt es wieder Eins u. s. f. Der oberste Kreis zeigt nun endlich, wie bis vier und zwanzig im Leben gezählt wird. Ich höre z. B. in der Nacht Sieben schlagen und weiß, daß Mitternacht um Fünf ist, so ziehe ich die Zahl von jener ab, und habe also zwei Uhr Nachmitternacht. Hör' ich am Tage Sieben schlagen und weiß, daß auch Mittag um fünf Uhr ist, so verfahre ich eben so und habe zwei Uhr Nachmittag. Will ich aber die Stunden nach hiesiger Weise aussprechen, so muß ich wissen, daß Mittag siebenzehn Uhr ist, hiezu füge ich noch die Zwei und sage neunzehn Uhr. Wenn man dieß zum erstenmal hört und überdenkt, so scheint es höchst verworren und schwer durchzuführen; man wird es aber gar bald gewohnt und findet diese Beschäftigung unterhaltend, wie sich auch das Volk an dem ewigen hin und wider Rechnen ergötzt, wie Kinder an leicht zu überwindenden Schwierigkeiten. Sie haben ohnedieß immer die Finger in der Luft, rechnen alles im Kopfe und machen sich gern mit Zahlen zu schaffen. Ferner ist dem Inländer die Sache so viel leichter, weil er sich um Mittag und Mitternacht eigentlich nicht bekümmert und nicht, wie der Fremde in diesem Lande thut, zwei Zeiger mit einander vergleicht. Sie zählen nur von Abend die Stunden wie sie schlagen, am Tag addiren sie die Zahl zu der ihnen bekannten abwechselnden Mittagszahl. Das Weitere erläutern die der Figur beigefügten Anmerkungen.

(Siehe das nebenstehende Blatt.)

(Zu S. 72.)

des Septembers.

ben Monat eine halbe

nach iger	Ist Mitternacht alsdann um
	$6\frac{1}{2}$
	6
	$5\frac{1}{2}$
	5
	$4\frac{1}{2}$
	4
	$3\frac{1}{2}$
	3

t stehen und ist

Mitternacht
3

Verona, den 17. September.

Das Volk rührt sich hier sehr lebhaft durch einander, besonders in einigen Straßen, wo Kaufläden und Handwerksbuden an einander stoßen, sieht es recht lustig aus. Da ist nicht etwa eine Thür vor dem Laden oder Arbeitszimmer, nein, die ganze Breite des Hauses ist offen, man sieht bis in die Tiefe und alles was darin vorgeht. Die Schneider nähen, die Schuster ziehen und pochen alle halb auf der Gasse; ja die Werkstätten machen einen Theil der Straße. Abends, wenn Lichter brennen, sieht es recht lebendig.

Auf den Plätzen ist es an Markttagen sehr voll, Gemüse und Früchte unübersehlich, Knoblauch und Zwiebeln nach Herzensluft. Übrigens schreien, schäkern und singen sie den ganzen Tag, werfen und balgen sich, jauchzen und lachen unaufhörlich. Die milde Luft, die wohlfeile Nahrung läßt sie leicht leben. Alles, was nur kann, ist unter freiem Himmel.

Nachts geht nun das Singen und Lärmen recht an. Das Liedchen von Marlborough hört man auf allen Straßen, dann ein Hackebret, eine Violine. Sie üben sich, alle Vögel mit Pfeifen nachzumachen. Die wunderlichsten Töne brechen überall hervor. Ein solches Übergefühl des Daseins verleiht ein mildes Klima auch der Armuth, und der Schatten des Volks scheint selbst noch ehrwürdig.

Die uns so sehr auffallende Unreinlichkeit und wenige Bequemlichkeit der Häuser entspringt auch da-

her: sie sind immer draußen und in ihrer Sorglosigkeit denken sie an nichts. Dem Volk ist alles recht und gut, der Mittelmann lebt auch von einem Tag zum andern, der Reiche und Vornehme schließt sich in seine Wohnung, die eben auch nicht so wohnlich ist wie im Norden. Ihre Gesellschaften halten sie in öffentlichen Versammlungshäusern. Vorhöfe und Säulengänge sind alle mit Unrath besudelt, und es geht ganz natürlich zu. Das Volk fühlt sich immer vor. Der Reiche kann reich sein, Paläste bauen, der Nobile darf regieren, aber wenn er einen Säulengang, einen Vorhof anlegt, so bedient sich das Volk dessen zu seinem Bedürfniß und es hat kein dringenderes, als das so schnell wie möglich los zu werden, was es so häufig als möglich zu sich genommen hat. Will einer das nicht leiden, so muß er nicht den großen Herrn spielen, d. h. er muß nicht thun, als wenn ein Theil seiner Wohnung dem Publicum angehöre, er macht seine Thüre zu, und so ist es auch gut. An öffentlichen Gebäuden läßt sich das Volk sein Recht nun gar nicht nehmen, und das ist's, worüber der Fremde durch ganz Italien Beschwerde führt.

Ich betrachtete heut auf mancherlei Wegen durch die Stadt die Tracht und die Manieren besonders des Mittelstandes, der sich sehr häufig und geschäftig zeigt. Sie schlenkern im Gehen alle mit den Armen. Personen von einem höhern Stande, die bei gewissen Gelegenheiten einen Degen tragen, schlenkern nur mit

Einem, weil sie gewohnt sind, den linken still zu halten.

Obgleich das Volk seinen Geschäften und Bedürfnissen sehr sorglos nachgeht, so hat es doch auf alles Fremde ein scharfes Auge. So konnt' ich die ersten Tage bemerken, daß jedermann meine Stiefel betrachtete, da man sich derselben als einer theuern Tracht nicht einmal im Winter bedient. Jetzt da ich Schuh und Strümpfe trage, sieht mich niemand mehr an. Aber merkwürdig war mir's, daß heute früh, da sie alle mit Blumen, Gemüse, Knoblauch und so vielen andern Markterzeugnissen durch einander liefen, ihnen der Cypressenzweig nicht entging, den ich in der Hand trug. Einige grüne Zapfen hingen daran, und daneben hielt ich blühende Capernzweige. Sie sahen alle, groß und klein, mir auf die Finger, und schienen wunderliche Gedanken zu haben.

Diese Zweige bracht' ich aus dem Garten Giusti, der eine treffliche Lage und ungeheure Cypressen hat, die alle pfriemenartig in die Luft stehen. Wahrscheinlich sind die spitz zugeschnittenen Taxus der nordischen Gartenkunst Nachahmungen dieses herrlichen Naturproducts. Ein Baum, dessen Zweige von unten bis oben, die ältesten wie die jüngsten, gen Himmel streben, der seine dreihundert Jahre dauert, ist wohl der Verehrung werth. Der Zeit nach, da der Garten angelegt worden, haben diese schon ein so hohes Alter erreicht.

Vicenza, den 19. September.

Der Weg von Verona hieher ist sehr angenehm, man fährt nordostwärts an den Gebirgen hin und hat die Vorderberge, die aus Sand, Kalk, Thon, Mergel bestehen, immer linkerhand; auf den Hügeln, die sie bilden, liegen Orte, Schlösser, Häuser. Rechts verbreitet sich die weite Fläche, durch die man fährt. Der gerade, gut unterhaltene, breite Weg geht durch fruchtbares Feld, man blickt in tiefe Baumreihen, an welchen die Reben in die Höhe gezogen sind, die sodann, als wären es luftige Zweige, herunter fallen. Hier kann man sich eine Idee von Festonen bilden! Die Trauben sind zeitig und beschweren die Ranken, die lang und schwankend niederhängen. Der Weg ist voll Menschen aller Art und Gewerbes, besonders freuten mich die Wagen mit niedrigen tellerartigen Rädern, die, mit vier Ochsen bespannt, große Kufen hin und wider führen, in welchen die Weintrauben aus den Gärten geholt und gestampft werden. Die Führer standen, wenn sie leer waren, drinnen, es sah einem bacchischen Triumphzug ganz ähnlich. Zwischen den Weinreihen ist der Boden zu allerlei Arten Getreide, besonders zu Türkischkorn und Sörgel benutzt.

Kommt man gegen Vicenza, so steigen wieder Hügel von Norden nach Süden auf, sie sind vulcanisch, sagt man, und schließen die Ebene. Vicenza liegt an ihrem Fuße und, wenn man will, in einem Busen, den sie bilden.

Vicenza, den 19. September.

Vor einigen Stunden bin ich hier angekommen, habe ſchon die Stadt durchlaufen, das Olympiſche Theater und die Gebäude des Palladio geſehen. Man hat ein ſehr artiges Büchelchen mit Kupfern zur Bequemlichkeit der Fremden herausgegeben mit einem kunſtverſtändigen Texte. Wenn man nun dieſe Werke gegenwärtig ſieht, ſo erkennt man erſt den großen Werth derſelben, denn ſie ſollen ja durch ihre wirkliche Größe und Körperlichkeit das Auge füllen, und durch die ſchöne Harmonie ihrer Dimenſionen nicht nur in abſtracten Aufriſſen, ſondern mit dem ganzen perſpectiviſchen Vordringen und Zurückweichen den Geiſt befriedigen; und ſo ſag' ich vom Palladio: er iſt ein recht innerlich und von innen heraus großer Menſch geweſen. Die höchſte Schwierigkeit, mit der dieſer Mann wie alle neuern Architekten zu kämpfen hatte, iſt die ſchickliche Anwendung der Säulenordnungen in der bürgerlichen Baukunſt; denn Säulen und Mauern zu verbinden, bleibt doch immer ein Widerſpruch. Aber wie er das unter einander gearbeitet hat, wie er durch die Gegenwart ſeiner Werke imponirt und vergeſſen macht, daß er nur überredet! Es iſt wirklich etwas Göttliches in ſeinen Anlagen, völlig wie die Force des großen Dichters, der aus Wahrheit und Lüge ein Drittes bildet, deſſen erborgtes Daſein uns bezaubert.

Das Olympiſche Theater iſt ein Theater der Alten im Kleinen realiſirt und unausſprechlich ſchön, aber gegen die unſrigen kömmt mir's vor, wie ein vornehmes, reiches, wohlgebildetes Kind gegen einen klugen Weltmenſchen, der, weder ſo vornehm, noch ſo reich, noch wohlgebildet, beſſer weiß, was er mit ſeinen Mitteln bewirken kann.

Betrachtet man nun hier am Orte die herrlichen Gebäude, die jener Mann aufführte, und ſieht, wie ſie ſchon durch das enge ſchmutzige Bedürfniß der Menſchen entſtellt ſind, wie die Anlagen meiſt über die Kräfte der Unternehmer waren, wie wenig dieſe köſtlichen Denkmale eines hohen Menſchengeiſtes zu dem Leben der Übrigen paſſen, ſo fällt einem denn doch ein, daß es in allem andern eben ſo iſt: denn man verdient wenig Dank von den Menſchen, wenn man ihr inneres Bedürfniß erhöhen, ihnen eine große Idee von ihnen ſelbſt geben, ihnen das Herrliche eines wahren edlen Daſeins zum Gefühl bringen will. Aber wenn man die Vögel belügt, Mährchen erzählt, von Tag zu Tag ihnen forthelfend, ſie verſchlechtert, da iſt man ihr Mann, und darum gefällt ſich die neuere Zeit in ſo viel Abgeſchmacktem. Ich ſage das nicht, um meine Freunde herunter zu ſetzen, ich ſage nur, daß ſie ſo ſind, und daß man ſich nicht verwundern muß, wenn alles iſt, wie es iſt.

Wie ſich die Baſilica des Palladio neben einem alten, mit ungleichen Fenſtern überſäten, caſtellähnlichen

Gebäude ausnimmt, welches der Baumeister zusammt dem Thurm gewiß weg gedacht hat, ist nicht auszudrücken, und ich muß mich schon auf eine wunderliche Weise zusammenfassen: denn ich finde auch hier, leider gleich! das was ich fliehe und suche neben einander.

Den 20. September.

Gestern war Oper, sie dauerte bis nach Mitternacht, und ich sehnte mich zu ruhen. Die drei Sultaninnen und Die Entführung aus dem Serail haben manche Fetzen hergegeben, woraus das Stück mit weniger Klugheit zusammengeflickt ist. Die Musik hört sich bequem an, ist aber wahrscheinlich von einem Liebhaber, kein neuer Gedanke, der mich getroffen hätte. Die Ballette dagegen sind allerliebst. Das Hauptpaar tanzte eine Allemande, daß man nichts Zierlichers sehen konnte.

Das Theater ist neu, lieblich, schön, modestprächtig, alles uniform, wie es einer Provinzialstadt geziemt, jede Loge hat ihren übergeschlagenen gleichfarbigen Teppich, die des Capitan Grande ist nur durch einen etwas längern Überhang ausgezeichnet.

Die erste Sängerin, vom ganzen Volke sehr begünstigt, wird, wie sie auftritt, entsetzlich beklatscht, und die Vögel stellen sich vor Freuden ganz ungebärdig, wenn sie etwas recht gut macht, welches sehr oft geschieht. Es ist ein natürlich Wesen, hübsche Figur, schöne Stimme, ein gefällig Gesicht und von

einem recht honneten Anstand; in den Armen könnte sie etwas mehr Grazie haben. Indessen komme ich denn doch nicht wieder, ich fühle, daß ich zum Vogel verdorben bin.

Den 21. September.

Heute besuchte ich Doctor Turra; wohl fünf Jahre hat er sich mit Leidenschaft auf die Pflanzenkunde gelegt, ein Herbarium der italiänischen Flora gesammelt, unter dem vorigen Bischof einen botanischen Garten eingerichtet. Das ist aber alles hin. Medicinische Praxis vertrieb die Naturgeschichte, das Herbarium wird von Würmern gespeis't, der Bischof ist todt und der botanische Garten wieder, wie billig, mit Kohl und Knoblauch bepflanzt.

Doctor Turra ist ein gar feiner guter Mann. Er erzählte mir mit Offenheit, Seelenreinheit und Bescheidenheit seine Geschichte und sprach überhaupt sehr bestimmt und gefällig, hatte aber nicht Lust seine Schränke aufzuthun, die vielleicht in keinem präsentablen Zustande sein mochten. Der Discurs kam bald in's Stocken.

Den 21. September Abends.

Ich ging zum alten Baumeister Scamozzi, der des Palladio Gebäude herausgegeben hat und ein wackerer leidenschaftlicher Künstler ist. Er gab mir einige Anleitung, vergnügt über meine Theilnahme. Unter den

Gebäuden des Palladio ist eins, für das ich immer eine besondere Vorliebe hatte, es soll seine eigne Wohnung gewesen sein; aber in der Nähe ist es weit mehr, als man im Bilde sieht. Ich möchte es gezeichnet und mit den Farben illuminirt haben, die ihm das Material und das Alter gegeben. Man muß aber nicht denken, daß der Baumeister sich einen Palast errichtet habe. Es ist das bescheidenste Haus von der Welt, hat nur zwei Fenster, die durch einen breiten Raum, der das dritte Fenster vertrüge, abgesondert sind. Wollte man es zum Gemählde nachbilden, so daß die Nachbarhäuser mit vorgestellt würden, so wäre auch das vergnüglich anzusehen, wie es zwischen sie eingeschaltet ist. Das hätte Canalett mahlen sollen.

Heute besuchte ich das eine halbe Stunde von der Stadt auf einer angenehmen Höhe liegende Prachthaus, die Rotonda genannt. Es ist ein viereckiges Gebäude, das einen runden, von oben erleuchteten Saal in sich schließt. Von allen vier Seiten steigt man auf breiten Treppen hinan und gelangt jedesmal in eine Vorhalle, die von sechs korinthischen Säulen gebildet wird. Vielleicht hat die Baukunst ihren Luxus niemals höher getrieben. Der Raum, den die Treppen und Vorhallen einnehmen, ist viel größer als der des Hauses selbst: denn jede einzelne Seite würde als Ansicht eines Tempels befriedigen. Inwendig kann man es wohnbar aber nicht wöhnlich nennen. Der Saal

iſt von der ſchönſten Proportion, die Zimmer auch; aber zu den Bedürfniſſen eines Sommeraufenthalts einer vornehmen Familie würden ſie kaum hinreichen. Dafür ſieht man es auch in der ganzen Gegend, von allen Seiten, ſich auf das herrlichſte darſtellen. Die Mannichfaltigkeit iſt groß, in der ſich ſeine Hauptmaſſe zugleich mit den vorſpringenden Säulen vor dem Auge der Umherwandelnden bewegt, und die Abſicht des Beſitzers iſt vollkommen erreicht, der ein großes Fideicommißgut und zugleich ein ſinnliches Denkmal ſeines Vermögens hinterlaſſen wollte. Und wie nun das Gebäude von allen Puncten der Gegend in ſeiner Herrlichkeit geſehen wird, ſo iſt die Ausſicht von daher gleichfalls die angenehmſte. Man ſieht den Bachiglione fließen, Schiffe von Verona herab gegen die Brenta führend, dabei überſchaut man die weiten Beſitzungen, welche Marcheſe Capra unzertrennt bei ſeiner Familie erhalten wollte. Die Inſchriften der vier Giebelſeiten, die zuſammen eine ganze ausmachen, verdienen wohl aufgezeichnet zu werden:

Marcus Capra Gabrielis filius
qui aedes has
arctissimo primogeniturae gradui subjecit
una cum omnibus
censibus agris vallibus et collibus
citra viam magnam
memoriae perpetuae mandans haec
dum sustinet ac abstinet.

Der Schluß besonders ist seltsam genug: ein Mann, dem so viel Vermögen und Wille zu Gebote stand, fühlt noch, daß er dulden und entbehren müsse. Das kann man mit geringerm Aufwand lernen.

Den 22. September.

Heute Abend war ich in einer Versammlung, welche die Akademie der Olympier hielt. Ein Spielwerk, aber ein recht gutes, es erhält noch ein bißchen Salz und Leben unter den Leuten. Ein großer Saal neben dem Theater des Palladio, anständig erleuchtet, der Capitan und ein Theil des Adels zugegen, übrigens durchaus ein Publicum von gebildeten Personen, viele Geistliche, zusammen ungefähr fünfhundert.

Die von dem Präsidenten für die heutige Sitzung aufgegebene Frage war: ob Erfindung oder Nachahmung den schönen Künsten mehr Vortheil gebracht habe? Der Einfall war glücklich genug: denn wenn man die in der Frage liegende Alternative trennt, so läßt sich hundert Jahre hinüber und herüber sprechen. Auch haben sich die Herren Akademiker dieser Gelegenheit weidlich bedient und in Prosa und Versen mancherlei hervorgebracht, worunter viel Gutes.

Sodann ist es das lebendigste Publicum. Die Zuhörer riefen Bravo, klatschten und lachten. Wenn man auch vor seiner Nation so stehen und sie persön-

lich beluſtigen dürfte! Wir geben unſer Beſtes ſchwarz auf weiß: jeder kauzt ſich damit in eine Ecke und knopert daran, wie er kann.

Es läßt ſich denken, daß Palladio auch dießmal an allen Orten und Enden war, es mochte von Erfinden oder Nachahmen die Rede ſein. Zuletzt, wo immer das Scherzhafteſte gefordert wird, hatte einer den glücklichen Einfall zu ſagen: die andern hätten ihm den Palladio weggenommen, er wolle dagegen den Franceschini loben, den großen Seidenfabricanten. Nun fing er an zu zeigen, was die Nachahmung der Lyoner und Florentiner Stoffe dieſem tüchtigen Unternehmer und durch ihn der Stadt Vicenza für Vortheil gebracht habe, woraus erfolge: daß die Nachahmung weit über die Erfindung erhaben ſei. Und dieß geſchah mit ſo gutem Humor, daß ein ununterbrochenes Gelächter erregt ward. Überhaupt fanden die, welche für die Nachahmung ſprachen, mehr Beifall, denn ſie ſagten lauter Dinge, wie ſie der Haufen denkt und denken kann. Einmal gab das Publicum mit großem Händeklatſchen einem recht groben Sophism ſeinen herzlichen Beifall, da es viele gute, ja treffliche Sachen zu Ehren der Erfindung nicht gefühlt hatte. Es freut mich ſehr, auch dieſes erlebt zu haben, und dann iſt es höchſt erquickend, den Palladio nach ſo viel Zeit immer noch als Polarſtern und Muſterbild von ſeinen Mitbürgern verehrt zu ſehen.

Den 22. September.

Heute früh war ich in Tiene, das nordwärts gegen die Gebirge liegt, wo ein neu Gebäude nach einem alten Riſſe aufgeführt wird, wobei wenig zu erinnern ſein möchte. So ehrt man hier alles aus der guten Zeit und hat Sinn genug, nach einem geerbten Plan ein friſches Gebäude aufzuführen. Das Schloß liegt ganz trefflich in einer großen Plaine, die Kalkalpen ohne Zwiſchengebirg hinter ſich. Vom Gebäude her, neben der ſchnurgeraden Chauſſee, fließt zu beiden Seiten lebendiges Waſſer dem Kommenden entgegen und wäſſert die weiten Reisfelder, durch die man fährt.

Ich habe nun erſt die zwei italiäniſchen Städte geſehen und mit wenig Menſchen geſprochen, aber ich kenne meine Italiäner ſchon gut. Sie ſind wie Hofleute, die ſich für's erſte Volk in der Welt halten und bei gewiſſen Vortheilen, die man ihnen nicht läugnen kann, ſich's ungeſtraft und bequem einbilden können. Mir erſcheinen die Italiäner als eine recht gute Nation: man muß nur die Kinder und die gemeinen Leute ſehen, wie ich ſie jetzt ſehe und ſehen kann, da ich ihnen immer ausgeſetzt bin und mich ihnen immer ausſetze. Und was das für Figuren und Geſichter ſind!

Beſonders muß ich die Vicentiner loben, daß man bei ihnen die Vorrechte einer großen Stadt genießt. Sie ſehen einen nicht an, man mag machen was man

will; wendet man sich jedoch an sie, dann sind sie gesprächig und anmuthig, besonders wollen mir die Frauen sehr gefallen. Die Veroneserinnen will ich nicht schelten, sie haben eine gute Bildung und entschiedene Profile; aber meistens bleich, und der Zendal thut ihnen Schaden, weil man unter der schönen Tracht auch etwas Reizendes sucht. Hier aber finde ich gar hübsche Wesen, besonders eine schwarzlockige Sorte, die mir ein eigenes Interesse einflößt. Es gibt auch noch eine blonde, die mir aber nicht so behagen will.

Padua, den 26. September Abends.

In vier Stunden bin ich heute von Vicenza herübergefahren, auf ein einsitziges Chaischen, Sediola genannt, mit meiner ganzen Existenz gepackt. Man fährt sonst bequem in vierthalb Stunden, da ich aber den köstlichen Tag gern unter freiem Himmel genießen wollte, so war es mir angenehm, daß der Vetturin hinter seiner Schuldigkeit zurück blieb. Man fährt in der fruchtbarsten Ebene immer südostwärts, zwischen Hecken und Bäumen, ohne weitere Aussicht, bis man endlich die schönen Gebirge, von Norden gegen Süden streichend, zur rechten Hand sieht. Die Fülle der Pflanzen- und Fruchtgehänge, über Mauern und Hecken, an Bäumen herunter, ist unbeschreiblich. Kürbisse beschweren die Dächer, und die wunderlichsten Gurken hängen an Latten und Spalieren.

Die herrliche Lage der Stadt konnte ich vom Observatorium auf's klärste überschauen. Gegen Norden Tyroler Gebirge, beschneit, in Wolken halb versteckt, an die sich in Nordwest die Vicentinischen anschließen, endlich gegen Westen die näheren Gebirge von Este, deren Gestalten und Vertiefungen man deutlich sehen kann. Gegen Südost ein grünes Pflanzenmeer, ohne eine Spur von Erhöhung, Baum an Baum, Busch an Busch, Pflanzung an Pflanzung, unzählige weiße Häuser, Villen und Kirchen aus dem Grünen hervorblickend. Am Horizont sah ich ganz deutlich den Marcusthurm zu Venedig und andere geringere Thürme.

Padua, den 27. September.

Endlich habe ich die Werke des Palladio erlangt, zwar nicht die Originalausgabe, die ich in Vicenza gesehen, deren Tafeln in Holz geschnitten sind, aber eine genaue Copie, ja ein Facsimile in Kupfer, veranstaltet durch einen vortrefflichen Mann, den ehemaligen englischen Consul Smith in Venedig. Das muß man den Engländern lassen, daß sie von langeher das Gute zu schätzen wußten, und daß sie eine grandiose Art haben es zu verbreiten.

Bei Gelegenheit dieses Ankaufs betrat ich einen Buchladen, der in Italien ein ganz eigenes Ansehen hat. Alle Bücher stehen geheftet umher, und man findet den ganzen Tag über gute Gesellschaft. Was

von Weltgeiſtlichen, Edelleuten, Künſtlern einigermaßen mit der Literatur verwandt iſt, geht hier auf und ab. Man verlangt ein Buch, ſchlägt nach, lieſ't und unterhält ſich, wie es kommen will. So fand ich etwa ein halb Dutzend beiſammen, welche ſämmtlich, als ich nach den Werken des Palladio fragte, auf mich aufmerkſam wurden. Indeß der Herr des Ladens das Buch ſuchte, rühmten ſie es und gaben mir Notiz von dem Originale und der Copie, ſie waren mit dem Werke ſelbſt und dem Verdienſt des Verfaſſers ſehr wohl bekannt. Da ſie mich für einen Architekten hielten, lobten ſie mich, daß ich vor allen andern zu den Studien dieſes Meiſters ſchritte, er leiſte zu Gebrauch und Anwendung mehr als Vitruv ſelbſt, denn er habe die Alten und das Alterthum gründlich ſtudirt und es unſern Bedürfniſſen näher zu führen geſucht. Ich unterhielt mich lange mit dieſen freundlichen Männern, erfuhr noch einiges, die Denkwürdigkeiten der Stadt betreffend, und empfahl mich.

Da man denn doch einmal den Heiligen Kirchen gebaut hat, ſo findet ſich auch wohl darin ein Platz, wo man vernünftige Menſchen aufſtellen kann. Die Büſte des Cardinals Bembo ſteht zwiſchen joniſchen Säulen, ein ſchönes, wenn ich ſo ſagen ſoll, mit Gewalt in ſich gezogenes Geſicht und ein mächtiger Bart; die Inſchrift lautet:

Petri Bembi Card. imaginem Hier. Guerinus Ismeni f. in publico ponendam curavit

ut cujus ingenii monumenta aeterna sint ejus corporis quoque memoria ne a posteritate desideretur.

Das Universitätsgebäude hat mich mit aller seiner Würde erschreckt. Es ist mir lieb, daß ich darin nichts zu lernen hatte. Eine solche Schulenge denkt man sich nicht, ob man gleich als Studiosus deutscher Akademien auf den Hörbänken auch manches leiden müssen. Besonders ist das anatomische Theater ein Muster, wie man Schüler zusammen pressen soll. In einem spitzen hohen Trichter sind die Zuhörer über einander geschichtet. Sie sehen steil herunter auf den engen Boden, wo der Tisch steht, auf den kein Licht fällt, deßhalb der Lehrer bei Lampenschein demonstriren muß. Der botanische Garten ist desto artiger und munterer. Es können viele Pflanzen auch den Winter im Lande bleiben, wenn sie an Mauern oder nicht weit davon gesetzt sind. Man überbaut alsdann das Ganze zu Ende des Octobers und heizt die wenigen Monate. Es ist erfreuend und belehrend, unter einer Vegetation umherzugehen, die uns fremd ist. Bei gewohnten Pflanzen, so wie bei andern längst bekannten Gegenständen, denken wir zuletzt gar nichts, und was ist Beschauen ohne Denken? Hier in dieser neu mir entgegen tretenden Mannichfaltigkeit wird jener Gedanke immer lebendiger: daß man sich alle Pflanzengestalten vielleicht aus Einer entwickeln könne. Hiedurch würde es allein möglich werden, Geschlechter und Arten wahr-

haft zu beſtimmen, welches, wie mich dünkt, bisher ſehr willkürlich geſchieht. Auf dieſem Puncte bin ich in meiner botaniſchen Philoſophie ſtecken geblieben und ich ſehe noch nicht, wie ich mich entwirren will. Die Tiefe und Breite dieſes Geſchäfts ſcheint mir völlig gleich.

Der große Platz, Prato della Valle genannt, iſt ein ſehr weiter Raum, wo der Hauptmarkt im Juni gehalten wird. Hölzerne Buden in ſeiner Mitte geben freilich nicht das vortheilhafteſte Anſehn, die Einwohner aber verſichern, daß man auch bald hier eine Fiera von Stein wie die zu Verona ſehen werde. Hiezu gibt freilich ſchon jetzt die Umgebung des Platzes gegründete Hoffnung, welche einen ſehr ſchönen und bedeutenden Anblick gewährt.

Ein ungeheures Oval iſt ringsum mit Statuen beſetzt, alle berühmten Männer vorſtellend, welche hier gelehrt und gelernt haben. Einem jeden Einheimiſchen und Fremden iſt erlaubt, irgend einem Landsmann oder Verwandten hier eine Bildſäule von beſtimmter Größe zu errichten, ſobald das Verdienſt der Perſon und der akademiſche Aufenthalt zu Padua bewieſen iſt.

Um das Oval umher geht ein Waſſergraben. Auf den vier Brücken, die hinaufführen, ſtehen Päpſte und Dogen coloſſal, die Übrigen, kleiner, ſind von Zünften, Particuliers und Fremden geſetzt. Der König von Schweden ließ Guſtav Adolphen hinſtellen, weil man ſagt, derſelbe habe einmal in Padua eine Lection angehört. Der Erzherzog Leopold erneuerte das Andenken

Petrarchs und Galilei's. Die Statuen sind in einer braven modernen Manier gemacht, wenige übermanierirt, einige recht natürlich, sämmtlich im Costüm ihrer Zeit und Würden. Die Inschriften sind auch zu loben. Es findet sich nichts Abgeschmacktes oder Kleinliches darunter.

Auf jeder Universität wäre der Gedanke sehr glücklich gewesen, auf dieser ist er am glücklichsten, weil es sehr wohlthut, eine völlige Vergangenheit wieder hervorgerufen zu sehen. Es kann ein recht schöner Platz werden, wenn sie die hölzerne Fiera wegschaffen und eine von Stein erbauen, wie der Plan sein soll.

In dem Versammlungsorte einer dem heiligen Antonius gewidmeten Brüderschaft sind ältere Bilder, welche an die alten Deutschen erinnern, dabei auch einige von Tizian, wo schon der große Fortschritt merklich ist, den über den Alpen niemand für sich gethan hat. Gleich darauf sah ich einiges von den neusten. Diese Künstler haben, da sie das hohe Ernste nicht mehr erreichen konnten, das Humoristische sehr glücklich getroffen. Die Enthauptung Johannes von Piazetta ist, wenn man des Meisters Manier zugibt, in diesem Sinne ein recht braves Bild. Johannes kniet, die Hände vor sich hinfaltend, mit dem rechten Knie an einen Stein. Er sieht gen Himmel. Ein Kriegsknecht, der ihn hinten gebunden hält, biegt sich an der Seite herum und sieht ihm in's Gesicht, als wenn er über

die Gelassenheit erstaunte, womit der Mann sich hingibt. In der Höhe steht ein anderer, der den Streich vollführen soll, hat aber das Schwert nicht, sondern macht nur mit den Händen die Gebärde, wie einer der den Streich zum voraus versuchen will. Das Schwert zieht unten ein dritter aus der Scheide. Der Gedanke ist glücklich, wenn auch nicht groß, die Composition frappant und von der besten Wirkung.

In der Kirche der Eremitaner habe ich Gemählde von Mantegna gesehen, einem der älteren Mahler, vor denen ich erstaunt bin. Was in diesen Bildern für eine scharfe sichere Gegenwart dasteht! Von dieser ganz wahren, nicht etwa scheinbaren, effectlügenden, bloß zur Einbildungskraft sprechenden, sondern derben, reinen, lichten, ausführlichen, gewissenhaften, zarten, umschriebenen Gegenwart, die zugleich etwas Strenges, Emsiges, Mühsames hatte, gingen die folgenden Mahler aus, wie ich an Bildern von Tizian bemerkte, und nun konnte die Lebhaftigkeit ihres Genies, die Energie ihrer Natur, erleuchtet von dem Geiste ihrer Vorfahren, auferbaut durch ihre Kraft, immer höher und höher steigen, sich von der Erde heben und himmlische aber wahre Gestalten hervorbringen. So entwickelte sich die Kunst nach der barbarischen Zeit.

Der Audienzsaal des Rathhauses, mit Recht durch das Augmentativum Salone betitelt, das ungeheuerste abgeschlossene Gefäß, das man sich nicht vorstellen, auch nicht einmal in der nächsten Erinnerung zurück-

rufen kann. Dreihundert Fuß lang, hundert Fuß breit und bis in das der Länge nach ihn deckende Gewölbe hundert Fuß hoch. So gewohnt sind diese Menschen im Freien zu leben, daß die Baumeister einen Marktplatz zu überwölben fanden. Und es ist keine Frage, daß der ungeheure überwölbte Raum eine eigene Empfindung gibt. Es ist ein abgeschlossenes Unendliches, dem Menschen analoger als der Sternhimmel. Dieser reißt uns aus uns selbst hinaus, jener drängt uns, auf die gelindeste Weise, in uns selbst zurück.

So verweil' ich auch gern in der Kirche der heiligen Justine. Diese vierhundert fünf und achtzig Fuß lang, verhältnißmäßig hoch und breit, groß und einfach gebaut. Heut Abend setzt' ich mich in einen Winkel und hatte meine stille Betrachtung; da fühlt' ich mich recht allein, denn kein Mensch in der Welt, der in dem Augenblick an mich gedacht hätte, würde mich hier gesucht haben.

Nun wäre auch hier wieder einmal eingepackt, morgen früh geht es zu Wasser auf der Brenta fort. Heute hat's geregnet, nun ist's wieder ausgehellt, und ich hoffe die Lagunen und die dem Meer vermählte Herrscherin bei schöner Tageszeit zu erblicken und aus ihrem Schoß meine Freunde zu begrüßen.

Venedig.

So stand es denn im Buche des Schicksals auf meinem Blatte geschrieben, daß ich 1786 den acht und zwanzigsten September, Abends, nach unserer Uhr um Fünfe, Venedig zum erstenmal, aus der Brenta in die Lagunen einfahrend, erblicken und bald darauf diese wunderbare Inselstadt, diese Biberrepublik betreten und besuchen sollte. So ist denn auch, Gott sei Dank, Venedig mir kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name, der mich so oft, mich den Todfeind von Wortschällen, geängstiget hat.

Als die erste Gondel an das Schiff anfuhr (es geschieht, um Passagiere, welche Eil' haben, geschwinder nach Venedig zu bringen), erinnerte ich mich eines frühen Kinderspielzeuges, an das ich vielleicht seit zwanzig Jahren nicht mehr gedacht hatte. Mein Vater besaß ein schönes mitgebrachtes Gondelmodell; er hielt es sehr werth, und mir ward es hoch angerechnet, wenn ich einmal damit spielen durfte. Die ersten Schnäbel von blankem Eisenblech, die schwarzen Gondelkäfige, alles grüßte mich wie eine alte Bekanntschaft, ich genoß einen langentbehrten freundlichen Jugendeindruck.

Ich bin gut logirt in der Königin von England, nicht weit vom Marcusplatze, und dieß ist der größte

Vorzug des Quartiers; meine Fenster gehen auf einen schmalen Canal zwischen hohen Häusern, gleich unter mir eine einbogige Brücke, und gegenüber ein schmales belebtes Gäßchen. So wohne ich, und so werde ich eine Zeit lang bleiben, bis mein Packet für Deutschland fertig ist, und bis ich mich am Bilde dieser Stadt satt gesehen habe. Die Einsamkeit, nach der ich oft so sehnsuchtvoll geseufzt, kann ich nun recht genießen, denn nirgends fühlt man sich einsamer als im Gewimmel, wo man sich allen ganz unbekannt durchdrängt. In Venedig kennt mich vielleicht nur Ein Mensch, und der wird mir nicht gleich begegnen.

Venedig, den 28. September 1786.

Wie es mir von Padua hierher gegangen, nur mit wenig Worten: die Fahrt auf der Brenta, mit dem öffentlichen Schiffe, in gesitteter Gesellschaft, da die Italiäner sich vor einander in Acht nehmen, ist anständig und angenehm. Die Ufer sind mit Gärten und Lusthäusern geschmückt, kleine Ortschaften treten bis an's Wasser, theilweise geht die belebte Landstraße daran hin. Da man schleusenweis den Fluß hinabsteigt, gibt es öfters einen kleinen Aufhalt, den man benutzen kann, sich auf dem Lande umzusehen und die reichlich angebotenen Früchte zu genießen. Nun steigt man wieder ein und bewegt sich durch eine bewegte Welt voll Fruchtbarkeit und Leben.

Zu ſo viel abwechſelnden Bildern und Geſtalten geſellte ſich noch eine Erſcheinung, die, obgleich aus Deutſchland abſtammend, doch hier ganz eigentlich an ihrem Platze war, zwei Pilger nämlich, die erſten die ich in der Nähe ſah. Sie haben das Recht, mit dieſer öffentlichen Gelegenheit umſonſt weiter gebracht zu werden; allein weil die übrige Geſellſchaft ihre Nähe ſcheut, ſo ſitzen ſie nicht mit in dem bedeckten Raume, ſondern hinten bei dem Steuermann. Als eine in der gegenwärtigen Zeit ſeltene Erſcheinung wurden ſie angeſtaunt, und, weil früher unter dieſer Hülle manch Geſindel umhertrieb, wenig geachtet. Als ich vernahm, daß es Deutſche ſeien, keiner andern Sprache mächtig, geſellte ich mich zu ihnen und vernahm, daß ſie aus dem Paderborniſchen herſtammten. Beides waren Männer ſchon über funfzig, von dunkler aber gutmüthiger Phyſiognomie. Sie hatten vor allem das Grab der heiligen drei Könige zu Cöln beſucht, waren ſodann durch Deutſchland gezogen, und nun auf dem Wege, zuſammen bis Rom und ſodann in's obere Italien zurückzugehen, da denn der eine wieder nach Weſtphalen zu wandern, der andere aber noch den heiligen Jakob zu Compoſtell zu verehren gedachte.

Ihre Kleidung war die bekannte, doch ſahen ſie aufgeſchürzt viel beſſer aus, als wir ſie in langen Taffetkleidern auf unſern Redouten vorzuſtellen pflegen. Der große Kragen, der runde Hut, der Stab und die Muſchel, als das unſchuldigſte Trinkgeſchirr, alles

hatte seine Bedeutung, seinen unmittelbaren Nutzen, die Blechkapsel enthielt ihre Pässe. Das Merkwürdigste aber waren ihre kleinen rothsaffianen Brieftaschen, in diesen befand sich alles kleine Geräthe, was nur irgend einem einfachen Bedürfniß abzuhelfen geeignet sein mochte. Sie hatten dieselben hervorgezogen, indem sie an ihren Kleidern etwas zu flicken fanden.

Der Steuermann, höchst zufrieden, daß er einen Dolmetscher fand, ließ mich verschiedene Fragen an sie thun; dadurch vernahm ich manches von ihren Ansichten, besonders aber von ihrer Reise. Sie beklagten sich bitterlich über ihre Glaubensgenossen, ja Weltpriester und Klostergeistliche. Die Frömmigkeit, sagten sie, müsse eine sehr seltene Sache sein, weil man an die ihrige nirgends glauben wolle, sondern sie fast durchaus, ob sie gleich die ihnen vorgeschriebene geistliche Marschroute und die bischöflichen Pässe vorgezeigt, in katholischen Landen wie Landstreicher behandle. Sie erzählten dagegen mit Rührung, wie gut sie von den Protestanten aufgenommen worden, besonders von einem Landgeistlichen in Schwaben, vorzüglich aber von seiner Frau, welche den einigermaßen widerstrebenden Mann dahin vermocht, daß sie ihnen reichliche Erquickung zutheilen dürfen, welche ihnen sehr Noth gethan. Ja bei'm Abschiede habe sie ihnen einen Conventionsthaler geschenkt, der ihnen sehr zu statten gekommen, sobald sie das katholische Gebiet wieder betreten. Hierauf sagte der eine mit

aller Erhebung, deren er fähig war: Wir ſchließen dieſe Frau aber auch täglich in unſer Gebet ein und bitten Gott, daß er ihre Augen öffne, wie er ihr Herz für uns geöffnet hat, daß er ſie, wenn auch ſpät, aufnehme in den Schoß der alleinſeligmachenden Kirche. Und ſo hoffen wir gewiß ihr dereinſt im Paradies zu begegnen.

Von dieſem allen erklärte ich was nöthig und nützlich war, auf der kleinen Steige ſitzend, die auf das Verdeck führt, dem Steuermanne und einigen andern Perſonen, die ſich aus der Cajüte in den engen Raum gedrängt hatten. Den Pilgern wurden einige ärmliche Erquickungen gereicht, denn der Italiäner liebt nicht zu geben. Sie zogen hierauf kleine geweihte Zettel hervor, worauf zu ſehen das Bild der heiligen drei Könige nebſt lateiniſchen Gebeten zur Verehrung. Die guten Menſchen baten mich, die kleine Geſellſchaft damit zu beſchenken und ihr den hohen Werth dieſer Blätter begreiflich zu machen. Dieſes gelang mir auch ganz gut, denn als die beiden Männer ſehr verlegen ſchienen, wie ſie in dem großen Venedig das zur Aufnahme der Pilger beſtimmte Kloſter ausfinden ſollten, ſo verſprach der gerührte Steuermann, wenn ſie landeten, wollte er einem Burſchen ſogleich einen Dreier geben, damit er ſie zu jenem entfernt gelegenen Orte geleitete. Sie würden zwar, ſetzte er vertraulich hinzu, ſie würden dort wenig Troſt finden: die Anſtalt, ſehr groß angelegt,

um ich weiß nicht wie viel Pilger zu fassen, sei gegenwärtig ziemlich zusammen gegangen und die Einkünfte würden eben anders verwendet.

So unterhalten waren wir die schöne Brenta herunter gekommen, manchen herrlichen Garten, manchen herrlichen Palast hinter uns lassend, wohlhabende, belebte Ortschaften an der Küste mit flüchtigem Blick beschauend. Als wir nun in die Lagunen einfuhren, umschwärmten mehrere Gondeln sogleich das Schiff. Ein Lombard, in Venedig wohl bekannt, forderte mich auf, ihm Gesellschaft zu leisten, damit wir geschwinder drinne wären und der Doganenqual entgingen. Einige, die uns abhalten wollten, wußte er mit einem mäßigen Trinkgeld zu beseitigen, und so schwammen wir bei einem heitern Sonnenuntergang schnell unserm Ziel entgegen.

Den 29., Michaelistag Abends.

Von Venedig ist schon viel erzählt und gedruckt, daß ich mit Beschreibung nicht umständlich sein will, ich sage nur, wie es mir entgegen kömmt. Was sich mir aber vor allem andern aufdringt, ist abermals das Volk, eine große Masse, ein nothwendiges unwillkürliches Dasein.

Dieses Geschlecht hat sich nicht zum Spaß auf diese Inseln geflüchtet, es war keine Willkür, welche die Folgenden trieb, sich mit ihnen zu vereinigen; die Noth lehrte sie, ihre Sicherheit in der unvortheil-

haftesten Lage suchen, die ihnen nachher so vortheilhaft ward und sie klug machte, als noch die ganze nördliche Welt im Düstern gefangen lag; ihre Vermehrung, ihr Reichthum war nothwendige Folge. Nun drängten sich die Wohnungen enger und enger, Sand und Sumpf wurden durch Felsen ersetzt, die Häuser suchten die Luft wie Bäume, die geschlossen stehen, sie mußten an Höhe zu gewinnen suchen, was ihnen an Breite abging. Auf jede Spanne des Bodens geizig, und gleich anfangs in enge Räume gedrängt, ließen sie zu Gassen nicht mehr Breite, als nöthig war, eine Hausreihe von der gegenüberstehenden zu trennen und dem Bürger nothdürftige Durchgänge zu erhalten. Übrigens war ihnen das Wasser statt Straße, Platz und Spaziergang. Der Venezianer mußte eine neue Art von Geschöpf werden, wie man denn auch Venedig nur mit sich selbst vergleichen kann. Der große, schlangenförmig gewundene Canal weicht keiner Straße in der Welt, dem Raum vor dem Marcusplatze kann wohl nichts an die Seite gesetzt werden. Ich meine den großen Wasserspiegel, der diesseits von dem eigentlichen Venedig im halben Mond umfaßt wird. Über der Wasserfläche sieht man links die Insel St. Giorgio Maggiore, etwas weiter rechts die Giudecca und ihren Canal, noch weiter rechts die Dogane und die Einfahrt in den Canal Grande, wo uns gleich ein paar ungeheure Marmortempel entgegen leuchten. Dieß sind mit wenigen Zügen die

Hauptgegenſtände, die uns in die Augen fallen, wenn wir zwiſchen den zwei Säulen des Marcusplatzes hervortreten. Die ſämmtlichen Aus- und Anſichten ſind ſo oft in Kupfer geſtochen, daß die Freunde davon ſich gar leicht einen anſchaulichen Begriff machen können.

Nach Tiſche eilte ich, mir erſt einen Eindruck des Ganzen zu verſichern, und warf mich, ohne Begleiter, nur die Himmelsgegenden merkend, in's Labyrinth der Stadt, welche, obgleich durchaus von Canälen und Canälchen durchſchnitten, durch Brücken und Brückchen wieder zuſammenhängt. Die Enge und Gedrängtheit des Ganzen denkt man nicht, ohne es geſehen zu haben. Gewöhnlich kann man die Breite der Gaſſe mit ausgereckten Armen entweder ganz oder beinahe meſſen, in den engſten ſtößt man ſchon mit den Ellbogen an, wenn man die Hände in die Seite ſtemmt; es gibt wohl breitere, auch hie und da ein Plätzchen, verhältnißmäßig aber kann alles enge genannt werden.

Ich fand leicht den großen Canal und die Hauptbrücke Rialto; ſie beſteht aus einem einzigen Bogen von weißem Marmor. Von oben herunter iſt es eine große Anſicht, der Canal geſäet voll Schiffe, die alles Bedürfniß vom feſten Lande herbeiführen und hier hauptſächlich anlegen und ausladen, dazwiſchen wimmelt es von Gondeln. Beſonders heute, als am Michaelisfeſte, gab es einen Anblick wunderſchön lebendig; doch um dieſen einigermaßen darzuſtellen, muß ich etwas weiter ausholen.

Die beiden Haupttheile von Venedig, welche der große Canal trennt, werden durch die einzige Brücke Rialto mit einander verbunden, doch ist auch für mehrere Communication gesorgt, welche in offenen Barken an bestimmten Überfahrtspuncten geschieht. Nun sah es heute sehr gut aus, als die wohlgekleideten, doch mit einem schwarzen Schleier bedeckten Frauen sich viele zusammen übersetzen ließen, um zu der Kirche des gefeierten Erzengels zu gelangen. Ich verließ die Brücke und begab mich an einen solchen Überfahrtspunct, die Aussteigenden genau zu betrachten. Ich habe sehr schöne Gesichter und Gestalten darunter gefunden.

Nachdem ich müde geworden, setzte ich mich in eine Gondel, die engen Gassen verlassend, und fuhr, mir das entgegengesetzte Schauspiel zu bereiten, den nördlichen Theil des großen Canals durch, um die Insel der heiligen Clara, in die Lagunen, den Canal der Giudecca herein, bis gegen den Marcusplatz, und war nun auf einmal ein Mitherr des adriatischen Meeres, wie jeder Venezianer sich fühlt, wenn er sich in seine Gondel legt. Ich gedachte dabei meines guten Vaters in Ehren, der nichts Besseres wußte, als von diesen Dingen zu erzählen. Wird mir's nicht auch so gehen? Alles was mich umgibt ist würdig, ein großes respectables Werk versammelter Menschenkraft, ein herrliches Monument, nicht eines Gebieters, sondern eines Volks. Und wenn auch ihre Lagunen sich nach und nach aus-

füllen, böse Dünste über dem Sumpfe schweben, ihr Handel geschwächt, ihre Macht gesunken ist, so wird die ganze Anlage der Republik und ihr Wesen nicht einen Augenblick dem Beobachter weniger ehrwürdig sein. Sie unterliegt der Zeit, wie alles was ein erscheinendes Dasein hat.

Den 30. September.

Gegen Abend verlief ich mich wieder, ohne Führer, in die entferntesten Quartiere der Stadt. Die hiesigen Brücken sind alle mit Treppen angelegt, damit Gondeln und auch wohl größere Schiffe bequem unter den Bogen hinfahren. Ich suchte mich in und aus diesem Labyrinthe zu finden, ohne irgend jemand zu fragen, mich abermals nur nach der Himmelsgegend richtend. Man entwirrt sich wohl endlich, aber es ist ein unglaubliches Gehecke in einander, und meine Manier, sich recht sinnlich davon zu überzeugen, die beste. Auch habe ich mir, bis an die letzte bewohnte Spitze, der Einwohner Betragen, Lebensart, Sitte und Wesen gemerkt; in jedem Quartiere sind sie anders beschaffen. Du lieber Gott! was doch der Mensch für ein armes gutes Thier ist!

Sehr viele Häuserchen stehen unmittelbar in den Canälen, doch gibt es hie und da schön gepflasterte Steindämme, auf denen man zwischen Wasser, Kirchen und Palästen gar angenehm hin und wider spaziert. Lustig und erfreulich ist der lange Steindamm, an

der nördlichen Seite, von welchem die Inſeln, beſonders Murano, das Venedig im Kleinen, geſchaut werden. Die Lagunen dazwiſchen ſind von vielen Gondeln belebt.

Den 30. September Abends.

Heute habe ich abermals meinen Begriff von Venedig erweitert, indem ich mir den Plan verſchaffte. Als ich ihn einigermaßen ſtudirt, beſtieg ich den Marcusthurm, wo ſich dem Auge ein einziges Schauſpiel darſtellt. Es war um Mittag und heller Sonnenſchein, daß ich ohne Perſpectiv Nähen und Fernen genau erkennen konnte. Die Fluth bedeckte die Lagunen, und als ich den Blick nach dem ſogenannten Lido wandte (es iſt ein ſchmaler Erdſtreif, der die Lagunen ſchließt), ſah ich zum erſtenmal das Meer und einige Segel darauf. In den Lagunen ſelbſt liegen Galeeren und Fregatten, die zum Ritter Emo ſtoßen ſollten, der den Algierern den Krieg macht, die aber wegen ungünſtiger Winde liegen bleiben. Die paduaniſchen und vicentiniſchen Berge und das Tyroler Gebirge ſchließen zwiſchen Abend und Mitternacht das Bild ganz trefflich ſchön.

Den 1. October.

Ich ging und beſah mir die Stadt in mancherlei Rückſichten, und da es eben Sonntag war, fiel mir die große Unreinlichkeit der Straßen auf, worüber ich

meine Betrachtungen anstellen mußte. Es ist wohl eine Art von Polizei in diesem Artikel, die Leute schieben den Kehrig in die Ecken, auch sehe ich große Schiffe hin und wider fahren, die an manchen Orten stille liegen und das Kehrig mitnehmen, Leute von den Inseln umher, welche des Düngers bedürfen; aber es ist in diesen Anstalten weder Folge noch Strenge, und desto unverzeihlicher die Unreinlichkeit der Stadt, da sie ganz zur Reinlichkeit angelegt worden, so gut als irgend eine holländische.

Alle Straßen sind geplattet, selbst die entferntesten Quartiere wenigstens mit Backsteinen auf der hohen Kante ausgesetzt, wo es nöthig, in der Mitte ein wenig erhaben, an der Seite Vertiefungen, das Wasser aufzufassen und in bedeckte Canäle zu leiten. Noch andere architektonische Vorrichtungen der ersten wohlüberdachten Anlage zeugen von der Absicht trefflicher Baumeister, Venedig zu der reinsten Stadt zu machen, wie sie die sonderbarste ist. Ich konnte nicht unterlassen, gleich im Spazierengehen eine Anordnung deßhalb zu entwerfen und einem Polizeivorsteher, dem es Ernst wäre, in Gedanken vorzuarbeiten. So hat man immer Trieb und Lust, vor fremden Thüren zu kehren.

Den 2. October 1786.

Vor allem eilte ich in die Carita: ich hatte in des Palladio Werken gefunden, daß er hier ein Klostergebäude angegeben, in welchem er die Privatwohnung

der reichen und gaſtfreien Alten darzuſtellen gedachte. Der ſowohl im Ganzen als in ſeinen einzelnen Theilen trefflich gezeichnete Plan machte mir unendliche Freude, und ich hoffte ein Wunderwerk zu finden; aber ach! es iſt kaum der zehnte Theil ausgeführt; doch auch dieſer Theil ſeines himmliſchen Genius würdig, eine Vollkommenheit in der Anlage und eine Genauigkeit in der Ausführung, die ich noch nicht kannte. Jahre lang ſollte man in Betrachtung ſo eines Werks zubringen. Mich dünkt, ich habe nichts Höheres, nichts Vollkommneres geſehen, und glaube, daß ich mich nicht irre. Denke man ſich aber auch den trefflichen Künſtler, mit dem innern Sinn für's Große und Gefällige geboren, der erſt mit unglaublicher Mühe ſich an den Alten heranbildet, um ſie alsdann durch ſich wieder herzuſtellen. Dieſer findet Gelegenheit, einen Lieblingsgedanken auszuführen, ein Kloſter, ſo vielen Mönchen zur Wohnung, ſo vielen Fremden zur Herberge beſtimmt, nach der Form eines antiken Privatgebäudes aufzurichten.

Die Kirche ſtand ſchon, aus ihr tritt man in ein Atrium von korinthiſchen Säulen, man iſt entzückt und vergißt auf einmal alles Pfaffenthum. An der einen Seite findet man die Sacriſtei, an der andern ein Capitelzimmer, daneben die ſchönſte Wendeltreppe von der Welt, mit offener weiter Spindel, die ſteinernen Stufen in die Wand gemauert und ſo geſchichtet, daß eine die andere trägt; man wird nicht müde, ſie

auf- und abzusteigen; wie schön sie gerathen sei, kann man daraus abnehmen, daß sie Palladio selbst für wohlgerathen angibt. Aus dem Vorhof tritt man in den innern großen Hof. Von dem Gebäude, das ihn umgeben sollte, ist leider nur die linke Seite aufgeführt, drei Säulenordnungen über einander, auf der Erde Hallen, im ersten Stock ein Bogengang vor den Zellen hin, der obere Stock Mauer mit Fenstern. Doch diese Beschreibung muß durch den Anblick der Risse gestärkt werden. Nun ein Wort von der Ausführung.

Nur die Häupter und Füße der Säulen und die Schlußsteine der Bogen sind von gehauenem Stein, das Übrige alles, ich darf nicht sagen von Backsteinen, sondern von gebranntem Thon. Solche Ziegeln kenne ich gar nicht. Fries und Karnies sind auch daraus, die Glieder der Bogen gleichfalls, alles theilweise gebrannt, und das Gebäude zuletzt nur mit wenig Kalk zusammengesetzt. Es steht wie aus Einem Guß. Wäre das Ganze fertig geworden, und man sähe es reinlich abgerieben und gefärbt, es müßte ein himmlischer Anblick sein.

Jedoch die Anlage war zu groß, wie bei so manchem Gebäude der neuern Zeit. Der Künstler hatte nicht nur vorausgesetzt, daß man das jetzige Kloster abreißen, sondern auch anstoßende Nachbarshäuser kaufen werde, und da mögen Geld und Lust ausgegangen sein. Du liebes Schicksal, das du so manche

Dummheit begünſtigt und verewigt haſt, warum ließeſt du dieſes Werk nicht zu Stande kommen!

Den 3. October.

Die Kirche Il Redentore, ein ſchönes großes Werk von Palladio, die Façade lobenswürdiger als die von St. Giorgio. Dieſe mehrmals in Kupfer geſtochenen Werke müßte man vor ſich ſehen, um das Geſagte verdeutlichen zu können. Hier nur wenige Worte.

Palladio war durchaus von der Exiſtenz der Alten durchdrungen und fühlte die Kleinheit und Enge ſeiner Zeit, wie ein großer Menſch, der ſich nicht hingeben, ſondern das Übrige ſo viel als möglich nach ſeinen edlen Begriffen umbilden will. Er war unzufrieden, wie ich aus gelinder Wendung ſeines Buches ſchließe, daß man bei chriſtlichen Kirchen nach der Form der alten Baſiliken zu bauen fortfahre, er ſuchte deßhalb ſeine heiligen Gebäude der alten Tempelform zu nähern; daher entſtanden gewiſſe Unſchicklichkeiten, die mir bei Il Redentore glücklich beſeitigt, bei St. Giorgio aber zu auffallend erſcheinen. Volkmann ſagt etwas davon, trifft aber den Nagel nicht auf den Kopf.

Inwendig iſt Il Redentore gleichfalls köſtlich, alles, auch die Zeichnung der Altäre, von Palladio; leider die Niſchen, die mit Statuen ausgefüllt werden ſollten, prangen mit flachen, ausgeſchnittenen, gemahlten Bretfiguren.

Den 3. October.

Dem heiligen Franciscus zu Ehren hatten die Patres Capuziner einen Seitenaltar mächtig ausgeputzt; man sah nichts von Stein als die korinthischen Capitäle; alles Übrige schien mit einer geschmackvollen prächtigen Stickerei, nach Art der Arabesken, überzogen, und zwar so artig, als man nur etwas zu sehen wünschte. Besonders wunderte ich mich über die breiten goldgestickten Ranken und Laubwerke. Ich ging näher und fand einen recht hübschen Betrug. Alles was ich für Gold gehalten hatte, war breit gedrücktes Stroh, nach schönen Zeichnungen auf Papier geklebt, der Grund mit lebhaften Farben angestrichen, und das so mannichfaltig und geschmackvoll, daß dieser Spaß, dessen Material gar nichts werth war, und der wahrscheinlich im Kloster selbst ausgeführt wurde, mehrere tausend Thaler müßte gekostet haben, wenn er echt hätte sein sollen. Man könnte es gelegentlich wohl nachahmen.

Auf einem Uferdamme, im Angesicht des Wassers, bemerkte ich schon einigemal einen geringen Kerl, welcher einer größern oder kleinern Anzahl von Zuhörern im venezianischen Dialect Geschichten erzählte; ich kann leider nichts davon verstehen, es lacht aber kein Mensch, nur selten lächelt das Auditorium, das meist aus der ganz niedern Classe besteht. Auch hat der Mann nichts Auffallendes noch Lächerliches in seiner

Art, vielmehr etwas ſehr Geſetztes, zugleich eine bewunderungswürdige Mannichfaltigkeit und Präciſion, welche auf Kunſt und Nachdenken hinwieſen, in ſeinen Gebärden.

Den 3. October.

Den Plan in der Hand ſuchte ich mich durch die wunderlichſten Irrgänge bis zur Kirche der Mendicanti zu finden. Hier iſt das Conſervatorium, welches gegenwärtig den meiſten Beifall hat. Die Frauenzimmer führten ein Oratorium hinter dem Gitter auf, die Kirche war voll Zuhörer, die Muſik ſehr ſchön, und herrliche Stimmen. Ein Alt ſang den König Saul, die Hauptperſon des Gedichtes. Von einer ſolchen Stimme hatte ich gar keinen Begriff; einige Stellen der Muſik waren unendlich ſchön, der Text vollkommen ſingbar, ſo italiäniſch Latein, daß man an manchen Stellen lachen muß; die Muſik aber findet hier ein weites Feld.

Es wäre ein trefflicher Genuß geweſen, wenn nicht der vermaledeite Capellmeiſter den Tact mit einer Rolle Noten wider das Gitter, und ſo unverſchämt geklappt hätte, als habe er mit Schuljungen zu thun, die er eben unterrichtete; und die Mädchen hatten das Stück oft wiederholt, ſein Klatſchen war ganz unnöthig und zerſtörte allen Eindruck, nicht anders als wenn einer, um uns eine ſchöne Statue begreiflich zu machen, ihr Scharlachläppchen auf die Gelenke klebte. Der fremde

Schall hebt alle Harmonie auf. Das iſt nun ein Muſiker und er hört es nicht, oder er will vielmehr, daß man ſeine Gegenwart durch eine Unſchicklichkeit vernehmen ſoll, da es beſſer wäre, er ließe ſeinen Werth an der Vollkommenheit der Ausführung errathen. Ich weiß, die Franzoſen haben es an der Art, den Italiänern hätte ich es nicht zugetraut, und das Publicum ſcheint daran gewöhnt. Es iſt nicht das einzigemal, daß es ſich einbilden läßt, das gerade gehöre zum Genuß, was den Genuß verdirbt.

Den 3. October.

Geſtern Abend Oper zu St. Moſes (denn die Theater haben ihren Namen von der Kirche, der ſie am nächſten liegen); nicht recht erfreulich! Es fehlt dem Plan, der Muſik, den Sängern eine innere Energie, welche allein eine ſolche Darſtellung auf den höchſten Punct treiben kann. Man konnte von keinem Theil ſagen, er ſei ſchlecht; aber nur die zwei Frauen ließen ſich's angelegen ſein, nicht ſowohl gut zu agiren, als ſich zu produciren und zu gefallen. Das iſt denn immer etwas. Es ſind zwei ſchöne Figuren, gute Stimmen, artige, muntere, gätliche Perſönchen. Unter den Männern dagegen keine Spur von innerer Gewalt und Luſt, dem Publicum etwas aufzuheften, ſo wie keine entſchieden glänzende Stimme.

Das Ballett, von elender Erfindung, ward im Ganzen ausgepfiffen, einige treffliche Springer und

Springerinnen jedoch, welche letztere sich es zur Pflicht rechneten, die Zuschauer mit jedem schönen Theil ihres Körpers bekannt zu machen, wurden weidlich beklatscht.

Den 3. October.

Heute dagegen sah ich eine andere Komödie, die mich mehr gefreut hat. Im herzoglichen Palast hörte ich eine Rechtssache öffentlich verhandeln; sie war wichtig und zu meinem Glück in den Ferien vorgenommen. Der eine Advocat war alles, was ein übertriebener Buffo nur sein sollte. Figur dick, kurz, doch beweglich, ein ungeheuer vorspringendes Profil, eine Stimme wie Erz, und eine Heftigkeit, als wenn es ihm aus tiefstem Grunde des Herzens Ernst wäre, was er sagte. Ich nenne dieß eine Komödie, weil alles wahrscheinlich schon fertig ist, wenn diese öffentliche Darstellung geschieht; die Richter wissen, was sie sprechen sollen, und die Partei weiß, was sie zu erwarten hat. Indessen gefällt mir diese Art unendlich besser als unsere Stuben- und Canzleihockereien. Und nun von den Umständen, und wie artig, ohne Prunk, wie natürlich alles zugeht, will ich suchen einen Begriff zu geben.

In einem geräumigen Saal des Palastes saßen an der einen Seite die Richter im Halbcirkel. Gegen ihnen über, auf einem Katheder, der mehrere Personen neben einander fassen konnte, die Advocaten beider Parteien, unmittelbar vor demselben, auf einer Bank, Kläger

und Beklagte in eigner Person. Der Advocat des Klägers war von dem Katheder herabgestiegen, denn die heutige Sitzung war zu keiner Controvers bestimmt. Die sämmtlichen Documente für und wider, obgleich schon gedruckt, sollten verlesen werden.

Ein hagerer Schreiber, in schwarzem kümmerlichem Rocke, ein dickes Heft in der Hand, bereitete sich die Pflicht des Lesenden zu erfüllen. Von Zuschauern und Zuhörern war übrigens der Saal gedrängt voll. Die Rechtsfrage selbst, so wie die Personen, welche sie betraf, mußten den Venezianern höchst bedeutend scheinen.

Fideicommisse haben in diesem Staat die entschiedenste Gunst, ein Besitzthum, welchem einmal dieser Charakter aufgeprägt ist, behält ihn für ewige Zeiten, es mag durch irgend eine Wendung oder Umstand vor mehrern hundert Jahren veräußert worden, durch viele Hände gegangen sein, zuletzt, wenn die Sache zur Sprache kommt, behalten die Nachkommen der ersten Familie Recht, und die Güter müssen heraus gegeben werden.

Dießmal war der Streit höchst wichtig, denn die Klage ging gegen den Dogen selbst, oder vielmehr gegen seine Gemahlin, welche denn auch in Person auf dem Bänkchen, vom Kläger nur durch einen kleinen Zwischenraum getrennt, in ihren Zendal gehüllt dasaß. Eine Dame von gewissem Alter, edlem Körperbau, wohlgebildetem Gesicht, auf welchem ernste, ja wenn man will, etwas verdrießliche Züge zu sehen waren.

Die Venezianer bildeten ſich viel darauf ein, daß die Fürſtin, in ihrem eignen Palaſt, vor dem Gericht und ihnen erſcheinen müſſe.

Der Schreiber fing zu leſen an, und nun ward mir erſt deutlich, was ein im Angeſicht der Richter, unfern des Katheders der Advocaten, hinter einem kleinen Tiſche, auf einem niedern Schemel ſitzendes Männchen, beſonders aber die Sanduhr bedeute, die er vor ſich niedergelegt hatte. So lange nämlich der Schreiber lieſ't, ſo lange läuft die Zeit nicht, dem Advocaten aber, wenn er dabei ſprechen will, iſt nur im Ganzen eine gewiſſe Friſt gegönnt. Der Schreiber lieſ't, die Uhr liegt, das Männchen hat die Hand daran. Thut der Advocat den Mund auf, ſo ſteht auch die Uhr ſchon in der Höhe, die ſich ſogleich niederſenkt, ſobald er ſchweigt. Hier iſt nun die große Kunſt, in den Fluß der Vorleſung hineinzureden, flüchtige Bemerkungen zu machen, Aufmerkſamkeit zu erregen und zu fordern. Nun kommt der kleine Saturn in die größte Verlegenheit. Er iſt genöthigt, den horizontalen und verticalen Stand der Uhr jeden Augenblick zu verändern, er befindet ſich im Fall der böſen Geiſter im Puppenſpiel, die auf das ſchnell wechſelnde Verlicke! Verlocke! des muthwilligen Hanswurſts nicht wiſſen, wie ſie gehen oder kommen ſollen.

Wer in Canzleien hat collationiren hören, kann ſich eine Vorſtellung von dieſer Vorleſung machen,

schnell, eintönig, aber doch articulirt und deutlich genug. Der kunstreiche Advocat weiß nun durch Scherze die Langeweile zu unterbrechen, und das Publicum ergötzt sich an seinen Späßen in ganz unmäßigem Gelächter. Eines Scherzes muß ich gedenken, des auffallendsten unter denen, die ich verstand. Der Vorleser recitirte so eben ein Document, wodurch einer jener unrechtmäßig geachteten Besitzer über die fraglichen Güter disponirte. Der Advocat hieß ihn langsamer lesen, und als er die Worte deutlich aussprach: ich schenke, ich vermache! fuhr der Redner heftig auf den Schreiber los und rief: „Was willst du schenken? was vermachen? du armer ausgehungerter Teufel! gehört dir doch gar nichts in der Welt an. Doch", fuhr er fort, indem er sich zu besinnen schien, „war doch jener erlauchte Besitzer in eben dem Fall, er wollte schenken, wollte vermachen, was ihm so wenig gehörte als dir". Ein unendlich Gelächter schlug auf, doch sogleich nahm die Sanduhr die horizontale Lage wieder an. Der Vorleser summte fort, machte dem Advocaten ein flämisch Gesicht, doch das sind alles verabredete Späße.

Den 4. October.

Gestern war ich in der Komödie, Theater St. Lucas, die mir viel Freude gemacht hat; ich sah ein extemporirtes Stück in Masken, mit viel Naturell, Energie und Bravour aufgeführt. Freilich sind sie nicht alle gleich; der Pantalon sehr brav, die eine

Frau ſtark und wohlgebaut, keine außerordentliche Schauſpielerin, ſpricht excellent und weiß ſich zu betragen. Ein tolles Sujet, demjenigen ähnlich, das bei uns unter dem Titel Der Verſchlag behandelt iſt. Mit unglaublicher Abwechslung unterhielt es mehr als drei Stunden. Doch iſt auch hier das Volk wieder die Baſe, worauf dieß alles ruht, die Zuſchauer ſpielen mit, und die Menge verſchmilzt mit dem Theater in ein Ganzes. Den Tag über auf dem Platz und am Ufer, auf den Gondeln und im Palaſt, der Käufer und Verkäufer, der Bettler, der Schiffer, die Nachbarin, der Advocat und ſein Gegner, alles lebt und treibt und läßt ſich es angelegen ſein, ſpricht und betheuert, ſchreit und bietet aus, ſingt und ſpielt, flucht und lärmt. Und Abends gehen ſie in's Theater und ſehen und hören das Leben ihres Tages, künſtlich zuſammengeſtellt, artiger aufgeſtutzt, mit Mährchen durchflochten, durch Masken von der Wirklichkeit abgerückt, durch Sitten genähert. Hierüber freun ſie ſich kindiſch, ſchreien wieder, klatſchen und lärmen. Von Tag zu Nacht, ja von Mitternacht zu Mitternacht iſt immer alles ebendaſſelbe.

Ich habe aber auch nicht leicht natürlicher agiren ſehen als jene Masken, ſo wie es nur bei einem ausgezeichnet glücklichen Naturell durch längere Übung erreicht werden kann.

Da ich das ſchreibe, machen ſie einen gewaltigen Lärm auf dem Canal, unter meinem Fenſter, und

Mitternacht iſt vorbei. Sie haben im Guten und Böſen immer etwas zuſammen.

Den 4. October.

Öffentliche Redner habe ich nun gehört: drei Kerle auf dem Platze und Uferſteindamme, jeden nach ſeiner Art Geſchichten erzählend, ſodann zwei Sachwalter, zwei Prediger, die Schauſpieler, worunter ich beſonders den Pantalon rühmen muß, alle dieſe haben etwas Gemeinſames, ſowohl weil ſie von ein und derſelben Nation ſind, die, ſtets öffentlich lebend, immer in leidenſchaftlichem Sprechen begriffen iſt, als auch weil ſie ſich unter einander nachahmen. Hiezu kommt noch eine entſchiedene Gebärdenſprache, mit welcher ſie die Ausdrücke ihrer Intentionen, Geſinnungen und Empfindungen begleiten.

Heute am Feſt des heiligen Franciscus war ich in ſeiner Kirche alle Vigne. Des Capuziners laute Stimme ward von dem Geſchrei der Verkäufer vor der Kirche, wie von einer Antiphone, begleitet; ich ſtand in der Kirchthüre zwiſchen beiden, und es war wunderlich genug zu hören.

Den 5. October.

Heute früh war ich im Arſenal, mir immer intereſſant genug, da ich noch kein Seeweſen kenne und hier die untere Schule beſuchte: denn freilich ſieht es hier nach einer alten Familie aus, die ſich noch rührt,

obgleich die beste Zeit der Blüthe und der Früchte vorüber ist. Da ich denn auch den Handwerkern nachgehe, habe ich manches Merkwürdige gesehen, und ein Schiff von vier und achtzig Kanonen, dessen Gerippe fertig steht, bestiegen.

Ein gleiches ist vor sechs Monaten an der Riva de' Schiavoni bis auf's Wasser verbrannt, die Pulverkammer war nicht sehr gefüllt, und da sie sprang, that es keinen großen Schaden. Die benachbarten Häuser büßten ihre Scheiben ein.

Das schönste Eichenholz, aus Istrien, habe ich verarbeiten sehen, und dabei über den Wachsthum dieses werthen Baumes meine stillen Betrachtungen angestellt. Ich kann nicht genug sagen, was meine sauer erworbene Kenntniß natürlicher Dinge, die doch der Mensch zuletzt als Materialien braucht und in seinen Nutzen verwendet, mir überall hilft, um mir das Verfahren der Künstler und Handwerker zu erklären; so ist mir auch die Kenntniß der Gebirge und des daraus genommenen Gesteins ein großer Vorsprung in der Kunst.

Den 5. October.

Um mit Einem Worte den Begriff des Bucentaur auszusprechen, nenne ich ihn eine Prachtgaleere. Der ältere, von dem wir noch Abbildungen haben, rechtfertigt diese Benennung noch mehr als der gegenwärtige, der uns durch seinen Glanz über seinen Ursprung verblendet.

Ich komme immer auf mein Altes zurück. Wenn dem Künstler ein echter Gegenstand gegeben ist, so kann er etwas Echtes leisten. Hier war ihm aufgetragen, eine Galeere zu bilden, die werth wäre, die Häupter der Republik am feierlichsten Tage zum Sacrament ihrer hergebrachten Meerherrschaft zu tragen, und diese Aufgabe ist fürtrefflich ausgeführt. Das Schiff ist ganz Zierrath, also darf man nicht sagen: mit Zierrath überladen, ganz vergoldetes Schnitzwerk, sonst zu keinem Gebrauch, eine wahre Monstranz, um dem Volke seine Häupter recht herrlich zu zeigen. Wissen wir doch: das Volk, wie es gern seine Hüte schmückt, will auch seine Obern prächtig und geputzt sehen. Dieses Prunkschiff ist ein rechtes Inventarienstück, woran man sehen kann, was die Venezianer waren und sich zu sein dünkten.

Den 5. October Nachts.

Ich komme noch lachend aus der Tragödie und muß diesen Scherz gleich auf dem Papier befestigen. Das Stück war nicht schlimm, der Verfasser hatte alle tragischen Matadore zusammengesteckt und die Schauspieler hatten gut spielen. Die meisten Situationen waren bekannt, einige neu und ganz glücklich. Zwei Väter, die sich hassen, Söhne und Töchter aus diesen getrennten Familien, leidenschaftlich über's Kreuz verliebt, ja das eine Paar heimlich verheirathet. Es ging wild und grausam zu, und nichts blieb zuletzt übrig, um die jungen

Leute glücklich zu machen, als daß die beiden Väter sich erstachen, worauf, unter lebhaftem Händeklatschen, der Vorhang fiel. Nun ward aber das Klatschen heftiger, nun wurde fuora gerufen, und das so lange, bis sich die zwei Hauptpaare bequemten, hinter dem Vorhang hervorzukriechen, ihre Bücklinge zu machen und auf der andern Seite wieder abzugehen.

Das Publicum war noch nicht befriedigt, es klatschte fort und rief: I morti! Das dauerte so lange, bis die zwei Todten auch herauskamen und sich bückten, da denn einige Stimmen riefen: Bravi i morti! Sie wurden durch Klatschen lange festgehalten, bis man ihnen gleichfalls endlich abzugehen erlaubte. Diese Posse gewinnt für den Augen- und Ohrenzeugen unendlich, der das Bravo! Bravi! das die Italiäner immer im Munde führen, so in den Ohren hat wie ich, und dann auf einmal auch die Todten mit diesem Ehrenwort anrufen hört.

Gute Nacht! so können wir Nordländer zu jeder Stunde sagen, wenn wir im Finstern scheiden, der Italiäner sagt: Felicissima notte! nur einmal, und zwar wenn das Licht in das Zimmer gebracht wird, indem Tag und Nacht sich scheiden, und da heißt es denn etwas ganz anderes. So unübersetzlich sind die Eigenheiten jeder Sprache: denn vom höchsten bis zum tiefsten Wort bezieht sich alles auf Eigenthümlichkeiten der Nation, es sei nun in Charakter, Gesinnungen oder Zuständen.

Den 6. October.

Die Tragödie gestern hat mich manches gelehrt. Erstlich habe ich gehört, wie die Italiäner ihre eilfsilbigen Jamben behandeln und declamiren, dann habe ich begriffen, wie klug Gozzi die Masken mit den tragischen Figuren verbunden hat. Das ist das eigentliche Schauspiel für dieses Volk, denn es will auf eine crude Weise gerührt sein, es nimmt keinen innigen zärtlichen Antheil am Unglücklichen, es freut sie nur, wenn der Held gut spricht, denn auf's Reden halten sie viel, sodann aber wollen sie lachen oder etwas Albernes vornehmen.

Ihr Antheil am Schauspiel ist nur als an einem Wirklichen. Da der Tyrann seinem Sohne das Schwert reichte und forderte, daß dieser seine eigne gegenüberstehende Gemahlin umbringen sollte, fing das Volk laut an, sein Mißvergnügen über diese Zumuthung zu beweisen, und es fehlte nicht viel, so wäre das Stück unterbrochen worden. Sie verlangten, der Alte sollte sein Schwert zurücknehmen, wodurch denn freilich die folgenden Situationen des Stücks wären aufgehoben worden. Endlich entschloß sich der bedrängte Sohn, trat in's Proscenium und bat demüthig: sie möchten sich nur noch einen Augenblick gedulden, die Sache werde noch ganz nach Wunsch ablaufen. Künstlerisch genommen aber war diese Situation nach den Umständen albern und unnatürlich, und ich lobte das Volk um sein Gefühl.

Jetzt verstehe ich besser die langen Reden und das viele hin und her Dissertiren im griechischen Trauerspiele. Die Athenienser hörten noch lieber reden und verstanden sich noch besser darauf als die Italiäner; vor den Gerichtsstellen, wo sie den ganzen Tag lagen, lernten sie schon etwas.

Den 6. October.

An den ausgeführten Werken Palladio's, besonders an den Kirchen, habe ich manches Tadelnswürdige neben dem Köstlichsten gefunden. Wenn ich nun so bei mir überlegte, in wie fern ich Recht oder Unrecht hätte gegen einen solchen außerordentlichen Mann, so war es, als ob er dabei stünde und mir sagte: Das und das habe ich wider Willen gemacht, aber doch gemacht, weil ich unter den gegebenen Umständen nur auf diese Weise meiner höchsten Idee am nächsten kommen konnte.

Mir scheint, so viel ich auch darüber denke, er habe bei Betrachtung der Höhe und Breite einer schon bestehenden Kirche, eines ältern Hauses, wozu er Façaden errichten sollte, nur überlegt: Wie gibst du diesen Räumen die größte Form? Im Einzelnen mußt du, wegen eintretenden Bedürfnisses, etwas verrücken oder verpfuschen, da oder dort wird eine Unschicklichkeit entstehen, aber das mag sein, das Ganze wird einen hohen Stil haben und du wirst dir zur Freude arbeiten.

Und so hat er das größte Bild, das er in der Seele trug, auch dahin gebracht, wo es nicht ganz paßte, wo er es im Einzelnen zerknittern und verstümmeln mußte.

Der Flügel in der Carita dagegen muß uns deßhalb von so hohem Werthe sein, weil der Künstler freie Hand hatte und seinem Geist unbedingt folgen durfte. Wäre das Kloster fertig geworden, so stünde vielleicht in der ganzen gegenwärtigen Welt kein vollkommeneres Werk der Baukunst.

Wie er gedacht und wie er gearbeitet, wird mir immer klarer, je mehr ich seine Werke lese und dabei betrachte, wie er die Alten behandelt: denn er macht wenig Worte, sie sind aber alle gewichtig. Das vierte Buch, das die antiken Tempel darstellt, ist eine rechte Einleitung, die alten Reste mit Sinn zu beschauen.

Den 6. October.

Gestern Abend sah ich Elektra von Crebillon auf dem Theater St. Crisostomo, nämlich übersetzt. Was mir das Stück abgeschmackt vorkam, und wie es mir fürchterliche Langeweile machte, kann ich nicht sagen.

Die Acteurs sind übrigens brav und wissen das Publicum mit einzelnen Stellen abzuspeisen. Orest hat allein drei verschiedene Erzählungen, poetisch aufgestutzt, in Einer Scene. Elektra, ein hübsches Weibchen, von mittlerer Größe und Stärke und fast franzö-

fiſcher Lebhaftigkeit, einem guten Anſtand, ſpricht die Verſe ſchön, nur betrug ſie ſich von Anfang bis zu Ende toll, wie es leider die Rolle verlangt. Indeſſen habe ich doch wieder gelernt. Der italiäniſche, immer eilfſilbige Jambe, hat für die Declamation große Unbequemlichkeit, weil die letzte Sylbe durchaus kurz iſt und wider Willen des Declamators in die Höhe ſchlägt.

Den 6. October.

Heute früh war ich bei dem Hochamte, welchem der Doge jährlich an dieſem Tage, wegen eines alten Siegs über die Türken, in der Kirche der heiligen Juſtina beiwohnen muß. Wenn an dem kleinen Platz die vergoldeten Barken landen, die den Fürſten und einen Theil des Adels bringen, ſeltſam gekleidete Schiffer ſich mit roth gemahlten Rudern bemühen, am Ufer die Geiſtlichkeit, die Brüderſchaften mit angezündeten, auf Stangen und tragbare ſilberne Leuchter geſteckten Kerzen ſtehen, drängen, wogen und warten, dann mit Teppichen beſchlagene Brücken aus den Fahrzeugen an's Land geſtreckt werden, zuerſt die langen violetten Kleider der Savj, dann die langen rothen der Senatoren ſich auf dem Pflaſter entfalten, zuletzt der Alte mit goldener phrygiſcher Mütze geſchmückt, im längſten goldenen Talar, mit dem Hermelinmantel ausſteigt, drei Diener ſich ſeiner Schleppe bemächtigen, alles auf einem kleinen Platz vor dem Portal einer Kirche, vor

deren Thüren die Türkenfahnen gehalten werden, so glaubt man auf einmal eine alte gewirkte Tapete zu sehen, aber recht gut gezeichnet und colorirt. Mir nordischem Flüchtling hat diese Ceremonie viele Freude gemacht. Bei uns, wo alle Feierlichkeiten kurzröckig sind, und wo die größte, die man sich denken kann, mit dem Gewehr auf der Schulter begangen wird, möchte so etwas nicht am Ort sein. Aber hierher gehören diese Schlepprócke, diese friedlichen Begehungen.

Der Doge ist ein gar schön gewachsener und schön gebildeter Mann, der krank sein mag, sich aber nur noch so, um der Würde willen, unter dem schweren Rocke gerade hält. Sonst sieht er aus wie der Großpapa des ganzen Geschlechts und ist gar hold und leutselig; die Kleidung steht sehr gut, das Käppchen unter der Mütze beleidigt nicht, indem es, ganz fein und durchsichtig, auf dem weißesten klarsten Haar von der Welt ruht.

Etwa funfzig Nobili, in langen dunkelrothen Schleppkleidern, waren mit ihm, meist schöne Männer, keine einzige vertrackte Gestalt, mehrere groß, mit großen Köpfen, denen die blonden Lockenperrücken wohl ziemten; vorgebaute Gesichter, weiches weißes Fleisch, ohne schwammig und widerwärtig auszusehen, vielmehr klug, ohne Anstrengung, ruhig, ihrer selbst gewiß, Leichtigkeit des Daseins und durchaus eine gewisse Fröhlichkeit.

Wie ſich alles in der Kirche rangirt hatte und das Hochamt anfing, zogen die Brüderſchaften zur Hauptthüre herein und zur rechten Seitenthüre wieder hinaus, nachdem ſie, Paar für Paar, das Weihwaſſer empfangen und ſich gegen den Hochaltar, den Dogen und den Adel geneigt hatten.

Den 6. October.

Auf heute Abend hatte ich mir den famoſen Geſang der Schiffer beſtellt, die den Taſſo und Arioſt auf ihre eignen Melodien ſingen. Dieſes muß wirklich beſtellt werden, es kommt nicht gewöhnlich vor, es gehört vielmehr zu den halb verklungenen Sagen der Vorzeit. Bei Mondenſchein beſtieg ich eine Gondel, den einen Sänger vorn, den andern hinten; ſie fingen ihr Lied an und ſangen abwechſelnd Vers für Vers. Die Melodie, welche wir durch Rouſſeau kennen, iſt eine Mittelart zwiſchen Choral und Recitativ, ſie behält immer denſelbigen Gang, ohne Tact zu haben; die Modulation iſt auch dieſelbige, nur verändern ſie, nach dem Inhalt des Verſes, mit einer Art von Declamation ſowohl Ton als Maß; der Geiſt aber, das Leben davon, läßt ſich begreifen, wie folgt.

Auf welchem Wege ſich die Melodie gemacht hat, will ich nicht unterſuchen, genug ſie paßt gar trefflich für einen müßigen Menſchen, der ſich etwas vormodulirt und Gedichte, die er auswendig kann, ſolchem Geſang unterſchiebt.

Mit einer durchdringenden Stimme — das Volk ſchätzt Stärke vor allem — ſitzt er am Ufer einer Inſel, eines Canals, auf einer Barke und läßt ſein Lied ſchallen, ſo weit er kann. Über den ſtillen Spiegel verbreitet ſich's. In der Ferne vernimmt es ein anderer, der die Melodie kennt, die Worte verſteht und mit dem folgenden Verſe antwortet; hierauf erwidert der erſte, und ſo iſt einer immer das Echo des andern. Der Geſang währt Nächte durch, unterhält ſie, ohne zu ermüden. Je ferner ſie alſo von einander ſind, deſto reizender kann das Lied werden: wenn der Hörer alsdann zwiſchen beiden ſteht, ſo iſt er am rechten Flecke.

Um dieſes mich vernehmen zu laſſen, ſtiegen ſie am Ufer der Giudecca aus, ſie theilten ſich am Canal hin, ich ging zwiſchen ihnen auf und ab, ſo daß ich immer den verließ, der zu ſingen anfangen ſollte, und mich demjenigen wieder näherte, der aufgehört hatte. Da ward mir der Sinn des Geſangs erſt aufgeſchloſſen. Als Stimme aus der Ferne klingt es höchſt ſonderbar, wie eine Klage ohne Trauer; es iſt darin etwas unglaublich, bis zu Thränen Rührendes. Ich ſchrieb es meiner Stimmung zu; aber mein Alter ſagte: È singolare, come quel canto intenerisce, e molto piu quando è piu ben cantato. Er wünſchte, daß ich die Weiber vom Lido, beſonders die von Malamocco und Peleſtrina hören möchte, auch dieſe ſängen den Taſſo auf gleiche und ähnliche Melodien.

Er ſagte ferner: ſie haben die Gewohnheit, wenn ihre Männer auf's Fiſchen in's Meer ſind, ſich an's Ufer zu ſetzen und mit durchdringender Stimme Abends dieſe Geſänge erſchallen zu laſſen, bis ſie auch von Ferne die Stimme der Ihrigen vernehmen und ſich ſo mit ihnen unterhalten. Iſt das nicht ſehr ſchön? und doch läßt ſich wohl denken, daß ein Zuhörer in der Nähe wenig Freude an ſolchen Stimmen haben möchte, die mit den Wellen des Meeres kämpfen. Menſchlich aber und wahr wird der Begriff dieſes Geſanges, lebendig wird die Melodie, über deren todte Buchſtaben wir uns ſonſt den Kopf zerbrochen haben. Geſang iſt es eines Einſamen in die Ferne und Weite, damit ein anderer, Gleichgeſtimmter, höre und antworte.

Den 8. October.

Den Palaſt Piſani Moretta beſuchte ich wegen eines köſtlichen Bildes von Paul Veroneſe. Die weibliche Familie des Darius kniet vor Alexandern und Hephäſtion, die vorankniеende Mutter hält den letztern für den König, er lehnt es ab und deutet auf den Rechten. Man erzählt das Mährchen, der Künſtler ſei in dieſem Palaſt gut aufgenommen und längere Zeit ehrenvoll bewirthet worden, dagegen habe er das Bild heimlich gemahlt und als Geſchenk zuſammengerollt unter das Bett geſchoben. Es verdient allerdings einen beſondern Urſprung zu haben, denn es gibt

einen Begriff von dem ganzen Werthe des Meisters. Seine große Kunst, ohne einen allgemeinen Ton, der über das ganze Stück gezogen wäre, durch kunstreich vertheiltes Licht und Schatten und eben so weislich abwechselnde Localfarben die köstlichste Harmonie hervorzubringen, ist hier recht sichtbar, da das Bild vollkommen erhalten und frisch, wie von gestern, vor uns steht: denn freilich, sobald ein Gemählde dieser Art gelitten hat, wird unser Genuß sogleich getrübt, ohne daß wir wissen, was die Ursache sei.

Wer mit dem Künstler wegen des Costüms rechten wollte, der dürfte sich nur sagen: es habe eine Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts gemahlt werden sollen, und so ist alles abgethan. Die Abstufung von der Mutter durch Gemahlin und Töchter ist höchst wahr und glücklich; die jüngste Prinzeß, ganz am Ende knieend, ist ein hübsches Mäuschen und hat ein gar artiges, eigensinniges, trotziges Gesichtchen; ihre Lage scheint ihr gar nicht zu gefallen.

Zum 8. October.

Meine alte Gabe, die Welt mit Augen desjenigen Mahlers zu sehen, dessen Bilder ich mir eben eingedrückt, brachte mich auf einen eignen Gedanken. Es ist offenbar, daß sich das Auge nach den Gegenständen bildet, die es von Jugend auf erblickt, und so muß der venezianische Mahler alles klarer und

heiterer ſehn als andere Menſchen. Wir, die wir auf einem bald ſchmutzkothigen, bald ſtaubigen, farbloſen, die Widerſcheine verdüſternden Boden, und vielleicht gar in engen Gemächern leben, können einen ſolchen Frohblick aus uns ſelbſt nicht entwickeln.

Als ich bei hohem Sonnenſchein durch die Lagunen fuhr und auf den Gondelrändern die Gondoliere, leicht ſchwebend, buntbekleidet, rudernd, betrachtete, wie ſie auf der hellgrünen Fläche ſich in der blauen Luft zeichneten, ſo ſah ich das beſte friſcheſte Bild der venezianiſchen Schule. Der Sonnenſchein hob die Localfarben blendend hervor, und die Schattenſeiten waren ſo licht, daß ſie verhältnißmäßig wieder zu Lichtern hätten dienen können. Ein Gleiches galt von den Widerſcheinen des meergrünen Waſſers. Alles war hell in hell gemahlt, ſo daß die ſchäumende Welle und die Blitzlichter darauf nöthig waren, um die Tüpfchen auf's i zu ſetzen.

Tizian und Paul hatten dieſe Klarheit im höchſten Grade, und wo man ſie in ihren Werken nicht findet, hat das Bild verloren oder iſt aufgemahlt.

Die Kuppeln und Gewölbe der Marcuskirche, nebſt ihren Seitenflächen, alles iſt bilderreich, alles bunte Figuren auf goldenem Grunde, alles muſiviſche Arbeit; einige ſind recht gut, andere gering, je nachdem die Meiſter waren, die den Carton verfertigten.

Es fiel mir recht auf's Herz, daß doch alles auf die erſte Erfindung ankommt, und daß dieſe das rechte

Maß, den wahren Geist habe, da man mit viereckigen Stückchen Glas, und hier nicht einmal auf die sauberste Weise, das Gute sowohl als das Schlechte nachbilden kann. Die Kunst, welche dem Alten seine Fußboden bereitete, dem Christen seine Kirchenhimmel wölbte, hat sich jetzt auf Dosen und Armbänder verkrümelt. Diese Zeiten sind schlechter, als man denkt.

Den 8. October.

In dem Hause Farsetti ist eine kostbare Sammlung von Abgüssen der besten Antiken. Ich schweige von denen, die ich von Mannheim her und sonst schon gekannt, und erwähne nur neuere Bekanntschaften. Eine Kleopatra in colossaler Ruhe, die Aspis um den Arm geschlungen und in den Tod hinüber schlafend, ferner die Mutter Niobe, die ihre jüngste Tochter mit dem Mantel vor den Pfeilen des Apollo deckt, sodann einige Gladiatoren, ein in seinen Flügeln ruhender Genius, sitzende und stehende Philosophen.

Es sind Werke, an denen sich die Welt Jahrtausende freuen und bilden kann, ohne den Werth des Künstlers durch Gedanken zu erschöpfen.

Viele bedeutende Büsten versetzen mich in die alten herrlichen Zeiten. Nur fühle ich leider, wie weit ich in diesen Kenntnissen zurück bin, doch es wird vorwärts gehen, wenigstens weiß ich den Weg. Palladio hat mir ihn auch dazu und zu aller Kunst und Leben geöffnet.

Es klingt das vielleicht ein wenig wunderlich, aber doch nicht ſo paradox, als wenn Jakob Böhme bei Erblickung einer zinnernen Schüſſel durch Einſtrahlung Jovis über das Univerſum erleuchtet wurde. Auch ſteht in dieſer Sammlung ein Stück des Gebälks vom Tempel des Antonins und der Fauſtina in Rom. Die vorſpringende Gegenwart dieſes herrlichen Architekturgebildes erinnerte mich an das Capitäl des Pantheon in Mannheim. Das iſt freilich etwas anderes als unſere kauzenden, auf Kragſteinlein über einander geſchichteten Heiligen der gothiſchen Zierweiſen, etwas anderes als unſere Tabakspfeifen-Säulen, ſpitze Thürmlein und Blumenzacken; dieſe bin ich nun, Gott ſei Dank, auf ewig los!

Noch will ich einiger Werke der Bildhauerkunſt erwähnen, die ich dieſe Tage her, zwar nur im Vorbeigehen, aber doch mit Erſtaunen und Erbauung betrachtet: zwei ungeheure Löwen von weißem Marmor vor dem Thore des Arſenals; der eine ſitzt aufgerichtet, auf die Vorderpfoten geſtemmt, der andere liegt — herrliche Gegenbilder, von lebendiger Mannichfaltigkeit. Sie ſind ſo groß, daß ſie alles umher klein machen, und daß man ſelbſt zu nichte würde, wenn erhabene Gegenſtände uns nicht erhüben. Sie ſollen aus der beſten griechiſchen Zeit und vom Piräeus in den glänzenden Tagen der Republik hierher gebracht ſein.

Aus Athen mögen gleichfalls ein paar Basreliefe ſtammen, in dem Tempel der heiligen Juſtina, der

Türkenbesiegerin, eingemauert, aber leider durch Kirchstühle einigermaßen verfinstert. Der Küster machte mich aufmerksam darauf, weil die Sage gehe, daß Tizian seine unendlich schönen Engel im Bilde, die Ermordung des heiligen Petrus Martyr vorstellend, darnach geformt habe. Es sind Genien, welche sich mit Attributen der Götter schleppen, freilich so schön, daß es allen Begriff übersteigt.

Sodann betrachtete ich mit ganz eignem Gefühl die nackte colossale Statue des Marcus Agrippa, in dem Hofe eines Palastes; ein sich ihm zur Seite heraufschlängelnder Delphin deutet auf einen Seehelden. Wie doch eine solche heroische Darstellung den reinen Menschen Göttern ähnlich macht!

Die Pferde auf der Marcuskirche besah ich in der Nähe. Von unten hinauf bemerkt man leicht, daß sie fleckig sind, theils einen schönen gelben Metallglanz haben, theils kupfergrünlich angelaufen. In der Nähe sieht und erfährt man, daß sie ganz vergoldet waren, und sieht sie über und über mit Striemen bedeckt, da die Barbaren das Gold nicht abfeilen, sondern abhauen wollten. Auch das ist gut, so blieb wenigstens die Gestalt.

Ein herrlicher Zug Pferde! ich möchte einen rechten Pferdekenner darüber reden hören. Was mir sonderbar scheint, ist: daß sie in der Nähe schwer, und unten vom Platz leicht wie die Hirsche aussehen.

Den 8. October.

Ich fuhr heute früh mit meinem Schutzgeiſte auf's Lido, auf die Erdzunge, welche die Lagunen ſchließt und ſie vom Meere abſondert. Wir ſtiegen aus und gingen quer über die Zunge. Ich hörte ein ſtarkes Geräuſch, es war das Meer, und ich ſah es bald, es ging hoch gegen das Ufer, indem es ſich zurückzog, es war um Mittag, Zeit der Ebbe. So habe ich denn auch das Meer mit Augen geſehen und bin auf der ſchönen Tenne, die es weichend zurückläßt, ihm nachgegangen. Da hätte ich mir die Kinder gewünſcht, um der Muſcheln willen; ich habe, ſelbſt kindiſch, ihrer genug aufgeleſen; doch widme ich ſie zu einigem Gebrauch, ich möchte von der Feuchtigkeit des Tintenfiſches, die hier ſo häufig wegfließt, etwas eintrocknen.

Auf dem Lido, nicht weit vom Meer, liegen Engländer begraben, und weiterhin Juden, die beiderſeits in geweihtem Boden nicht ruhen ſollten. Ich fand das Grab des edlen Conſul Smith und ſeiner erſten Frauen; ich bin ihm mein Exemplar des Palladio ſchuldig und dankte ihm auf ſeinem ungeweihten Grabe dafür.

Und nicht allein ungeweiht, ſondern halbverſchüttet iſt das Grab. Das Lido iſt immer nur wie eine Düne anzuſehen, der Sand wird dorthin geführt, vom Winde hin und her getrieben, aufgehäuft, überall

angedrängt. In weniger Zeit wird man das ziemlich erhöhte Monument kaum wieder finden können.

Das Meer ist doch ein großer Anblick! Ich will sehen, in einem Fischerkahn eine Fahrt zu thun; die Gondeln wagen sich nicht hinaus.

Den 8. October.

Am Meere habe ich auch verschiedene Pflanzen gefunden, deren ähnlicher Charakter mir ihre Eigenschaften näher kennen ließ, sie sind alle zugleich mastig und streng, saftig und zäh, und es ist offenbar, daß das alte Salz des Sandbodens, mehr aber die salzige Luft ihnen diese Eigenschaften gibt; sie strotzen von Säften wie Wasserpflanzen, sie sind fest und zäh wie Bergpflanzen; wenn ihre Blätterenden eine Neigung zu Stacheln haben, wie Disteln thun, sind sie gewaltig spitz und stark. Ich fand einen solchen Busch Blätter, es schien mir unser unschuldiger Huflattich, hier aber mit scharfen Waffen bewaffnet, und das Blatt wie Leder, so auch die Samenkapseln, die Stiele, alles mastig und fett. Ich bringe Samen mit und eingelegte Blätter (Eryngium maritimum).

Der Fischmarkt und die unendlichen Seeproducte machen mir viel Vergnügen; ich gehe oft darüber und beleuchte die unglücklichen aufgehaschten Meeresbewohner.

Den 9. October.

Ein köſtlicher Tag, vom Morgen bis in die Nacht! Ich fuhr bis Peleſtrina gegen Chiozza über, wo die großen Baue ſind, Murazzi genannt, welche die Republik gegen das Meer aufführen läßt. Sie ſind von gehauenen Steinen und ſollen eigentlich die lange Erdzunge, Lido genannt, welche die Lagunen von dem Meere trennt, vor dieſem wilden Elemente ſchützen.

Die Lagunen ſind eine Wirkung der alten Natur. Erſt Ebbe, Fluth und Erde gegen einander arbeitend, dann das allmähliche Sinken des Urgewäſſers waren Urſache, daß am obern Ende des adriatiſchen Meeres ſich eine anſehnliche Sumpfſtrecke befindet, welche, von der Fluth beſucht, von der Ebbe zum Theil verlaſſen wird. Die Kunſt hat ſich der höchſten Stellen bemächtigt, und ſo liegt Venedig, von hundert Inſeln zuſammen gruppirt und von hunderten umgeben. Zugleich hat man mit unglaublicher Anſtrengung und Koſten tiefe Canäle in den Sumpf gefurcht, damit man auch zur Zeit der Ebbe mit Kriegsſchiffen an die Hauptſtellen gelangen könne. Was Menſchenwitz und Fleiß vor Alters erſonnen und ausgeführt, muß Klugheit und Fleiß nun erhalten. Das Lido, ein langer Erdſtreif, trennt die Lagunen von dem Meere, welches nur an zwei Orten hereintreten kann, bei dem Caſtell nämlich, und am entgegengeſetzten Ende, bei Chiozza.

Die Fluth tritt gewöhnlich des Tages zweimal herein, und die Ebbe bringt das Waſſer zweimal hinaus, immer durch denſelben Weg, in denſelben Richtungen. Die Fluth bedeckt die innern moraſtigen Stellen und läßt die erhöhteren wo nicht trocken, doch ſichtbar.

Ganz anders wäre es, wenn das Meer ſich neue Wege ſuchte, die Erdzunge angriffe und nach Willkür hinein und heraus fluthete. Nicht gerechnet, daß die Örtchen auf dem Lido, Peleſtrina, St. Peter und andere untergehen müßten, ſo würden auch jene Communicationscanäle ausgefüllt, und, indem das Waſſer alles durch einander ſchlemmte, das Lido zu Inſeln, die Inſeln, die jetzt dahinter liegen, zu Erdzungen verwandelt werden. Dieſes zu verhüten, müſſen ſie das Lido verwahren, was ſie können, damit das Element nicht dasjenige willkürlich angreifen, hinüber und herüber werfen möge, was die Menſchen ſchon in Beſitz genommen, dem ſie ſchon zu einem gewiſſen Zweck Geſtalt und Richtung gegeben haben.

Bei außerordentlichen Fällen, wenn das Meer übermäßig wächſ't, iſt es beſonders gut, daß es nur an zwei Orten herein darf und das Übrige geſchloſſen bleibt, es kann alſo doch nicht mit der größten Gewalt eindringen und muß ſich in einigen Stunden dem Geſetz der Ebbe unterwerfen und ſeine Wuth mindern.

Übrigens hat Venedig nichts zu beſorgen; die Langſamkeit, mit der das Meer abnimmt, gibt ihr Jahr-

tausende Zeit, und sie werden schon, den Canälen klug nachhelfend, sich im Besitz zu erhalten suchen.

Wenn sie ihre Stadt nur reinlicher hielten, welches so nothwendig als leicht ist, und wirklich auf die Folge von Jahrhunderten von großer Consequenz. Nun ist zwar bei großer Strafe verboten, nichts in die Canäle zu schütten, noch Kehrig hinein zu werfen; einem schnell einfallenden Regenguß aber ist's nicht untersagt, allen den in die Ecken geschobnen Kehrig aufzurühren, in die Canäle zu schleppen, ja, was noch schlimmer ist, in die Abzüge zu führen, die nur zum Abfluß des Wassers bestimmt sind, und sie dergestalt zu verschlemmen, daß die Hauptplätze in Gefahr sind, unter Wasser zu stehen. Selbst einige Abzüge auf dem kleinen Marcusplatze, die, wie auf dem großen, gar klug angelegt sind, habe ich verstopft und voll Wasser gesehen.

Wenn ein Tag Regenwetter einfällt, ist ein unleidlicher Koth, alles flucht und schimpft, man besudelt bei'm Auf- und Absteigen der Brücken die Mäntel, die Tabarros, womit man sich ja das ganze Jahr schleppt, und da alles in Schuh und Strümpfen läuft, bespritzt man sich und schilt, denn man hat sich nicht mit gemeinem, sondern beizendem Koth besudelt. Das Wetter wird wieder schön und kein Mensch denkt an Reinlichkeit. Wie wahr ist es gesagt: das Publicum beklagt sich immer, daß es schlecht bedient sei, und weiß es nicht anzufangen, besser bedient zu wer-

den. Hier, wenn der Souverän wollte, könnte alles gleich gethan ſein.

Den 9. October.

Heute Abend ging ich auf den Marcusthurm: denn da ich neulich die Lagunen in ihrer Herrlichkeit, zur Zeit der Fluth, von oben geſehen, wollt' ich ſie auch zur Zeit der Ebbe, in ihrer Demuth ſchauen, und es iſt nothwendig, dieſe beiden Bilder zu verbinden, wenn man einen richtigen Begriff haben will. Es ſieht ſonderbar aus, ringsum überall Land erſcheinen zu ſehen, wo vorher Waſſerſpiegel war. Die Inſeln ſind nicht mehr Inſeln, nur höher bebaute Flecke eines großen grau-grünlichen Moraſtes, den ſchöne Canäle durchſchneiden. Der ſumpfige Theil iſt mit Waſſerpflanzen bewachſen und muß ſich auch dadurch nach und nach erheben, obgleich Ebbe und Fluth beſtändig daran rupfen und wühlen und der Vegetation keine Ruhe laſſen.

Ich wende mich mit meiner Erzählung nochmals an's Meer, dort habe ich heute die Wirthſchaft der Seeſchnecken, Patellen und Taſchenkrebſe geſehen und mich herzlich darüber gefreut. Was iſt doch ein Lebendiges für ein köſtliches herrliches Ding! Wie abgemeſſen zu ſeinem Zuſtande, wie wahr, wie ſeiend! Wie viel nützt mir nicht mein bißchen Studium der Natur, und wie freue ich mich, es fortzuſetzen! Doch

ich will, da es ſich mittheilen läßt, die Freunde nicht mit bloßen Ausrufungen anreizen.

Die dem Meere entgegen gebauten Mauerwerke beſtehen erſt aus einigen ſteilen Stufen, dann kommt eine ſacht anſteigende Fläche, ſodann wieder eine Stufe, abermals eine ſanft anſteigende Fläche, dann eine ſteile Mauer mit einem oben überhängenden Kopfe. Dieſe Stufen, dieſe Flächen hinan ſteigt nun das fluthende Meer, bis es in außerordentlichen Fällen endlich oben an der Mauer und deren Vorſprung zerſchellt.

Dem Meere folgen ſeine Bewohner, kleine eßbare Schnecken, einſchalige Patellen und was ſonſt noch beweglich iſt, beſonders die Taſchenkrebſe. Kaum aber haben dieſe Thiere an den glatten Mauern Beſitz genommen, ſo zieht ſich ſchon das Meer weichend und ſchwellend, wie es gekommen, wieder zurück. Anfangs weiß das Gewimmel nicht, woran es iſt, und hofft immer, die ſalzige Fluth ſoll wiederkehren; allein ſie bleibt aus, die Sonne ſticht und trocknet ſchnell, und nun geht der Rückzug an. Bei dieſer Gelegenheit ſuchen die Taſchenkrebſe ihren Raub. Wunderlicher und komiſcher kann man nichts ſehen, als die Gebärden dieſer aus einem runden Körper und zwei langen Scheeren beſtehenden Geſchöpfe: denn die übrigen Spinnenfüße ſind nicht bemerklich. Wie auf ſtelzenartigen Armen ſchreiten ſie einher, und ſobald eine Patelle ſich unter ihrem Schild vom Flecke bewegt, fahren ſie zu, um die Scheere in den ſchmalen Raum

zwiſchen der Schale und dem Boden zu ſtecken, das Dach umzukehren und die Auſter zu verſchmauſen. Die Patelle zieht ſachte ihren Weg hin, ſaugt ſich aber gleich feſt an den Stein, ſobald ſie die Nähe des Feindes merkt. Dieſer gebärdet ſich nun wunderlich um das Dächelchen herum, gar zierlich und affenhaft; aber ihm fehlt die Kraft, den mächtigen Muskel des weichen Thierchens zu überwältigen, er thut auf dieſe Beute Verzicht, eilt auf eine andere wandernde los, und die erſte ſetzt ihren Zug ſachte fort. Ich habe nicht geſehen, daß irgend ein Taſchenkrebs zu ſeinem Zweck gelangt wäre, ob ich gleich den Rückzug dieſes Gewimmels ſtundenlang, wie ſie die beiden Flächen und die dazwiſchen liegenden Stufen hinabſchlichen, beobachtet habe.

Den 10. October.

Nun endlich kann ich denn auch ſagen, daß ich eine Komödie geſehen habe! Sie ſpielten heut auf dem Theater St. Lucas Le Baruffe Chiozzotte, welches allenfalls zu überſetzen wäre: Die Rauf- und Schreihändel von Chiozza. Die Handelnden ſind lauter Seeleute, Einwohner von Chiozza, und ihre Weiber, Schweſtern und Töchter. Das gewöhnliche Geſchrei dieſer Leute im Guten und Böſen, ihre Händel, Heftigkeit, Gutmüthigkeit, Plattheit, Witz, Humor und ungezwungene Manieren, alles iſt gar brav nachgeahmt. Das Stück iſt noch von Goldoni, und da ich

erſt geſtern in jener Gegend war, und mir Stimmen und Betragen der See- und Hafenleute noch im Aug' und Ohr widerſchien und widerklang, ſo machte es gar große Freude, und ob ich gleich manchen einzelnen Bezug nicht verſtand, ſo konnte ich doch dem Ganzen recht gut folgen. Der Plan des Stücks iſt folgender: Die Einwohnerinnen von Chiozza ſitzen auf der Rhede vor ihren Häuſern, ſpinnen, ſtricken, nähen, klippeln, wie gewöhnlich; ein junger Menſch geht vorüber und grüßt eine freundlicher als die übrigen, ſogleich fängt das Sticheln an, dieß hält nicht Maße, es ſchärft ſich und wächſ't bis zum Hohne, ſteigert ſich zu Vorwürfen, eine Unart überbietet die andere, eine heftige Nachbarin platzt mit der Wahrheit heraus, und nun iſt Schelten, Schimpfen, Schreien auf einmal losgebunden, es fehlt nicht an entſchiedenen Beleidigungen, ſo daß die Gerichtsperſonen ſich einzumiſchen genöthigt ſind.

Im zweiten Act befindet man ſich in der Gerichtsſtube; der Actuarius an der Stelle des abweſenden Podeſta, der als Nobile nicht auf dem Theater hätte erſcheinen dürfen, der Actuarius alſo läßt die Frauen einzeln vorfordern; dieſes wird dadurch bedenklich, daß er ſelbſt in die erſte Liebhaberin verliebt iſt, und, ſehr glücklich ſie allein zu ſprechen, anſtatt ſie zu verhören, ihr eine Liebeserklärung thut. Eine andere, die in den Actuarius verliebt iſt, ſtürzt eiferſüchtig herein, der aufgeregte Liebhaber der erſten gleichfalls, die Übrigen folgen, neue Vorwürfe häufen ſich, und nun

ist der Teufel in der Gerichtsstube los wie vorher auf dem Hafenplatz.

Im dritten Act steigert sich der Scherz, und das Ganze endet mit einer eiligen nothdürftigen Auflösung. Der glücklichste Gedanke jedoch ist in einem Charakter ausgedrückt, der sich folgendermaßen darstellt.

Ein alter Schiffer, dessen Gliedmaßen, besonders aber die Sprachorgane, durch eine von Jugend auf geführte harte Lebensart stockend geworden, tritt auf als Gegensatz des beweglichen, schwätzenden, schreiseligen Volkes, er nimmt immer erst einen Anlauf, durch Bewegung der Lippen und Nachhelfen der Hände und Arme, bis er denn endlich was er gedacht herausstößt. Weil ihm dieses aber nur in kurzen Sätzen gelingt, so hat er sich einen lakonischen Ernst angewöhnt, dergestalt, daß alles, was er sagt, sprüchwörtlich oder sententios klingt, wodurch denn das übrige wilde leidenschaftliche Handeln gar schön in's Gleichgewicht gesetzt wird.

Aber auch so eine Lust habe ich noch nie erlebt, als das Volk laut werden ließ, sich und die Seinigen so natürlich vorstellen zu sehen. Ein Gelächter und Gejauchze von Anfang bis zu Ende. Ich muß aber auch gestehen, daß die Schauspieler es vortrefflich machten. Sie hatten sich nach Anlage der Charaktere in die verschiedenen Stimmen getheilt, welche unter dem Volk gewöhnlich vorkommen. Die erste Actrice war allerliebst, viel besser als neulich in Heldentracht

und Leidenſchaft. Die Frauen überhaupt, beſonders aber dieſe, ahmten Stimme, Gebärden und Weſen des Volks auf's anmuthigſte nach. Großes Lob verdient der Verfaſſer, der aus nichts den angenehmſten Zeitvertreib gebildet hat. Das kann man aber auch nur unmittelbar ſeinem eignen lebensluſtigen Volk. Es iſt durchaus mit einer geübten Hand geſchrieben.

Von der Truppe Sacchi, für welche Gozzi arbeitete, und die übrigens zerſtreut iſt, habe ich die Smeraldina geſehen, eine kleine dicke Figur, voller Leben, Gewandtheit und guten Humors. Mit ihr ſah ich den Brighella, einen hagern, wohlgebauten, beſonders in Mienen- und Händeſpiel trefflichen Schauſpieler. Dieſe Masken, die wir faſt nur als Mumien kennen, da ſie für uns weder Leben noch Bedeutung haben, thun hier gar zu wohl als Geſchöpfe dieſer Landſchaft. Die ausgezeichneten Alter, Charaktere und Stände haben ſich in wunderlichen Kleidern verkörpert, und wenn man ſelbſt den größten Theil des Jahrs mit der Maske herumläuft, ſo findet man nichts natürlicher, als daß da droben auch ſchwarze Geſichter erſcheinen.

Den 11. October.

Und weil die Einſamkeit in einer ſo großen Menſchenmaſſe denn doch zuletzt nicht recht möglich ſein will, ſo bin ich mit einem alten Franzoſen zuſammen-

gekommen, der kein Italiäniſch kann, ſich wie verrathen und verkauft fühlt und, mit allen Empfehlungsſchreiben, doch nicht recht weiß, woran er iſt. Ein Mann von Stande, ſehr guter Lebensart, der aber nicht aus ſich heraus kann; er mag ſtark in den Funfzigen ſein und hat zu Hauſe einen ſiebenjährigen Knaben, von dem er bänglich Nachrichten erwartet. Ich habe ihm einige Gefälligkeiten erzeigt, er reiſ't durch Italien bequem, aber geſchwind, um es doch einmal geſehen zu haben, und mag ſich gern im Vorbeigehen ſo viel wie möglich unterrichten; ich gebe ihm Auskunft über manches. Als ich mit ihm von Venedig ſprach, fragte er mich, wie lange ich hier ſei? und als er hörte, nur vierzehn Tage und zum erſtenmal, verſetzte er: Il paraît que vous n'avez pas perdu votre temps. Das iſt das erſte Teſtimonium meines Wohlverhaltens, das ich aufweiſen kann. Er iſt nun acht Tage hier und geht morgen fort. Es war mir köſtlich, einen recht eingefleiſchten Verſailler in der Fremde zu ſehen. Der reiſ't nun auch! und ich betrachtete mit Erſtaunen, wie man reiſen kann, ohne etwas außer ſich gewahr zu werden, und er iſt in ſeiner Art ein recht gebildeter, wackrer, ordentlicher Mann.

Den 12. October.

Geſtern gaben ſie zu St. Lucas ein neues Stück: L'Inglicismo in Italia. Da viele Engländer in Italien

leben, ſo iſt es natürlich, daß ihre Sitten bemerkt werden, und ich dachte hier zu erfahren, wie die Italiäner dieſe reichen und ihnen ſo willkommenen Gäſte betrachten; aber es war ganz und gar nichts. Einige glückliche Narrenſcenen, wie immer, das Übrige aber zu ſchwer und ernſtlich gemeint, und denn doch keine Spur von engliſchem Sinn, die gewöhnlichen italiäniſchen ſittlichen Gemeinſprüche, und auch nur auf das Gemeinſte gerichtet.

Auch gefiel es nicht und war auf dem Punct ausgepfiffen zu werden; die Schauſpieler fühlten ſich nicht in ihrem Elemente, nicht auf dem Platze von Chiozza. Da dieß das letzte Stück iſt, was ich hier ſehe, ſo ſcheint es, mein Enthuſiasmus für jene Nationalrepräſentation ſollte noch durch dieſe Folie erhöht werden.

Nachdem ich zum Schluß mein Tagebuch durchgegangen, kleine Schreibtafelbemerkungen eingeſchaltet, ſo ſollen die Acten inrotulirt und den Freunden zum Urtheilsſpruch zugeſchickt werden. Schon jetzt finde ich manches in dieſen Blättern, das ich näher beſtimmen, erweitern und verbeſſern könnte; es mag ſtehen als Denkmal des erſten Eindrucks, der, wenn er auch nicht immer wahr wäre, uns doch köſtlich und werth bleibt. Könnte ich nur den Freunden einen Hauch dieſer leichtern Exiſtenz hinüber ſenden! Jawohl iſt dem Italiäner das ultramontane eine dunkle Vorſtellung, auch mir kommt das Jenſeits der

Alpen nun düſter vor; doch winken freundliche Geſtalten immer aus dem Nebel. Nur das Klima würde mich reizen, dieſe Gegenden jenen vorzuziehen: denn Geburt und Gewohnheit ſind mächtige Feſſeln. Ich möchte hier nicht leben, wie überall an keinem Orte, wo ich unbeſchäftigt wäre; jetzt macht mir das Neue unendlich viel zu ſchaffen. Die Baukunſt ſteigt, wie ein alter Geiſt, aus dem Grabe hervor, ſie heißt mich ihre Lehren, wie die Regeln einer ausgeſtorbenen Sprache, ſtudiren, nicht um ſie auszuüben, oder mich in ihr lebendig zu erfreuen, ſondern nur um die ehrwürdige, für ewig abgeſchiedene Exiſtenz der vergangenen Zeitalter in einem ſtillen Gemüthe zu verehren. Da Palladio alles auf Vitruv bezieht, ſo habe ich mir auch die Ausgabe des Galiani angeſchafft; allein dieſer Foliante laſtet in meinem Gepäck, wie das Studium deſſelben auf meinem Gehirn. Palladio hat mir durch ſeine Worte und Werke, durch ſeine Art und Weiſe des Denkens und Schaffens den Vitruv ſchon näher gebracht und verdolmetſcht, beſſer als die italiäniſche Überſetzung thun kann. Vitruv lieſ't ſich nicht ſo leicht, das Buch iſt an ſich ſchon düſter geſchrieben und fordert ein kritiſches Studium. Deſſenungeachtet leſe ich es flüchtig durch, und es bleibt mir mancher würdige Eindruck. Beſſer zu ſagen: ich leſe es wie ein Brevier, mehr aus Andacht als zur Belehrung. Schon bricht die Nacht zeitiger ein und gibt Raum zum Leſen und Schreiben.

Gott sei Dank, wie mir alles wieder lieb wird, was mir von Jugend auf werth war! Wie glücklich befinde ich mich, daß ich den alten Schriftstellern wieder näher zu treten wage! Denn jetzt darf ich es sagen, darf meine Krankheit und Thorheit bekennen. Schon einige Jahre her durft' ich keinen lateinischen Autor ansehen, nichts betrachten, was mir ein Bild Italiens erneute. Geschah es zufällig, so erduldete ich die entsetzlichsten Schmerzen. Herder spottete oft über mich, daß ich all mein Latein aus dem Spinoza lerne, denn er hatte bemerkt, daß dieß das einzige lateinische Buch war, das ich las; er wußte aber nicht, wie sehr ich mich vor den Alten hüten mußte, wie ich mich in jene abstrusen Allgemeinheiten nur ängstlich flüchtete. Noch zuletzt hat mich die Wieland'sche Übersetzung der Satiren höchst unglücklich gemacht; ich hatte kaum zwei gelesen, so war ich schon verrückt.

Hätte ich nicht den Entschluß gefaßt, den ich jetzt ausführe, so wär' ich rein zu Grunde gegangen: zu einer solchen Reise war die Begierde, diese Gegenstände mit Augen zu sehen, in meinem Gemüth gestiegen. Die historische Kenntniß förderte mich nicht, die Dinge standen nur eine Hand breit von mir ab; aber durch eine undurchdringliche Mauer geschieden. Es ist mir wirklich auch jetzt nicht etwa zu Muthe, als wenn ich die Sachen zum erstenmal sähe, sondern als ob ich sie wiedersähe. Ich bin nur kurze Zeit in Vene-

dig und habe mir die hieſige Exiſtenz genugſam zugeeignet und weiß, daß ich, wenn auch einen unvollſtändigen, doch einen ganz klaren und wahren Begriff mit wegnehme.

Venedig, den 14. October,
2 Stunden in der Nacht.

In den letzten Augenblicken meines Hierſeins: denn es geht ſogleich mit dem Courierſchiffe nach Ferrara. Ich verlaſſe Venedig gern: denn um mit Vergnügen und Nutzen zu bleiben, müßte ich andere Schritte thun, die außer meinem Plan liegen; auch verläßt jedermann nun dieſe Stadt und ſucht ſeine Gärten und Beſitzungen auf dem feſten Lande. Ich habe indeß gut aufgeladen und trage das reiche, ſonderbare, einzige Bild mit mir fort.

Ferrara bis Rom.

Den 16. October, früh,
auf dem Schiffe.

Meine Reiſegeſellſchaft, Männer und Frauen, ganz leidliche und natürliche Menſchen, liegen noch alle ſchlafend in der Cajüte. Ich aber, in meinen Mantel gehüllt, blieb auf dem Verdeck die beiden Nächte. Nur gegen Morgen ward es kühl. Ich bin nun in den fünf und vierzigſten Grad wirklich eingetreten und wiederhole mein altes Lied: dem Landesbewohner wollt' ich alles laſſen, wenn ich nur, wie Dido, ſo viel Klima mit Riemen umſpannen könnte, um unſere Wohnungen damit einzufaſſen. Es iſt denn doch ein ander Sein. Die Fahrt bei herrlichem Wetter war ſehr angenehm, die Aus- und Anſichten einfach, aber anmuthig. Der Po, ein freundlicher Fluß, zieht hier durch große Plainen, man ſieht nur ſeine bebuſchten und bewaldeten Ufer, keine Fernen. Hier, wie an der Etſch, ſah ich alberne Waſſerbaue, die kindiſch und ſchädlich ſind wie die an der Saale.

Ferrara, den 16. Nachts.

Seit früh ſieben Uhr, deutſchen Zeigers, hier angelangt, bereite ich mich, morgen wieder weg zu gehen.

Zum erſtenmal überfällt mich eine Art von Unluſt in dieſer großen und ſchönen, flachgelegenen, entvölkerten Stadt. Dieſelben Straßen belebte ſonſt ein glänzender Hof, hier wohnte Arioſt unzufrieden, Taſſo unglücklich, und wir glauben uns zu erbauen, wenn wir dieſe Stätte beſuchen. Arioſts Grabmal enthält viel Marmor, ſchlecht ausgetheilt. Statt Taſſo's Gefängniß zeigen ſie einen Holzſtall, oder Kohlengewölbe, wo er gewiß nicht aufbewahrt worden iſt. Auch weiß im Hauſe kaum jemand mehr, was man will. Endlich beſinnen ſie ſich, um des Trinkgeldes willen. Es kommt mir vor, wie Doctor Luthers Tintenklecks, den der Caſtellan von Zeit zu Zeit wieder auffriſcht. Die meiſten Reiſenden haben doch etwas Handwerkspurſchenartiges und ſehen ſich gern nach ſolchen Wahrzeichen um. Ich war ganz mürriſch geworden, ſo daß ich an einem ſchönen akademiſchen Inſtitut, welches ein aus Ferrara gebürtiger Cardinal geſtiftet und bereichert, wenig Theil nahm, doch erquickten mich einige alte Denkmale im Hofe.

Sodann erheiterte mich der gute Einfall eines Mahlers. Johannes der Täufer vor Herodes und Herodias. Der Prophet in ſeinem gewöhnlichen Wüſtencoſtüme deutet heftig auf die Dame. Sie ſieht ganz gelaſſen den neben ihr ſitzenden Fürſten, und der Fürſt ſtill und klug den Enthuſiaſten an. Vor dem Könige ſteht ein Hund, weiß, mittelgroß, unter dem Rock der Herodias hingegen kommt ein kleiner

Bologneſer hervor, welche beide den Propheten anbellen. Mich dünkt, das iſt recht glücklich gedacht.

Cento, den 17. Abends.

In einer beſſern Stimmung als geſtern ſchreibe ich aus Guercins Vaterſtadt. Es iſt aber auch ein ganz anderer Zuſtand. Ein freundliches wohlgebautes Städtchen, von ungefähr fünf tauſend Einwohnern, nahrhaft, lebendig, reinlich, in einer unüberſehlich bebauten Plaine. Ich beſtieg nach meiner Gewohnheit ſogleich den Thurm. Ein Meer von Pappelſpitzen, zwiſchen denen man in der Nähe kleine Bauerhöfchen erblickt, jedes mit ſeinem eignen Feld umgeben. Köſtlicher Boden, ein mildes Klima. Es war ein Herbſtabend, wie wir unſerm Sommer ſelten einen verdanken. Der Himmel, den ganzen Tag bedeckt, heiterte ſich auf, die Wolken warfen ſich nord- und ſüdwärts an die Gebirge, und ich hoffe einen ſchönen morgenden Tag.

Hier ſah ich die Apenninen, denen ich mich nähere, zum erſtenmal. Der Winter dauert hier nur December und Januar; ein regniger April, übrigens nach Beſchaffenheit der Jahreszeit gut Wetter. Nie anhaltender Regen; doch war dieſer September beſſer und wärmer als ihr Auguſt. Die Apenninen begrüßte ich freundlich in Süden, denn ich habe der Flächen bald genug. Morgen ſchreibe ich dort an ihrem Fuße.

Guercino liebte seine Vaterstadt, wie überhaupt die Italiäner diesen Localpatriotismus im höchsten Sinne hegen und pflegen, aus welchem schönen Gefühl so viel köstliche Anstalten, ja die Menge Ortsheilige entsprungen sind. Unter jenes Meisters Leitung entstand nun hier eine Mahlerakademie. Er hinterließ mehrere Bilder, an denen sich noch der Bürger freut, die es aber auch werth sind.

Guercin ist ein heiliger Name, und im Munde der Kinder wie der Alten.

Sehr lieb war mir das Bild, den auferstandenen Christus vorstellend, der seiner Mutter erscheint. Vor ihm knieend, blickt sie auf ihn mit unbeschreiblicher Innigkeit. Ihre Linke berührt seinen Leib, gleich unter der unseligen Wunde, die das ganze Bild verdirbt. Er hat seine linke Hand um ihren Hals gelegt und biegt sich, um sie bequemer anzusehen, ein wenig mit dem Körper zurück. Dieses gibt der Figur etwas, ich will nicht sagen Gezwungenes, aber doch Fremdes. Dessenungeachtet bleibt sie unendlich angenehm. Der stilltraurige Blick, mit dem er sie ansieht, ist einzig, als wenn ihm die Erinnerung seiner und ihrer Leiden, durch die Auferstehung nicht gleich geheilt, vor der edlen Seele schwebte.

Strange hat das Bild gestochen; ich wünschte, daß meine Freunde wenigstens diese Copie sähen.

Darauf gewann eine Madonna meine Neigung. Das Kind verlangt nach der Brust, sie zaudert scham-

haft, den Busen zu entblößen. Natürlich, edel, köstlich und schön.

Ferner eine Maria, die dem vor ihr stehenden und nach den Zuschauern gerichteten Kinde den Arm führt, daß es mit aufgehobenen Fingern den Segen austheile. Ein im Sinn der katholischen Mythologie sehr glücklicher und oft wiederholter Gedanke.

Guercin ist ein innerlich braver, männlich gesunder Mahler, ohne Rohheit. Vielmehr haben seine Sachen eine zarte moralische Grazie, eine ruhige Freiheit und Großheit, dabei etwas Eignes, daß man seine Werke, wenn man einmal das Auge darauf gebildet hat, nicht verkennen wird. Die Leichtigkeit, Reinlichkeit und Vollendung seines Pinsels setzt in Erstaunen. Er bedient sich besonders schöner, in's Braunrothe gebrochener Farben zu seinen Gewändern. Diese harmoniren gar gut mit dem Blauen, das er auch gerne anbringt.

Die Gegenstände der übrigen Bilder sind mehr oder weniger unglücklich. Der gute Künstler hat sich gemartert und doch Erfindung und Pinsel, Geist und Hand verschwendet und verloren. Mir ist aber sehr lieb und werth, daß ich auch diesen schönen Kunstkreis gesehen habe, obgleich ein solches Vorüberrennen wenig Genuß und Belehrung gewährt.

Bologna, den 18. October Nachts.

Heute früh, vor Tage, fuhr ich von Cento weg und gelangte bald genug hieher. Ein flinker und wohl unterrichteter Lohnbediente, sobald er vernahm, daß ich nicht lange zu verweilen gedächte, jagte mich durch alle Straßen, durch so viel Paläste und Kirchen, daß ich kaum in meinem Volkmann anzeichnen konnte, wo ich gewesen war, und wer weiß, ob ich mich künftig bei diesen Merkzeichen aller der Sachen erinnere. Nun gedenke ich aber ein paar lichter Puncte, an denen ich wahrhafte Beruhigung gefühlt.

Zuerst also die Cäcilia von Raphael! Es ist, was ich zum voraus wußte, nun aber mit Augen sah: er hat eben immer gemacht, was andere zu machen wünschten, und ich möchte jetzt nichts darüber sagen, als daß es von ihm ist. Fünf Heilige neben einander, die uns alle nichts angehen, deren Existenz aber so vollkommen dasteht, daß man dem Bilde eine Dauer für die Ewigkeit wünscht, wenn man gleich zufrieden ist, selbst aufgelöst zu werden. Um ihn aber recht zu erkennen, ihn recht zu schätzen, und ihn wieder auch nicht ganz als einen Gott zu preisen, der, wie Melchisedek, ohne Vater und ohne Mutter erschienen wäre, muß man seine Vorgänger, seine Meister ansehen. Diese haben auf dem festen Boden der Wahrheit Grund gefaßt, sie haben die breiten Fundamente emsig, ja ängstlich gelegt und mit ein-

ander wetteifernd die Pyramide ſtufenweis in die Höhe gebaut, bis er zuletzt, von allen dieſen Vortheilen unterſtützt, von dem himmliſchen Genius erleuchtet, den letzten Stein des Gipfels aufſetzte, über und neben dem kein anderer ſtehen kann.

Das hiſtoriſche Intereſſe wird beſonders rege, wenn man die Werke der ältern Meiſter betrachtet. Francesco Francia iſt ein gar reſpectabler Künſtler, Peter von Perugia ein ſo braver Mann, daß man ſagen möchte, eine ehrliche deutſche Haut. Hätte doch das Glück Albrecht Dürern tiefer nach Italien geführt. In München habe ich ein paar Stücke von ihm geſehen, von unglaublicher Großheit. Der arme Mann, wie er ſich in Venedig verrechnet und mit den Pfaffen einen Accord macht, bei dem er Wochen und Monate verliert! Wie er auf ſeiner niederländiſchen Reiſe gegen ſeine herrlichen Kunſtwerke, womit er ſein Glück zu machen hoffte, Papageien eintauſcht und, um das Trinkgeld zu ſparen, die Domeſtiken porträtirt, die ihm einen Teller Früchte bringen! Mir iſt ſo ein armer Narr von Künſtler unendlich rührend, weil es im Grunde auch mein Schickſal iſt, nur daß ich mir ein klein wenig beſſer zu helfen weiß.

Gegen Abend rettete ich mich endlich aus dieſer alten, ehrwürdigen, gelehrten Stadt, aus der Volksmenge, die in den gewölbten Lauben, welche man faſt durch alle Straßen verbreitet ſieht, geſchützt vor Sonne und Witterung, hin- und herwandeln, gaffen, kaufen

und ihre Geschäfte treiben kann. Ich bestieg den Thurm und ergötzte mich an der freien Luft. Die Aussicht ist herrlich! Im Norden sieht man die paduanischen Berge, sodann die Schweizer-, Tyroler-, Friauler-Alpen, genug, die ganze nördliche Kette, dießmal im Nebel. Gegen Westen ein unbegränzter Horizont, aus dem nur die Thürme von Modena herausragen. Gegen Osten eine gleiche Ebene, bis an's adriatische Meer, welches man bei Sonnenaufgang gewahr wird. Gegen Süden die Vorhügel der Apenninen, bis an ihre Gipfel bepflanzt, bewachsen, mit Kirchen, Palästen, Gartenhäusern besetzt, wie die vicentinischen Hügel. Es war ein ganz reiner Himmel, kein Wölkchen, nur am Horizont eine Art Höherauch. Der Thürmer versicherte, daß nunmehro seit sechs Jahren dieser Nebel nicht aus der Ferne komme. Sonst habe er durch das Sehrohr die Berge von Vicenza mit ihren Häusern und Capellen gar wohl entdecken können, jetzt, bei den hellsten Tagen, nur selten. Und dieser Nebel lege sich denn vorzüglich an die nördliche Kette und mache unser liebes Vaterland zum wahren Cimmerien. Der Mann ließ mich auch die gesunde Lage und Luft der Stadt daran bemerken, daß ihre Dächer wie neu aussähen, und kein Ziegel durch Feuchtigkeit und Moos angegriffen sei. Man muß gestehen, die Dächer sind alle rein und schön, aber die Güte der Ziegeln mag auch etwas dazu beitragen, wenigstens in alten Zeiten hat man solche in diesen Gegenden kostbar gebrannt.

Der hängende Thurm ist ein abscheulicher Anblick, und doch höchst wahrscheinlich, daß er mit Fleiß so gebaut worden. Ich erkläre mir diese Thorheit folgendermaßen. In den Zeiten der städtischen Unruhen ward jedes große Gebäude zur Festung, aus der jede mächtige Familie einen Thurm erhob. Nach und nach wurde dieß zu einer Lust- und Ehrensache, jeder wollte auch mit einem Thurm prangen, und als zuletzt die graden Thürme gar zu alltäglich waren, so baute man einen schiefen. Auch haben Architekt und Besitzer ihren Zweck erreicht, man sieht an den vielen graden schlanken Thürmen hin und sucht den krummen. Ich war nachher oben auf demselben. Die Backsteinschichten liegen horizontal. Mit gutem bindendem Kitt und eisernen Ankern kann man schon tolles Zeug machen.

Den 19. October Abends.

Meinen Tag habe ich bestmöglichst angewendet, um zu sehen und wiederzusehen, aber es geht mit der Kunst wie mit dem Leben: je weiter man hineinkommt, je breiter wird sie. An diesem Himmel treten wieder neue Gestirne hervor, die ich nicht berechnen kann und die mich irre machen: die Carracci, Guido, Dominichin, in einer spätern glücklichern Kunstzeit entsprungen; sie aber wahrhaft zu genießen, gehört Wissen und Urtheil, welches mir abgeht und nur

nach und nach erworben werden kann. Ein großes Hinderniß der reinen Betrachtung und der unmittelbaren Einſicht ſind die meiſt unſinnigen Gegenſtände der Bilder, über die man toll wird, indem man ſie verehren und lieben möchte.

Es iſt, als da ſich die Kinder Gottes mit den Töchtern der Menſchen vermählten, daraus entſtanden mancherlei Ungeheuer. Indem der himmliſche Sinn des Guido, ſein Pinſel, der nur das Vollkommenſte, was geſchaut werden kann, hätte mahlen ſollen, dich anzieht, ſo möchteſt du gleich die Augen von den abſcheulich dummen, mit keinen Scheltworten der Welt genug zu erniedrigenden Gegenſtänden wegkehren, und ſo geht es durchaus; man iſt immer auf der Anatomie, dem Rabenſteine, dem Schindanger, immer Leiden des Helden, niemals Handlung, nie ein gegenwärtig Intereſſe, immer etwas phantaſtiſch von außen Erwartetes. Entweder Miſſethäter oder Verzückte, Verbrecher oder Narren, wo denn der Mahler, um ſich zu retten, einen nackten Kerl, eine hübſche Zuſchauerin herbei ſchleppt, allenfalls ſeine geiſtlichen Helden als Gliedermänner tractirt und ihnen recht ſchöne Faltenmäntel überwirft. Da iſt nichts, was einen menſchlichen Begriff gäbe! Unter zehn Sujets nicht eins, das man hätte mahlen ſollen, und das eine hat der Künſtler nicht von der rechten Seite nehmen dürfen.

Das große Bild von Guido, in der Kirche der Mendicanti, iſt alles was man mahlen, aber auch

alles was man Unſinniges beſtellen und dem Künſtler zumuthen kann. Es iſt ein Votivbild. Ich glaube, der ganze Senat hat es gelobt und auch erfunden. Die beiden Engel, die werth wären, eine Pſyche in ihrem Unglück zu tröſten, müſſen hier —

Der heilige Proclus, eine ſchöne Figur; aber dann die andern, Biſchöfe und Pfaffen! Unten ſind himmliſche Kinder, die mit Attributen ſpielen. Der Mahler, dem das Meſſer an der Kehle ſaß, ſuchte ſich zu helfen, wie er konnte, er mühte ſich ab, nur um zu zeigen, daß nicht er der Barbar ſei. Zwei nackte Figuren von Guido: ein Johannes in der Wüſte, ein Sebaſtian, wie köſtlich gemahlt, und was ſagen ſie? der eine ſperrt das Maul auf, und der andere krümmt ſich.

Betrachte ich in dieſem Unmuth die Geſchichte, ſo möchte ich ſagen: der Glaube hat die Künſte wieder hervorgehoben, der Aberglaube hingegen iſt Herr über ſie geworden, und hat ſie abermals zu Grunde gerichtet.

Nach Tiſche etwas milder und weniger anmaßlich geſtimmt als heute früh, bemerkte ich Folgendes in meine Schreibtafel: Im Palaſt Tanari iſt ein berühmtes Bild von Guido, die ſäugende Maria vorſtellend, über Lebensgröße, der Kopf als wenn ihn ein Gott gemahlt hätte; unbeſchreiblich iſt der Ausdruck, mit welchem ſie auf den ſäugenden Knaben herunterſieht. Mir ſcheint es eine ſtille tiefe Duldung,

nicht als wenn sie ein Kind der Liebe und Freude, sondern ein untergeschobenes himmlisches Wechselkind nur so an sich zehren ließe, weil es nun einmal nicht anders ist, und sie in tiefster Demuth gar nicht begreift, wie sie dazu kommt. Der übrige Raum ist durch ein ungeheures Gewand ausgefüllt, welches die Kenner höchlich preisen; ich wußte nicht recht, was ich daraus machen sollte. Auch sind die Farben dunkler geworden; das Zimmer und der Tag waren nicht die hellsten.

Unerachtet der Verwirrung, in der ich mich befinde, fühle ich doch schon, daß Übung, Bekanntschaft und Neigung mir schon in diesen Irrgärten zu Hülfe kommen. So sprach mich eine Beschneidung von Guercin mächtig an, weil ich den Mann schon kenne und liebe. Ich verzieh den unleidlichen Gegenstand und freute mich an der Ausführung. Gemahlt was man sich denken kann, alles daran respectabel und vollendet, als wenn's Emaille wäre.

Und so geht mir's denn wie Bileam, dem confusen Propheten, welcher segnete, da er zu fluchen gedachte, und dieß würde noch öfter der Fall sein, wenn ich länger verweilte.

Trifft man denn gar wieder einmal auf eine Arbeit von Raphael, oder die ihm wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit zugeschrieben wird, so ist man gleich vollkommen geheilt und froh. So habe ich eine heilige Agathe gefunden, ein kostbares, ob-

gleich nicht ganz wohl erhaltenes Bild. Der Künſtler hat ihr eine geſunde ſichere Jungfräulichkeit gegeben, doch ohne Kälte und Rohheit. Ich habe mir die Geſtalt wohl gemerkt und werde ihr im Geiſt meine Iphigenie vorleſen, und meine Heldin nichts ſagen laſſen, was dieſe Heilige nicht ausſprechen möchte.

Da ich nun wieder einmal dieſer ſüßen Bürde gedenke, die ich auf meiner Wanderung mit mir führe, ſo kann ich nicht verſchweigen, daß zu den großen Kunſt- und Naturgegenſtänden, durch die ich mich durcharbeiten muß, noch eine wunderſame Folge von poetiſchen Geſtalten hindurch zieht, die mich beunruhigen. Von Cento herüber wollte ich meine Arbeit an Iphigenia fortſetzen, aber was geſchah: der Geiſt führte mir das Argument der Iphigenia von Delphi vor die Seele, und ich mußte es ausbilden. So kurz als möglich ſei es hier verzeichnet:

Elektra, in gewiſſer Hoffnung, daß Oreſt das Bild der Tauriſchen Diana nach Delphi bringen werde, erſcheint in dem Tempel des Apoll und widmet die grauſame Axt, die ſo viel Unheil in Pelops Hauſe angerichtet, als ſchließliches Sühnopfer dem Gotte. Zu ihr tritt, leider, einer der Griechen und erzählt, wie er Oreſt und Pylades nach Tauris begleitet, die beiden Freunde zum Tode führen ſehen und ſich glücklich gerettet. Die leidenſchaftliche Elektra kennt ſich ſelbſt nicht und weiß nicht, ob ſie gegen Götter oder Menſchen ihre Wuth richten ſoll.

Indessen sind Iphigenie, Orest und Pylades gleichfalls zu Delphi angekommen. Iphigeniens heilige Ruhe contrastirt gar merkwürdig mit Elektrens irdischer Leidenschaft, als die beiden Gestalten wechselseitig unerkannt zusammentreffen. Der entflohene Grieche erblickt Iphigenien, erkennt die Priesterin, welche die Freunde geopfert, und entdeckt es Elektren. Diese ist im Begriff mit demselbigen Beil, welches sie dem Altar wieder entreißt, Iphigenien zu ermorden, als eine glückliche Wendung dieses letzte schreckliche Übel von den Geschwistern abwendet. Wenn diese Scene gelingt, so ist nicht leicht etwas Größeres und Rührenderes auf dem Theater gesehen worden. Wo soll man aber Hände und Zeit hernehmen, wenn auch der Geist willig wäre!

Indem ich mich nun in dem Drang einer solchen Überfüllung des Guten und Wünschenswerthen geängstigt fühle, so muß ich meine Freunde an einen Traum erinnern, der mir, es wird eben ein Jahr sein, bedeutend genug schien. Es träumte mir nämlich: ich landete mit einem ziemlich großen Kahn an einer fruchtbaren, reich bewachsenen Insel, von der mir bewußt war, daß daselbst die schönsten Fasanen zu haben seien. Auch handelte ich sogleich mit den Einwohnern um solches Gefieder, welches sie auch sogleich häufig, getödtet, herbeibrachten. Es waren wohl Fasanen, wie aber der Traum alles umzubilden pflegt, so erblickte man lange, farbig beaugte Schweife, wie von

Pfauen oder seltenen Paradiesvögeln. Diese brachte man mir schockweise in's Schiff, legte sie mit den Köpfen nach innen, so zierlich gehäuft, daß die langen bunten Federschweife, nach außen hängend, im Sonnenglanz den herrlichsten Schober bildeten, den man sich denken kann, und zwar so reich, daß für den Steuernden und die Rudernden kaum hinten und vorn geringe Räume verblieben. So durchschnitten wir die ruhige Fluth und ich nannte mir indessen schon die Freunde, denen ich von diesen bunten Schätzen mittheilen wollte. Zuletzt in einem großen Hafen landend, verlor ich mich zwischen ungeheuer bemasteten Schiffen, wo ich von Verdeck auf Verdeck stieg, um meinem kleinen Kahn einen sichern Landungsplatz zu suchen.

An solchen Wahnbildern ergötzen wir uns, die, weil sie aus uns selbst entspringen, wohl Analogie mit unserm übrigen Leben und Schicksalen haben müssen.

Nun war ich auch in der berühmten wissenschaftlichen Anstalt, das Institut oder die Studien genannt. Das große Gebäude, besonders der innere Hof, sieht ernsthaft genug aus, obgleich nicht von der besten Baukunst. Auf den Treppen und Corridors fehlt es nicht an Stucco- und Frescozierden; alles ist anständig und würdig, und über die mannichfaltigen schönen und wissenswerthen Dinge, die hier zusammengebracht worden, erstaunt man billig, doch will es

einem Deutschen dabei nicht wohl zu Muthe werden, der eine freiere Studienweise gewohnt ist.

Mir fiel eine frühere Bemerkung hier wieder in die Gedanken, daß sich der Mensch, im Gange der alles verändernden Zeit, so schwer los macht von dem, was eine Sache zuerst gewesen, wenn ihre Bestimmung in der Folge sich auch verändert. Die christlichen Kirchen halten noch immer an der Basilikenform, wenn gleich die Tempelgestalt vielleicht dem Cultus vortheilhafter wäre. Wissenschaftliche Anstalten haben noch das klösterliche Ansehn, weil in solchen frommen Bezirken die Studien zuerst Raum und Ruhe gewannen. Die Gerichtssäle der Italiäner sind so weit und hoch, als das Vermögen einer Gemeinde zureicht, man glaubt auf dem Marktplatze unter freiem Himmel zu sein, wo sonst Recht gesprochen wurde. Und bauen wir nicht noch immer die größten Theater mit allem Zubehör unter ein Dach, als wenn es die erste Meßbude wäre, die man auf kurze Zeit von Bretern zusammen schlug? Durch den ungeheuern Zudrang der Wißbegierigen, um die Zeit der Reformation, wurden die Schüler in Bürgerhäuser getrieben, aber wie lange hat es nicht gedauert, bis wir unsere Waisenhäuser aufthaten und den armen Kindern diese so nothwendige Welterziehung verschafften.

Bologna, den 20. Abends.

Dieſen heitern ſchönen Tag habe ich ganz unter freiem Himmel zugebracht. Kaum nahe ich mich den Bergen, ſo werde ich ſchon wieder vom Geſtein angezogen. Ich komme mir vor wie Antäus, der ſich immer neu geſtärkt fühlt, je kräftiger man ihn mit ſeiner Mutter Erde in Berührung bringt.

Ich ritt nach Paderno, wo der ſogenannte Bologneſer Schwerſpath gefunden wird, woraus man die kleinen Kuchen bereitet, welche calcinirt im Dunkeln leuchten, wenn ſie vorher dem Lichte ausgeſetzt geweſen, und die man hier kurz und gut Fosfori nennt.

Auf dem Wege fand ich ſchon ganze Felſen Fraueneis zu Tage anſtehend, nachdem ich ein ſandiges Thongebirg hinter mir gelaſſen hatte. Bei einer Ziegelhütte geht ein Waſſerriß hinunter, in welchen ſich viele kleinere ergießen. Man glaubt zuerſt einen aufgeſchwemmten Lehmhügel zu ſehen, der vom Regen ausgewaſchen wäre, doch konnte ich bei näherer Betrachtung von ſeiner Natur ſo viel entdecken: das feſte Geſtein, woraus dieſer Theil des Gebirges beſteht, iſt ein ſehr feinblättriger Schieferthon, welcher mit Gyps abwechſelt. Das ſchiefrige Geſtein iſt ſo innig mit Schwefelkies gemiſcht, daß es, von Luft und Feuchtigkeit berührt, ſich ganz und gar verändert. Es ſchwillt auf, die Lagen verlieren ſich, es entſteht eine Art Letten, muſchlig, zerbröckelt, auf den Flächen glänzend

wie Steinkohlen. Nur an großen Stücken, deren ich mehrere zerschlug und beide Gestalten deutlich wahrnahm, konnte man sich von dem Übergange, von der Umbildung überzeugen. Zugleich sieht man die muschligen Flächen mit weißen Puncten beschlagen, manchmal sind gelbe Partieen drin; so zerfällt nach und nach die ganze Oberfläche, und der Hügel sieht wie ein verwitterter Schwefelkies im Großen aus. Es finden sich unter den Lagen auch härtere, grüne und rothe. Schwefelkies hab' ich in dem Gestein auch öfters angeflogen gefunden.

Nun stieg ich in den Schluchten des bröcklig aufgelöf'ten Gebirgs hinauf, wie sie von den letzten Regengüssen durchwaschen waren, und fand zu meiner Freude den gesuchten Schwerspath häufig, meist in unvollkommener Eiform, an mehreren Stellen des eben zerfallenden Gebirgs hervorschauen, theils ziemlich rein, theils noch von dem Thon, in welchem er stak, genau umgeben. Daß es keine Geschiebe seien, davon kann man sich bei'm ersten Anblick überzeugen. Ob sie gleichzeitig mit der Schieferthonlage, oder ob sie erst bei Aufblähung oder Zersetzung derselben entstanden, verdient eine nähere Untersuchung. Die von mir aufgefundenen Stücke nähern sich, größer oder kleiner, einer unvollkommenen Eigestalt, die kleinsten gehen auch wohl in eine undeutliche Kryſtallform über. Das schwerste Stück, welches ich gefunden, wiegt siebzehn Loth. Auch fand ich in demselbigen Thon lose

vollkommene Gypskryſtalle. Nähere Beſtimmung werden Kenner an den Stücken, die ich mitbringe, zu entwickeln wiſſen. Und ich wäre nun alſo ſchon wieder mit Steinen belaſtet! Ein Achtelscentner dieſes Schwerſpaths habe ich aufgepackt.

Den 20. October, in der Nacht.

Wie viel hätte ich noch zu ſagen, wenn ich alles geſtehen wollte, was mir an dieſem ſchönen Tage durch den Kopf ging. Aber mein Verlangen iſt ſtärker als meine Gedanken. Ich fühle mich unwiderſtehlich vorwärts gezogen, nur mit Mühe ſammle ich mich an dem Gegenwärtigen. Und es ſcheint, der Himmel erhört mich. Es meldet ſich ein Vetturin gerade nach Rom, und ſo werde ich übermorgen unaufhaltſam dorthin abgehen. Da muß ich denn wohl heute und morgen nach meinen Sachen ſehn, manches beſorgen und wegarbeiten.

Lojano auf den Apenninen,
den 21. October Abends.

Ob ich mich heute ſelbſt aus Bologna getrieben, oder ob ich daraus gejagt worden, wüßte ich nicht zu ſagen. Genug, ich ergriff mit Leidenſchaft einen ſchnellern Anlaß abzureiſen. Nun bin ich hier in einem elenden Wirthshauſe, in Geſellſchaft eines päpſtlichen Officiers, der nach Perugia, ſeiner Vaterſtadt,

geht. Als ich mich zu ihm in den zweirädrigen Wagen setzte, machte ich ihm, um etwas zu reden, das Compliment, daß ich, als ein Deutscher, der gewohnt sei mit Soldaten umzugehen, sehr angenehm finde, nun mit einem päpstlichen Officier in Gesellschaft zu reisen. — „Nehmt mir nicht übel", versetzte er darauf, „ihr könnt wohl eine Neigung zum Soldatenstande haben, denn ich höre, in Deutschland ist alles Militär; aber was mich betrifft, obgleich unser Dienst sehr läßlich ist, und ich in Bologna, wo ich in Garnison stehe, meiner Bequemlichkeit vollkommen pflegen kann, so wollte ich doch, daß ich diese Jacke los wäre und das Gütchen meines Vaters verwaltete. Ich bin aber der jüngere Sohn, und so muß ich mir's gefallen lassen."

Den 22. Abends.

Giredo, auch ein kleines Nest auf den Apenninen, wo ich mich recht glücklich fühle, meinen Wünschen entgegen reisend. Heute gesellten sich reitend ein Herr und eine Dame zu uns, ein Engländer mit einer sogenannten Schwester. Ihre Pferde sind schön, sie reisen aber ohne Bedienung, und der Herr macht, wie es scheint, zugleich den Reitknecht und den Kammerdiener. Sie finden überall zu klagen, man glaubt einige Blätter im Archenholz zu lesen.

Die Apenninen sind mir ein merkwürdiges Stück Welt. Auf die große Fläche der Regionen des Po's

folgt ein Gebirg, das ſich aus der Tiefe erhebt, um, zwiſchen zwei Meeren, ſüdwärts das feſte Land zu endigen. Wäre die Gebirgsart nicht zu ſteil, zu hoch über der Meeresfläche, nicht ſo ſonderbar verſchlungen, daß Ebbe und Fluth vor alten Zeiten mehr und länger hätten hereinwirken, größere Flächen bilden und überſpülen können, ſo wäre es eins der ſchönſten Länder in dem herrlichſten Klima, etwas höher als das andere Land. So aber iſt's ein ſeltſam Gewebe von Bergrücken gegen einander; oft ſieht man gar nicht ab, wohin das Waſſer ſeinen Ablauf nehmen will. Wären die Thäler beſſer ausgefüllt, die Flächen mehr glatt und überſpült, ſo könnte man das Land mit Böhmen vergleichen, nur daß die Berge auf alle Weiſe einen andern Charakter haben. Doch muß man ſich keine Bergwüſte, ſondern ein meiſt bebautes, obgleich gebirgiges Land vorſtellen. Caſtanien kommen hier ſehr ſchön, der Waizen iſt trefflich, und die Saat ſchon hübſch grün. Immergrüne Eichen mit kleinen Blättern ſtehen am Wege, um die Kirchen und Capellen aber ſchlanke Cypreſſen.

Geſtern Abend war das Wetter trübe, heute iſt's wieder hell und ſchön.

Den 25. Abends. Perugia.

Zwei Abende habe ich nicht geſchrieben. Die Herbergen waren ſo ſchlecht, daß an kein Auslegen eines

Blattes zu denken war. Auch fängt es mir an ein bißchen verworren zu werden: denn seit der Abreise von Venedig spinnt sich der Reiserocken nicht so schön und glatt mehr ab.

Den drei und zwanzigsten früh, unserer Uhr um Zehne, kamen wir aus den Apenninen hervor und sahen Florenz liegen, in einem weiten Thal, das unglaublich bebaut und in's Unendliche mit Villen und Häusern besät ist.

Die Stadt hatte ich eiligst durchlaufen, den Dom, das Baptisterium. Hier thut sich wieder eine ganz neue, mir unbekannte Welt auf, an der ich nicht verweilen will. Der Garten Boboli liegt köstlich. Ich eilte so schnell heraus als hinein.

Der Stadt sieht man den Volksreichthum an, der sie erbaut hat; man erkennt, daß sie sich einer Folge von glücklichen Regierungen erfreute. Überhaupt fällt es auf, was in Toscana gleich die öffentlichen Werke, Wege, Brücken für ein schönes grandioses Ansehen haben. Es ist hier alles zugleich tüchtig und reinlich, Gebrauch und Nutzen mit Anmuth sind beabsichtigt, überall läßt sich eine belebende Sorgfalt bemerken. Der Staat des Papstes hingegen scheint sich nur zu erhalten, weil ihn die Erde nicht verschlingen will.

Wenn ich neulich von den Apenninen sagte, was sie sein könnten, das ist nun Toscana: weil es so viel tiefer lag, so hat das alte Meer recht seine Schuldigkeit gethan und tiefen Lehmboden aufgehäuft.

Er ist hellgelb und leicht zu verarbeiten. Sie pflügen tief, aber noch recht auf die ursprüngliche Art: ihr Pflug hat keine Räder, und die Pflugschaar ist nicht beweglich. So schleppt sie der Bauer, hinter seinen Ochsen gebückt, einher und wühlt die Erde auf. Es wird bis fünfmal gepflügt, wenigen und nur sehr leichten Dünger streuen sie mit den Händen. Endlich säen sie den Waizen, dann häufen sie schmale Sotteln auf, dazwischen entstehen tiefe Furchen, alles so gerichtet, daß das Regenwasser ablaufen muß. Die Frucht wächs't nun auf den Sotteln in die Höhe, in den Furchen gehen sie hin und her, wenn sie jäten. Diese Verfahrungsart ist begreiflich, wo Nässe zu fürchten ist; warum sie es aber auf den schönsten Gebreiten thun, kann ich nicht einsehen. Diese Betrachtung machte ich bei Arezzo, wo sich eine herrliche Plaine aufthut. Reiner kann man kein Feld sehen, nirgends auch nur eine Erdscholle, alles klar wie gesiebt. Der Waizen gedeiht hier recht schön, und er scheint hier alle seiner Natur gemäßen Bestimmungen zu finden. Das zweite Jahr bauen sie Bohnen für die Pferde, die hier keinen Hafer bekommen. Es werden auch Lupinen gesäet, die jetzt schon vortrefflich grün stehen und im März Früchte bringen. Auch der Lein hat schon gekeimt, er bleibt den Winter über und wird durch den Frost nur dauerhafter.

Die Ölbäume sind wunderliche Pflanzen; sie sehen fast wie Weiden, verlieren auch den Kern, und die

Rinde klafft aus einander. Aber sie haben dessenungeachtet ein festeres Ansehn. Man sieht auch dem Holze an, daß es langsam wächs't und sich unsäglich fein organisirt. Das Blatt ist weidenartig, nur weniger Blätter am Zweige. Um Florenz, an den Bergen, ist alles mit Ölbäumen und Weinstöcken bepflanzt, dazwischen wird das Erdreich zu Körnern benutzt. Bei Arezzo und so weiter läßt man die Felder freier. Ich finde, daß man dem Epheu nicht genug abwehrt, der den Ölbäumen und andern schädlich ist, da es so ein Leichtes wäre, ihn zu zerstören. Wiesen sieht man gar nicht. Man sagt, das türkische Korn zehre den Boden aus; seitdem es eingeführt worden, habe der Ackerbau in anderm Betracht verloren. Ich glaube es wohl, bei dem geringen Dünger.

Heute Abend habe ich von meinem Hauptmann Abschied genommen, mit der Versicherung, mit dem Versprechen, ihn auf meiner Rückreise in Bologna zu besuchen. Er ist ein wahrer Repräsentant vieler seiner Landsleute. Hier einiges, das ihn besonders bezeichnet. Da ich oft still und nachdenklich war, sagte er einmal: Che pensa! non deve mai pensar l'uomo, pensando s'invecchia. Das ist verdolmetscht: Was denkt ihr viel! der Mensch muß niemals denken, denkend altert man nur. Und nach einigem Gespräch: Non deve fermarsi l'uomo in una sola cosa, perche allora divien matto; bisogna aver mille cose, una confusione nella testa. Auf Deutsch: Der Mensch muß

ſich nicht auf eine einzige Sache heften, denn da wird er toll, man muß tauſend Sachen, eine Confuſion im Kopfe haben.

Der gute Mann konnte freilich nicht wiſſen, daß ich eben darum ſtill und nachdenkend war, weil eine Confuſion von alten und neuen Gegenſtänden mir den Kopf verwirrte. Die Bildung eines ſolchen Italiäners wird man noch klarer aus Folgendem erkennen. Da er wohl merkte, daß ich Proteſtant ſei, ſagte er nach einigem Umſchweif, ich möchte ihm doch gewiſſe Fragen erlauben, denn er habe ſo viel Wunderliches von uns Proteſtanten gehört, worüber er endlich einmal Gewißheit zu haben wünſche. „Dürft ihr denn", ſo fragte er, „mit einem hübſchen Mädchen auf einem guten Fuß leben, ohne mit ihr grade verheirathet zu ſein? — erlauben euch das eure Prieſter?" Ich erwiderte darauf: „Unſere Prieſter ſind kluge Leute, welche von ſolchen Kleinigkeiten keine Notiz nehmen. Freilich, wenn wir ſie darum fragen wollten, ſo würden ſie es uns nicht erlauben." „Ihr braucht ſie alſo nicht zu fragen?" rief er aus. „O ihr Glücklichen! und da ihr ihnen nicht beichtet, ſo erfahren ſie's nicht." Hierauf erging er ſich in Schelten und Mißbilligen ſeiner Pfaffen und in dem Preiſe unſerer ſeligen Freiheit. — „Was jedoch die Beichte betrifft", fuhr er fort, „wie verhält es ſich damit? Man erzählt uns, daß alle Menſchen, auch die keine Chriſten ſind, dennoch beichten müſſen; weil ſie aber in ihrer Ver-

ſtockung nicht das Rechte treffen können, ſo beichten ſie einem alten Baume; welches denn freilich lächerlich und gottlos genug iſt, aber doch beweiſ't, daß ſie die Nothwendigkeit der Beichte anerkennen." Hierauf erklärte ich ihm unſere Begriffe von der Beichte, und wie es dabei zugehe. Das kam ihm ſehr bequem vor, er meinte aber, es ſei ungefähr eben ſo gut, als wenn man einem Baum beichtete. Nach einigem Zaudern erſucht' er mich ſehr ernſthaft, über einen andern Punct ihm redlich Auskunft zu geben: er habe nämlich aus dem Munde eines ſeiner Prieſter, der ein wahrhafter Mann ſei, gehört, daß wir unſere Schweſtern heirathen dürften, welches denn doch eine ſtarke Sache ſei. Als ich dieſen Punct verneinte und ihm einige menſchliche Begriffe von unſerer Lehre beibringen wollte, mochte er nicht ſonderlich darauf merken, denn es kam ihm zu alltäglich vor, und er wandte ſich zu einer neuen Frage: — „Man verſichert uns", ſagte er, „daß Friedrich der Große, welcher ſo viele Siege ſelbſt über die Gläubigen davon getragen und die Welt mit ſeinem Ruhm erfüllt, daß er, den jedermann für einen Ketzer hält, wirklich katholiſch ſei und vom Papſte die Erlaubniß habe, es zu verheimlichen: denn er kommt, wie man weiß, in keine eurer Kirchen, verrichtet aber ſeinen Gottesdienſt in einer unterirdiſchen Capelle, mit zerknirſchtem Herzen, daß er die heilige Religion nicht öffentlich bekennen darf, denn freilich, wenn er das thäte, würden ihn ſeine Preußen, die

ein beſtialiſches Volk und wüthende Ketzer ſind, auf der Stelle todt ſchlagen, wodurch denn der Sache nicht geholfen wäre. Deßwegen hat ihm der heilige Vater jene Erlaubniß gegeben, dafür er denn aber auch die alleinſeligmachende Religion im Stillen ſo viel ausbreitet und begünſtigt als möglich.“ Ich ließ das alles gelten und erwiderte nur: da es ein großes Geheimniß ſei, könnte freilich niemand davon Zeugniß geben. Unſere fernere Unterhaltung war ungefähr immer von derſelben Art, ſo daß ich mich über die kluge Geiſtlichkeit wundern mußte, welche alles abzulehnen und zu entſtellen ſucht, was den dunkeln Kreis ihrer herkömmlichen Lehre durchbrechen und verwirren könnte.

[Foligno, den 26. Oktober Abends.]

Ich verließ Perugia an einem herrlichen Morgen und fühlte die Seligkeit, wieder allein zu ſein. Die Lage der Stadt iſt ſchön, der Anblick des Sees höchſt erfreulich. Ich habe mir die Bilder wohl eingedrückt. Der Weg ging erſt hinab, dann in einem frohen, an beiden Seiten in der Ferne von Hügeln eingefaßten Thale hin, endlich ſah ich Aſſiſi liegen.

Aus Palladio und Volkmann wußte ich, daß ein köſtlicher Tempel der Minerva, zu Zeiten Auguſts gebaut, noch vollkommen erhalten daſtehe. Ich verließ bei Madonna del Angelo meinen Vetturin, der ſeinen Weg nach Foligno verfolgte, und ſtieg unter

einem ſtarken Wind nach Aſſiſi hinauf, denn ich ſehnte mich, durch die für mich ſo einſame Welt eine Fußwanderung anzuſtellen. Die ungeheueren Subſtructionen der babyloniſch über einander gethürmten Kirchen, wo der heilige Franciscus ruht, ließ ich links, mit Abneigung, denn ich dachte mir, daß darin die Köpfe ſo wie mein Hauptmannskopf geſtempelt würden. Dann fragte ich einen hübſchen Jungen nach der Maria della Minerva; er begleitete mich die Stadt hinauf, die an einen Berg gebaut iſt. Endlich gelangten wir in die eigentliche alte Stadt, und ſiehe, das löblichſte Werk ſtand vor meinen Augen, das erſte vollſtändige Denkmal der alten Zeit, das ich erblickte. Ein beſcheidener Tempel, wie er ſich für eine ſo kleine Stadt ſchickte, und doch ſo vollkommen, ſo ſchön gedacht, daß er überall glänzen würde. Nun vorerſt von ſeiner Stellung! Seitdem ich in Vitruv und Palladio geleſen, wie man Städte bauen, Tempel und öffentliche Gebäude ſtellen müſſe, habe ich einen großen Reſpect vor ſolchen Dingen. Auch hierin waren die Alten ſo groß im Natürlichen. Der Tempel ſteht auf der ſchönen mittlern Höhe des Berges, wo eben zwei Hügel zuſammen treffen, auf dem Platz, der noch jetzt der Platz heißt. Dieſer ſteigt ſelbſt ein wenig an, und es kommen auf demſelben vier Straßen zuſammen, die ein ſehr gedrücktes Andreaskreuz machen, zwei von unten herauf, zwei von oben herunter. Wahrſcheinlich ſtanden zur alten Zeit die Häuſer noch nicht,

die jetzt dem Tempel gegenüber gebaut die Aussicht versperren. Denkt man sie weg, so blickte man gegen Mittag in die reichste Gegend, und zugleich würde Minervens Heiligthum von allen Seiten her gesehen. Die Anlage der Straßen mag alt sein, denn sie folgen aus der Gestalt und dem Abhange des Berges. Der Tempel steht nicht in der Mitte des Platzes, aber so gerichtet, daß er dem von Rom Heraufkommenden verkürzt gar schön sichtbar wird. Nicht allein das Gebäude sollte man zeichnen, sondern auch die glückliche Stellung.

An der Façade konnte ich mich nicht satt sehen, wie genialisch consequent auch hier der Künstler gehandelt. Die Ordnung ist korinthisch, die Säulenweiten etwas über zwei Model. Die Säulenfüße und die Platten darunter scheinen auf Piedestalen zu stehen, aber es scheint auch nur: denn der Sockel ist fünfmal durchschnitten und jedesmal gehen fünf Stufen zwischen den Säulen hinauf, da man denn auf die Fläche gelangt, worauf eigentlich die Säulen stehen, und von welcher man auch in den Tempel hinein geht. Das Wagstück, den Sockel zu durchschneiden, war hier am rechten Platze, denn da der Tempel am Berge liegt, so hätte die Treppe, die zu ihm hinauf führte, viel zu weit vorgelegt werden müssen und würde den Platz verengt haben. Wie viel Stufen noch unterhalb gelegen, läßt sich nicht bestimmen; sie sind, außer wenigen, verschüttet und zugepflastert. Ungern riß

ich mich von dem Anblick los und nahm mir vor, alle Architekten auf dieses Gebäude aufmerksam zu machen, damit uns ein genauer Riß davon zukäme. Denn was Überlieferung für ein schlechtes Ding sei, mußte ich diesesmal wieder bemerken. Palladio, auf den ich alles vertraute, gibt zwar dieses Tempels Bild, er kann ihn aber nicht selbst gesehen haben, denn er setzt wirklich Piedestale auf die Fläche, wodurch die Säulen unmäßig in die Höhe kommen und ein garstiges palmyrenisches Ungeheuer entsteht, anstatt daß in der Wirklichkeit ein ruhiger, lieblicher, das Auge und den Verstand befriedigender Anblick erfreut. Was sich durch die Beschauung dieses Werks in mir entwickelt, ist nicht auszusprechen und wird ewige Früchte bringen. Ich ging am schönsten Abend die römische Straße bergab, im Gemüth zum schönsten beruhiget, als ich hinter mir rauhe heftige Stimmen vernahm, die unter einander stritten. Ich vermuthete, daß es die Sbirren sein möchten, die ich schon in der Stadt bemerkt hatte. Ich ging gelassen vor mich hin und horchte hinterwärts. Da konnte ich nun gar bald bemerken, daß es auf mich gemünzt sei. Vier solcher Menschen, zwei davon mit Flinten bewaffnet, in unerfreulicher Gestalt, gingen vor mir vorbei, brummten, kehrten nach einigen Schritten zurück und umgaben mich. Sie fragten, wer ich wäre und was ich hier thäte? Ich erwiderte, ich sei ein Fremder, der seinen Weg über Assisi zu Fuße mache, indessen der Vetturin

nach Foligno fahre. Dieß kam ihnen nicht wahrscheinlich vor, daß jemand einen Wagen bezahle und zu Fuße gehe. Sie fragten, ob ich im Gran Convento geweſen ſei. Ich verneinte dieß und verſicherte ihnen, ich kenne das Gebäude von alten Zeiten her. Da ich aber ein Baumeiſter ſei, habe ich dießmal nur die Maria della Minerva in Augenſchein genommen, welches, wie ſie wüßten, ein muſterhaftes Gebäude ſei. Das läugneten ſie nicht, nahmen aber ſehr übel, daß ich dem Heiligen meine Aufwartung nicht gemacht, und gaben ihren Verdacht zu erkennen, daß wohl mein Handwerk ſein möchte, Contrebande einzuſchwärzen. Ich zeigte ihnen das Lächerliche, daß ein Menſch, der allein auf der Straße gehe, ohne Ranzen, mit leeren Taſchen, für einen Contrebandiſten gehalten werden ſolle. Darauf erbot ich mich mit ihnen nach der Stadt zurück und zum Podeſta zu gehen, ihm meine Papiere vorzulegen, da er mich denn als einen ehrenvollen Fremden anerkennen werde. Sie brummten hierauf und meinten, es ſei nicht nöthig, und als ich mich immerfort mit entſchiedenem Ernſt betrug, entfernten ſie ſich endlich wieder nach der Stadt zu. Ich ſah ihnen nach. Da gingen nun dieſe rohen Kerle im Vordergrunde, und hinter ihnen her blickte mich die liebliche Minerva noch einmal ſehr freundlich und tröſtend an, dann ſchaute ich links auf den triſten Dom des heiligen Franciscus und wollte meinen Weg verfolgen, als einer der Unbewaffneten ſich von

der Truppe ſonderte und ganz freundlich auf mich los kam. Grüßend ſagte er ſogleich: „Ihr ſolltet, mein Herr Fremder, wenigſtens mir ein Trinkgeld geben, denn ich verſichere, daß ich euch alſobald für einen braven Mann gehalten und dieß laut gegen meine Geſellen erklärt habe. Das ſind aber Hitzköpfe und gleich oben hinaus und haben keine Weltkenntniß. Auch werdet ihr bemerkt haben, daß ich euren Worten zuerſt Beifall und Gewicht gab.“ Ich lobte ihn deßhalb und erſuchte ihn, ehrenhafte Fremde, die nach Aſſiſi, ſowohl wegen der Religion als wegen der Kunſt kämen, zu beſchützen; beſonders die Baumeiſter, die zum Ruhme der Stadt den Minerven-Tempel, den man noch niemals recht gezeichnet und in Kupfer geſtochen, nunmehro meſſen und abzeichnen wollten. Er möchte ihnen zur Hand gehen, da ſie ſich denn gewiß dankbar erweiſen würden, und ſomit drückte ich ihm einige Silberſtücke in die Hand, die ihn über ſeine Erwartung erfreuten. Er bat mich, ja wieder zu kommen, beſonders müſſe ich das Feſt des Heiligen nicht verſäumen, wo ich mich mit größter Sicherheit erbauen und vergnügen ſollte. Ja, wenn es mir, als einem hübſchen Manne, wie billig, um ein hübſches Frauenzimmer zu thun ſei, ſo könne er mir verſichern, daß die ſchönſte und ehrbarſte Frau von ganz Aſſiſi auf ſeine Empfehlung mich mit Freuden aufnehmen werde. Er ſchied nun betheurend, daß er noch heute Abend bei dem Grabe des Heiligen meiner in Andacht

gedenken und für meine fernere Reiſe beten wolle. So trennten wir uns, und mir war ſehr wohl, mit der Natur und mit mir ſelbſt wieder allein zu ſein. Der Weg nach Foligno war einer der ſchönſten und anmuthigſten Spaziergänge, die ich jemals zurückgelegt. Vier volle Stunden an einem Berge hin, rechts ein reichbebautes Thal.

Mit den Vetturinen iſt es eine leidige Fahrt; das Beſte, daß man ihnen bequem zu Fuße folgen kann. Von Ferrara laſſ' ich mich nun immer bis hieher ſo fort ſchleppen. Dieſes Italien, von Natur höchlich begünſtiget, blieb in allem Mechaniſchen und Techniſchen, worauf doch eine bequemere und friſchere Lebensweiſe gegründet iſt, gegen alle Länder unendlich zurück. Das Fuhrwerk der Vetturine, welches noch Sedia, ein Seſſel heißt, iſt gewiß aus den alten Tragſeſſeln entſtanden, in welchen ſich Frauen, ältere und vornehmere Perſonen von Maulthieren tragen ließen. Statt des hintern Maulthiers, das man hervor neben die Gabel ſpannte, ſetzte man zwei Räder unter, und an keine weitere Verbeſſerung ward gedacht. Man wird, wie vor Jahrhunderten, noch immer fortgeſchaukelt, und ſo ſind ſie in ihren Wohnungen und allem.

Wenn man die erſte poetiſche Idee, daß die Menſchen meiſt unter freiem Himmel lebten und ſich gelegentlich manchmal aus Noth in Höhlen zurückzogen, noch realiſirt ſehen will, ſo muß man die Gebäude hier herum, beſonders auf dem Lande betreten, ganz

im Sinn und Geschmack der Höhlen. Eine so unglaubliche Sorglosigkeit haben sie, um über dem Nachdenken nicht zu veralten. Mit unerhörtem Leichtsinn versäumen sie, sich auf den Winter, auf längere Nächte vorzubereiten, und leiden deßhalb einen guten Theil des Jahres wie die Hunde. Hier in Foligno, in einer völlig Homerischen Haushaltung, wo alles um ein auf der Erde brennendes Feuer in einer großen Halle versammelt ist, schreit und lärmt, am langen Tische speis't, wie die Hochzeit von Cana gemahlt wird, ergreife ich die Gelegenheit, dieses zu schreiben, da einer ein Tintenfaß holen läßt, woran ich unter solchen Umständen nicht gedacht hätte. Aber man sieht auch diesem Blatt die Kälte und die Unbequemlichkeit meines Schreibtisches an.

Jetzt fühl' ich wohl die Verwegenheit, unvorbereitet und unbegleitet in dieses Land zu gehen. Mit dem verschiedenen Gelde, den Vetturinen, den Preisen, den schlechten Wirthshäusern ist es eine tagtägliche Noth, daß einer, der zum erstenmale, wie ich, allein geht und ununterbrochnen Genuß hoffte und suchte, sich unglücklich genug fühlen müßte. Ich habe nichts gewollt, als das Land sehen, auf welche Kosten es sei, und wenn sie mich auf Ixions Rad nach Rom schleppen, so will ich mich nicht beklagen.

Terni, den 27. October Abends.

Wieder in einer Höhle ſitzend, die vor einem Jahr vom Erdbeben gelitten. Das Städtchen liegt in einer köſtlichen Gegend, die ich auf einem Rundgange um daſſelbe her mit Freuden beſchaute, am Anfang einer ſchönen Plaine zwiſchen Bergen, die alle noch Kalk ſind. Wie Bologna drüben, ſo iſt Terni hüben an den Fuß des Gebirgs geſetzt.

Nun da der päpſtliche Soldat mich verlaſſen, iſt ein Prieſter mein Gefährte. Dieſer ſcheint ſchon mehr mit ſeinem Zuſtande zufrieden und belehrt mich, den er freilich ſchon als Ketzer erkennt, auf meine Fragen ſehr gern von dem Ritus und andern dahin gehörigen Dingen. Dadurch daß ich immer wieder unter neue Menſchen komme, erreiche ich durchaus meine Abſicht; man muß das Volk nur unter einander reden hören, was das für ein lebendiges Bild des ganzen Landes gibt. Sie ſind auf die wunderbarſte Weiſe ſämmtlich Widerſacher, haben den ſonderbarſten Provinzial- und Stadteifer, können ſich alle nicht leiden, die Stände ſind in ewigem Streit, und das alles mit immer lebhafter gegenwärtiger Leidenſchaft, daß ſie einem den ganzen Tag Komödie geben und ſich bloßſtellen, und doch faſſen ſie zugleich wieder auf und merken gleich, wo der Fremde ſich in ihr Thun und Laſſen nicht finden kann.

Spoleto hab' ich beſtiegen und war auf der Waſſerleitung, die zugleich Brücke von einem Berg zu einem

andern ist. Die zehen Bogen, welche über das Thal reichen, stehen von Backsteinen ihre Jahrhunderte so ruhig da, und das Wasser quillt immer noch in Spoleto an allen Orten und Enden. Das ist nun das dritte Werk der Alten, das ich sehe, und immer derselbe große Sinn. Eine zweite Natur, die zu bürgerlichen Zwecken handelt, das ist ihre Baukunst, so steht das Amphitheater, der Tempel und der Aquaduct. Nun fühle ich erst, wie mir mit Recht alle Willkürlichkeiten verhaßt waren, wie z. B. der Winterkasten auf dem Weißenstein, ein Nichts um Nichts, ein ungeheurer Confectaufsatz, und so mit tausend andern Dingen. Das steht nun alles todtgeboren da, denn was nicht eine wahre innere Existenz hat, hat kein Leben, und kann nicht groß sein und nicht groß werden.

Was bin ich nicht den letzten acht Wochen schuldig geworden, an Freuden und Einsicht; aber auch Mühe hat mich's genug gekostet. Ich halte die Augen nur immer offen und drücke mir die Gegenstände recht ein. Urtheilen möchte ich gar nicht, wenn es nur möglich wäre.

San Crocefisso, eine wunderliche Capelle am Wege, halte ich nicht für den Rest eines Tempels, der am Orte stand, sondern man hat Säulen, Pfeiler, Gebälke gefunden und zusammengeflickt, nicht dumm aber toll. Beschreiben läßt sich's gar nicht, es ist wohl irgendwo in Kupfer gestochen.

Und ſo wird es einem denn doch wunderbar zu Muthe, daß uns, indem wir bemüht ſind, einen Begriff des Alterthums zu erwerben, nur Ruinen entgegen ſtehen, aus denen man ſich nun wieder das kümmerlich aufzuerbauen hätte, wovon man noch keinen Begriff hat.

Mit dem, was man claſſiſchen Boden nennt, hat es eine andere Bewandtniß. Wenn man hier nicht phantaſtiſch verfährt, ſondern die Gegend real nimmt, wie ſie daliegt, ſo iſt ſie doch immer der entſcheidende Schauplatz, der die größten Thaten bedingt, und ſo habe ich immer bisher den geologiſchen und landſchaftlichen Blick benutzt, um Einbildungskraft und Empfindung zu unterdrücken und mir ein freies klares Anſchauen der Localität zu erhalten. Da ſchließt ſich denn auf eine wunderſame Weiſe die Geſchichte lebendig an, und man begreift nicht, wie einem geſchieht, und ich fühle die größte Sehnſucht, den Tacitus in Rom zu leſen.

Das Wetter darf ich auch nicht ganz hintan ſetzen. Da ich von Bologna die Apenninen herauf kam, zogen die Wolken noch immer nach Norden, ſpäterhin veränderten ſie ihre Richtung und zogen nach dem traſimeniſchen See. Hier blieben ſie hangen, zogen auch wohl gegen Mittag. Statt alſo daß die große Plaine des Po den Sommer über alle Wolken nach dem Tyroler Gebirg ſchickt, ſendet ſie jetzt einen Theil nach den Apenninen, daher mag die Regenzeit kommen.

Man fängt nun an, die Oliven abzulesen. Sie thun es hier mit den Händen, an andern Orten schlagen sie mit Stöcken drein. Kommt ein frühzeitiger Winter, so bleiben die übrigen bis gegen das Frühjahr hängen. Heute habe ich auf sehr steinigem Boden die größten ältesten Bäume gesehen.

Die Gunst der Musen, wie die der Dämonen, besucht uns nicht immer zur rechten Zeit. Heute ward ich aufgeregt etwas auszubilden, was gar nicht an der Zeit ist. Dem Mittelpuncte des Katholicismus mich nähernd, von Katholiken umgeben, mit einem Priester in eine Sedie eingesperrt, indem ich mit reinstem Sinn die wahrhafte Natur und die edle Kunst zu beobachten und aufzufassen trachte, trat mir so lebhaft vor die Seele, daß vom ursprünglichen Christenthum alle Spur verloschen ist; ja wenn ich mir es in seiner Reinheit vergegenwärtigte, so wie wir es in der Apostelgeschichte sehen, so mußte mir schaudern, was nun auf jenen gemüthlichen Anfängen ein unförmliches, ja barockes Heidenthum lastet. Da fiel mir der ewige Jude wieder ein, der Zeuge aller dieser wundersamen Ent- und Aufwicklungen gewesen und so einen wunderlichen Zustand erlebte, daß Christus selbst, als er zurückkommt, um sich nach den Früchten seiner Lehre umzusehen, in Gefahr geräth, zum zweitenmal gekreuzigt zu werden. Jene Legende: venio iterum crucifigi, sollte mir bei dieser Katastrophe zum Stoff dienen.

Dergleichen Träume ſchweben mir vor. Denn aus Ungeduld, weiter zu kommen, ſchlafe ich angekleidet und weiß nichts Hübſcheres, als vor Tag aufgeweckt zu werden, mich ſchnell in den Wagen zu ſetzen und zwiſchen Schlaf und Wachen dem Tag entgegen zu fahren und dabei die erſten beſten Phantaſiebilder nach Belieben walten zu laſſen.

Citta Caſtellana, den 28. October.

Den letzten Abend will ich nicht fehlen. Es iſt noch nicht acht Uhr, und alles ſchon zu Bette; ſo kann ich noch zu guter Letzt des Vergangenen gedenken und mich auf's nächſt Künftige freuen. Heute war ein ganz heiterer herrlicher Tag, der Morgen ſehr kalt, der Tag klar und warm, der Abend etwas windig, aber ſehr ſchön.

Von Terni fuhren wir ſehr früh aus; Narni kamen wir hinauf, ehe es Tag war, und ſo habe ich die Brücke nicht geſehen. Thäler und Tiefen, Nähen und Fernen, köſtliche Gegenden, alles Kalkgebirg, auch nicht eine Spur eines andern Geſteins.

Otricoli liegt auf einem der von den ehemaligen Strömungen zuſammen geſchwemmten Kieshügel und iſt von Lava gebaut, jenſeits des Fluſſes hergeholt.

Sobald man über die Brücke hinüber iſt, findet man ſich im vulkaniſchen Terrain, es ſei nun unter wirklichen Laven oder unter früherm Geſtein, durch

Röſtung und Schmelzung verändert. Man ſteigt einen Berg herauf, den man für graue Lava anſprechen möchte. Sie enthält viele weiße, granatförmig gebildete Kryſtalle. Die Chauſſee, die von der Höhe nach Citta Caſtellana geht, von eben dieſem Stein, ſehr ſchön glatt gefahren, die Stadt auf vulkaniſchen Tuff gebaut, in welchem ich Aſche, Bimsſtein und Lavaſtücke zu entdecken glaubte. Vom Schloſſe iſt die Ausſicht ſehr ſchön; der Berg Soracte ſteht einzeln gar mahleriſch da, wahrſcheinlich ein zu den Apenninen gehöriger Kalkberg. Die vulkaniſirenden Strecken ſind viel niedriger als die Apenninen, und nur das durchreißende Waſſer hat aus ihnen Berge und Felſen gebildet, da denn herrlich mahleriſche Gegenſtände, überhangende Klippen und ſonſtige landſchaftliche Zufälligkeiten gebildet werden.

Morgen Abend alſo in Rom. Ich glaube es noch jetzt kaum, und wenn dieſer Wunſch erfüllt iſt, was ſoll ich mir nachher wünſchen; ich wüßte nichts, als daß ich mit meinem Faſanenkahn glücklich zu Hauſe landen und meine Freunde geſund, froh und wohlwollend antreffen möge.

Rom.

Rom, den 1. November 1786.

Endlich kann ich den Mund aufthun und meine Freunde mit Frohsinn begrüßen. Verziehen sei mir das Geheimniß und die gleichsam unterirdische Reise hierher. Kaum wagte ich mir selbst zu sagen, wohin ich ging, selbst unterwegs fürchtete ich noch, und nur unter der Porta del Popolo war ich mir gewiß, Rom zu haben.

Und laßt mich nun auch sagen, daß ich tausendmal, ja beständig eurer gedenke, in der Nähe der Gegenstände, die ich allein zu sehen niemals glaubte. Nur da ich jedermann mit Leib und Seele in Norden gefesselt, alle Anmuthung nach diesen Gegenden verschwunden sah, konnte ich mich entschließen, einen langen einsamen Weg zu machen und den Mittelpunct zu suchen, nach dem mich ein unwiderstehliches Bedürfniß hinzog. Ja die letzten Jahre wurde es eine Art von Krankheit, von der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte. Jetzt darf ich es gestehen; zuletzt durft' ich kein lateinisch Buch mehr ansehen, keine Zeichnung einer italiänischen Gegend. Die Begierde, dieses Land zu sehen, war überreif: da sie befriedigt ist, werden mir Freunde

und Vaterland erst wieder recht aus dem Grunde lieb, und die Rückkehr wünschenswerth, ja um desto wünschenswerther, da ich mit Sicherheit empfinde, daß ich so viele Schätze nicht zu eignem Besitz und Privatgebrauch mitbringe, sondern daß sie mir und andern durch's ganze Leben zur Leitung und Förderniß dienen sollen.

Rom, den 1. November 1786.

Ja ich bin endlich in dieser Hauptstadt der Welt angelangt! Wenn ich sie in guter Begleitung, angeführt von einem recht verständigen Manne, vor funfzehn Jahren gesehen hätte, wollte ich mich glücklich preisen. Sollte ich sie aber allein, mit eignen Augen sehen und besuchen, so ist es gut, daß mir diese Freude so spät zu Theil ward.

Über das Tyroler Gebirg bin ich gleichsam weggeflogen. Verona, Vicenz, Padua, Venedig habe ich gut, Ferrara, Cento, Bologna flüchtig und Florenz kaum gesehen. Die Begierde, nach Rom zu kommen, war so groß, wuchs so sehr mit jedem Augenblicke, daß kein Bleibens mehr war, und ich mich nur drei Stunden in Florenz aufhielt. Nun bin ich hier und ruhig und, wie es scheint, auf mein ganzes Leben beruhigt. Denn es geht, man darf wohl sagen, ein neues Leben an, wenn man das Ganze mit Augen sieht, das man theilweise in- und auswendig kennt.

Alle Träume meiner Jugend ſeh' ich nun lebendig; die erſten Kupferbilder, deren ich mich erinnere (mein Vater hatte die Proſpecte von Rom auf einem Vorſaale aufgehängt), ſeh' ich nun in Wahrheit, und alles, was ich in Gemählden und Zeichnungen, Kupfern und Holzſchnitten, in Gyps und Kork ſchon lange gekannt, ſteht nun beiſammen vor mir, wohin ich gehe, finde ich eine Bekanntſchaft in einer neuen Welt; es iſt alles wie ich mir's dachte und alles neu. Eben ſo kann ich von meinen Beobachtungen, von meinen Ideen ſagen. Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, nichts ganz fremd gefunden, aber die alten ſind ſo beſtimmt, ſo lebendig, ſo zuſammenhängend geworden, daß ſie für neu gelten können.

Da Pygmalions Eliſe, die er ſich ganz nach ſeinen Wünſchen geformt und ihr ſo viel Wahrheit und Daſein gegeben hatte, als der Künſtler vermag, endlich auf ihn zukam und ſagte: Ich bin's! wie anders war die Lebendige als der gebildete Stein.

Wie moraliſch heilſam iſt mir es dann auch, unter einem ganz ſinnlichen Volke zu leben, über das ſo viel Redens und Schreibens iſt, das jeder Fremde nach dem Maßſtabe beurtheilt, den er mitbringt. Ich verzeihe jedem, der ſie tadelt und ſchilt; ſie ſtehn zu weit von uns ab, und als Fremder mit ihnen zu verkehren, iſt beſchwerlich und koſtſpielig.

Rom, den 3. November.

Einer der Hauptbeweggründe, die ich mir vorſpiegelte, um nach Rom zu eilen, war das Feſt Allerheiligen, der erſte November: denn ich dachte, geſchieht dem einzelnen Heiligen ſo viel Ehre, was wird es erſt mit allen werden. Allein wie ſehr betrog ich mich. Kein auffallend allgemeines Feſt hatte die römiſche Kirche beliebt, und jeder Orden mochte im Beſondern das Andenken ſeines Patrons im Stillen feiern, denn das Namensfeſt und der ihm zugetheilte Ehrentag iſt's eigentlich, wo jeder in ſeiner Glorie erſcheint.

Geſtern aber, am Tage Allerſeelen, gelang mir's beſſer. Das Andenken dieſer feiert der Papſt in ſeiner Hauscapelle auf dem Quirinal. Jedermann hat freien Zutritt. Ich eilte mit Tiſchbein auf den Monte Cavallo. Der Platz vor dem Palaſte hat was ganz eignes Individuelles, ſo unregelmäßig als grandios und lieblich. Die beiden Coloſſen erblickt' ich nun! Weder Auge noch Geiſt ſind hinreichend, ſie zu faſſen. Wir eilten mit der Menge durch den prächtig geräumigen Hof eine übergeräumige Treppe hinauf. In dieſen Vorſälen, der Capelle gegenüber, in der Anſicht der Reihe von Zimmern, fühlt man ſich wunderbar unter Einem Dache mit dem Statthalter Chriſti.

Die Function war angegangen, Papſt und Cardinäle ſchon in der Kirche. Der heilige Vater, die

ſchönſte würdigſte Männergeſtalt, Cardinäle von verſchiedenem Alter und Bildung.

Mich ergriff ein wunderbar Verlangen, das Oberhaupt der Kirche möge den goldenen Mund aufthun und, von dem unausſprechlichen Heil der ſeligen Seelen mit Entzücken ſprechend, uns in Entzücken verſetzen. Da ich ihn aber vor dem Altare ſich nur hin und her bewegen ſah, bald nach dieſer bald nach jener Seite ſich wendend, ſich wie ein gemeiner Pfaffe gebärdend und murmelnd, da regte ſich die proteſtantiſche Erbſünde, und mir wollte das bekannte und gewohnte Meßopfer hier keineswegs gefallen. Hat doch Chriſtus ſchon als Knabe durch mündliche Auslegung der Schrift und in ſeinem Jünglingsleben gewiß nicht ſchweigend gelehrt und gewirkt, denn er ſprach gern, geiſtreich und gut, wie wir aus den Evangelien wiſſen. Was würde der ſagen, dacht' ich, wenn er hereinträte und ſein Ebenbild auf Erden ſummend und hin und wider wankend anträfe? Das venio iterum crucifigi! fiel mir ein, und ich zupfte meinen Gefährten, daß wir in's Freie der gewölbten und gemahlten Säle kämen.

Hier fanden wir eine Menge Perſonen, die köſtlichen Gemählde aufmerkſam betrachtend, denn dieſes Feſt Allerſeelen iſt auch zugleich das Feſt aller Künſtler in Rom. Ebenſo wie die Capelle iſt der ganze Palaſt und die ſämmtlichen Zimmer jedem zugänglich und dieſen Tag für viele Stunden frei und offen,

man braucht kein Trinkgeld zu geben und wird von dem Castellan nicht gedrängt.

Die Wandgemählde beschäftigten mich, und ich lernte da neue, mir kaum dem Namen nach bekannte treffliche Männer kennen, so wie z. B. den heitern Karl Maratti schätzen und lieben.

Vorzüglich willkommen aber waren mir die Meisterstücke der Künstler, deren Art und Weise ich mir schon eingeprägt hatte. Ich sah mit Bewunderung die heilige Petronilla von Guercin, ehmals in St. Peter, wo nun eine musivische Copie anstatt des Originals aufgestellt ist. Der Heiligen Leichnam wird aus dem Grabe gehoben und dieselbe Person neubelebt in der Himmelshöhe von einem göttlichen Jüngling empfangen. Was man auch gegen diese doppelte Handlung sagen mag, das Bild ist unschätzbar.

Noch mehr erstaunte ich vor einem Bilde von Tizian. Es überleuchtet alle, die ich gesehen habe. Ob mein Sinn schon geübter, oder ob es wirklich das Vortrefflichste sei, weiß ich nicht zu unterscheiden. Ein ungeheures Meßgewand, das von Stickerei, ja von getriebenen Goldfiguren starrt, umhüllt eine ansehnliche bischöfliche Gestalt. Den massiven Hirtenstab in der Linken blickt er entzückt in die Höhe, mit der Rechten hält er ein Buch, woraus er so eben eine göttliche Berührung empfangen zu haben scheint. Hinter ihm eine schöne Jungfrau, die Palme in der Hand, mit lieblicher Theilnahme nach dem aufgeschlagenen Buche

hinſchauend. Ein ernſter Alter dagegen zur Rechten; dem Buche ganz nahe, ſcheint er deſſen nicht zu achten: die Schlüſſel in der Hand mag er ſich wohl eigenen Aufſchluß zutrauen. Dieſer Gruppe gegenüber ein nackter, wohlgebildeter, gebundener, von Pfeilen verletzter Jüngling, vor ſich hinſehend, beſcheiden ergeben. In dem Zwiſchenraume zwei Mönche, Kreuz und Lilie tragend, andächtig gegen die Himmliſchen gekehrt. Denn oben offen iſt das halbrunde Gemäuer, das ſie ſämmtlich umſchließt. Dort bewegt ſich in höchſter Glorie eine herabwärts theilnehmende Mutter. Das lebendig muntere Kind in ihrem Schoße reicht mit heiterer Gebärde einen Kranz herüber, ja ſcheint ihn herunter zu werfen. Auf beiden Seiten ſchweben Engel, Kränze ſchon im Vorrath haltend. Über allen aber und über dreifachem Strahlenkreiſe waltet die himmliſche Taube, als Mittelpunct und Schlußſtein zugleich.

Wir ſagen uns: hier muß ein heiliges altes Überliefertes zum Grunde liegen, daß dieſe verſchiedenen unpaſſenden Perſonen ſo kunſtreich und bedeutungsvoll zuſammengeſtellt werden konnten. Wir fragen nicht nach wie und warum, wir laſſen es geſchehen und bewundern die unſchätzbare Kunſt.

Weniger unverſtändlich, aber doch geheimnißvoll iſt ein Wandbild von Guido in ſeiner Capelle. Die kindlich lieblichſte, frömmſte Jungfrau ſitzt ſtill vor ſich hin und näht, zwei Engel ihr zur Seite erwarten jeden Wink, ihr zu dienen. Daß jugendliche Unſchuld

und Fleiß von den Himmlischen bewacht und geehrt werde, sagt uns das liebe Bild. Es bedarf hier keiner Legende, keiner Auslegung.

Nun aber zu Milderung des künstlerischen Ernstes ein heiteres Abenteuer: Ich bemerkte wohl, daß mehrere deutsche Künstler, zu Tischbein als Bekannte tretend, mich beobachteten und sodann hin und wider gingen. Er, der mich einige Augenblicke verlassen hatte, trat wieder zu mir und sagte: „Da gibt's einen großen Spaß! Das Gerücht, Sie seien hier, hatte sich schon verbreitet, und die Künstler wurden auf den einzigen unbekannten Fremden aufmerksam. Nun ist einer unter uns, der schon längst behauptet, er sei mit Ihnen umgegangen, ja er wollte mit Ihnen in freundschaftlichem Verhältniß gelebt haben, woran wir nicht so recht glauben wollten. Dieser ward aufgefordert, Sie zu betrachten und den Zweifel zu lösen, er versicherte aber kurz und gut, Sie seien es nicht und an dem Fremden keine Spur Ihrer Gestalt und Aussehns. So ist doch wenigstens das Incognito für den Moment gedeckt, und in der Folge gibt es etwas zu lachen."

Ich mischte mich nun freimüthiger unter die Künstlerschaar und fragte nach den Meistern verschiedener Bilder, deren Kunstweise mir noch nicht bekannt geworden. Endlich zog mich ein Bild besonders an, den heiligen Georg, den Drachenüberwinder und Jungfrauenbefreier, vorstellend. Niemand konnte mir den Meister nennen. Da trat ein kleiner, bescheidener,

bisher lautloser Mann hervor und belehrte mich, es sei von Pordenone, dem Venezianer, eines seiner besten Bilder, an dem man sein ganzes Verdienst erkenne. Nun konnt' ich meine Neigung gar wohl erklären: das Bild hatte mich angemuthet, weil ich, mit der venezianischen Schule schon näher bekannt, die Tugenden ihrer Meister besser zu schätzen wußte.

Der belehrende Künstler ist Heinrich Meyer, ein Schweizer, der mit einem Freunde Namens Cölla seit einigen Jahren hier studirt, die antiken Büsten in Sepia vortrefflich nachbildet und in der Kunstgeschichte wohl erfahren ist.

Rom, den 5. November.

Nun bin ich sieben Tage hier, und nach und nach tritt in meiner Seele der allgemeine Begriff dieser Stadt hervor. Wir gehn fleißig hin und wider, ich mache mir die Plane des alten und neuen Roms bekannt, betrachte die Ruinen, die Gebäude, besuche ein und die andere Villa, die größten Merkwürdigkeiten werden ganz langsam behandelt, ich thue nur die Augen auf und seh' und geh' und komme wieder, denn man kann sich nur in Rom auf Rom vorbereiten.

Gestehen wir jedoch, es ist ein saures und trauriges Geschäft, das alte Rom aus dem neuen herauszuklauben, aber man muß es denn doch thun und zuletzt eine unschätzbare Befriedigung hoffen. Man trifft

Spuren einer Herrlichkeit und einer Zerstörung, die beide über unsere Begriffe gehen. Was die Barbaren stehen ließen, haben die Baumeister des neuen Roms verwüstet.

Wenn man so eine Existenz ansieht, die zwei tausend Jahre und darüber alt ist, durch den Wechsel der Zeiten so mannichfaltig und vom Grund aus verändert, und doch noch derselbe Boden, derselbe Berg, ja oft dieselbe Säule und Mauer, und im Volke noch die Spuren des alten Charakters, so wird man ein Mitgenosse der großen Rathschlüsse des Schicksals, und so wird es dem Betrachter von Anfang schwer, zu entwickeln, wie Rom auf Rom folgt, und nicht allein das neue auf das alte, sondern die verschiedenen Epochen des alten und neuen selbst auf einander. Ich suche nur erst selbst die halbverdeckten Puncte herauszufühlen, dann lassen sich erst die schönen Vorarbeiten recht vollständig nutzen; denn seit dem funfzehnten Jahrhundert bis auf unsere Tage haben sich treffliche Künstler und Gelehrte mit diesen Gegenständen ihr ganzes Leben durch beschäftigt.

Und dieses Ungeheure wirkt ganz ruhig auf uns ein, wenn wir in Rom hin und her eilen, um zu den höchsten Gegenständen zu gelangen. Anderer Orten muß man das Bedeutende aufsuchen, hier werden wir davon überdrängt und überfüllt. Wie man geht und steht, zeigt sich ein landschaftliches Bild aller Art und Weise, Paläste und Ruinen, Gärten und Wildniß,

Fernen und Engen, Häuschen, Ställe, Triumphbögen und Säulen, oft alles zusammen so nah, daß es auf ein Blatt gebracht werden könnte. Man müßte mit tausend Griffeln schreiben, was soll hier eine Feder! und dann ist man Abends müde und erschöpft vom Schauen und Staunen.

Den 7. November 1786.

Verzeihen mir jedoch meine Freunde, wenn ich künftig wortkarg erfunden werde; während eines Reisezugs rafft man unterwegs auf was man kann, jeder Tag bringt etwas Neues, und man eilt auch, darüber zu denken und zu urtheilen. Hier aber kömmt man in eine gar große Schule, wo ein Tag so viel sagt, daß man von dem Tage nichts zu sagen wagen darf. Ja man thäte wohl, wenn man, Jahre lang hier verweilend, ein Pythagoreisches Stillschweigen beobachtete.

An demselben.

Ich bin recht wohl. Das Wetter ist, wie die Römer sagen, brutto; es geht ein Mittagwind, Scirocco, der täglich mehr oder weniger Regen herbeiführt; ich kann aber diese Witterung nicht unangenehm finden, es ist warm dabei, wie es bei uns im Sommer regnichte Tage nicht sind.

Den 7. November.

Tiſchbeins Talente, ſo wie ſeine Vorſätze und Kunſtabſichten lerne ich nun immermehr kennen und ſchätzen. Er legte mir ſeine Zeichnungen und Skizzen vor, welche ſehr viel Gutes geben und verkünden. Durch den Aufenthalt bei Bodmer ſind ſeine Gedanken auf die erſten Zeiten des menſchlichen Geſchlechts geführt worden, da, wo es ſich auf die Erde geſetzt fand und die Aufgabe löſen ſollte, Herr der Welt zu werden.

Als geiſtreiche Einleitung zu dem Ganzen beſtrebte er ſich das hohe Alter der Welt ſinnlich darzuſtellen. Berge mit herrlichen Wäldern bewachſen, Schluchten von Waſſerbächen ausgeriſſen, ausgebrannte Vulcane, kaum noch leiſe dampfend. Im Vordergrund ein mächtiger, in der Erde übriggebliebener Stock eines vieljährigen Eichbaums, an deſſen halbentblößten Wurzeln ein Hirſch die Stärke ſeines Geweihes verſucht, ſo gut gedacht als lieblich ausgeführt.

Dann hat er auf einem höchſt merkwürdigen Blatte den Mann zugleich als Pferdebändiger und allen Thieren der Erde, der Luft und des Waſſers, wo nicht an Stärke doch an Liſt überlegen dargeſtellt. Die Compoſition iſt außerordentlich ſchön, als Ölbild müßte es eine große Wirkung thun. Eine Zeichnung davon müſſen wir nothwendig in Weimar beſitzen. Sodann denkt er an eine Verſammlung der alten,

weiſen und geprüften Männer, wo er Gelegenheit nehmen wird, wirkliche Geſtalten darzuſtellen. Mit dem größten Enthuſiasmus aber ſkizzirt er an einer Schlacht, wo ſich zwei Parteien Reiterei wechſelſeitig mit gleicher Wuth angreifen, und zwar an einer Stelle, wo eine ungeheure Felsſchlucht ſie trennt, über welche das Pferd nur mit größter Anſtrengung hinüberſetzen kann. An Vertheidigung iſt hier nicht zu denken. Kühner Angriff, wilder Entſchluß, Gelingen oder Sturz in den Abgrund. Dieſes Bild wird ihm Gelegenheit geben, die Kenntniſſe, die er von dem Pferde, deſſen Bau und Bewegung beſitzt, auf eine ſehr bedeutende Weiſe zu entfalten.

Dieſe Bilder ſodann und eine Reihe von folgenden und eingeſchalteten wünſcht er durch ein Gedicht verknüpft, welche dem Dargeſtellten zur Erklärung dienten und ihm dagegen wieder durch beſtimmte Geſtalten Körper und Reiz verliehen.

Der Gedanke iſt ſchön, nur müßte man freilich mehrere Jahre zuſammen ſein, um ein ſolches Werk auszuführen.

Den 7. November.

Die Logen von Raphael und die großen Gemählde der Schule von Athen ꝛc. hab' ich nur erſt einmal geſehen, und da iſt's, als wenn man den Homer aus einer zum Theil verloſchenen beſchädigten Handſchrift

herausstudiren sollte. Das Vergnügen des ersten Eindrucks ist unvollkommen, nur wenn man nach und nach alles recht durchgesehn und studirt hat, wird der Genuß ganz. Am erhaltensten sind die Deckenstücke der Logen, die biblische Geschichten vorstellen, so frisch wie gestern gemahlt, zwar die wenigsten von Raphaels eigner Hand, doch aber gar trefflich nach seinen Zeichnungen und unter seiner Aufsicht.

Den 7. November.

Ich habe manchmal in früherer Zeit die wunderliche Grille gehabt, daß ich mir sehnlichst wünschte, von einem wohlunterrichteten Manne, von einem kunst- und geschichtskundigen Engländer, nach Italien geführt zu werden; und nun hat sich das alles indessen schöner gebildet, als ich hätte ahnen können. Tischbein lebte so lange hier als mein herzlicher Freund, er lebte hier mit dem Wunsche, mir Rom zu zeigen; unser Verhältniß ist alt durch Briefe, neu durch Gegenwart; wo hätte mir ein wertherer Führer erscheinen können? Ist auch meine Zeit nur beschränkt, so werde ich doch das Möglichste genießen und lernen.

Und bei allem dem seh' ich voraus, daß ich wünschen werde anzukommen, wenn ich weggehe.

Den 8. November.

Mein wunderliches und vielleicht grillenhaftes Halb-incognito bringt mir Vortheile, an die ich nicht denken konnte. Da ſich jedermann verpflichtet, zu ignoriren wer ich ſei, und alſo auch niemand mit mir von mir reden darf, ſo bleibt den Menſchen nichts übrig, als von ſich ſelbſt oder von Gegenſtänden zu ſprechen, die ihnen intereſſant ſind, dadurch erfahr' ich nun umſtändlich, womit ſich ein jeder beſchäftigt, oder was irgend Merkwürdiges entſteht und hervorgeht. Hofrath Reiffenſtein fand ſich auch in dieſe Grille; da er aber den Namen, den ich angenommen hatte, aus einer beſondern Urſache nicht leiden konnte, ſo baroniſirte er mich geſchwind, und ich heiße nun der Baron gegen Rondanini über, dadurch bin ich bezeichnet genug, um ſo mehr als der Italiäner die Menſchen nur nach den Vornamen oder Spitznamen benennet. Genug, ich habe meinen Willen und entgehe der unendlichen Unbequemlichkeit, von mir und meinen Arbeiten Rechenſchaft geben zu müſſen.

Den 9. November.

Manchmal ſtehe ich wie einen Augenblick ſtill und überſchaue die höchſten Gipfel des ſchon Gewonnenen. Sehr gerne blicke ich nach Venedig zurück, auf jenes große Daſein, dem Schoße des Meeres wie Pallas

aus dem Haupte Jupiters entsprossen. Hier hat mich die Rotonda, so die äußere wie die innere, zu einer freudigen Verehrung ihrer Großheit bewogen. In St. Peter habe ich begreifen lernen, wie die Kunst sowohl als die Natur alle Maßvergleichung aufheben kann. Und so hat mich Apoll von Belvedere aus der Wirklichkeit hinausgerückt. Denn wie von jenen Gebäuden die richtigsten Zeichnungen keinen Begriff geben, so ist es hier mit dem Original von Marmor gegen die Gypsabgüsse, deren ich doch sehr schöne früher gekannt habe.

Den 10. November 1786.

Ich lebe nun hier mit einer Klarheit und Ruhe, von der ich lange kein Gefühl hatte. Meine Übung, alle Dinge wie sie sind zu sehen und abzulesen, meine Treue, das Auge licht sein zu lassen, meine völlige Entäußerung von aller Prätention kommen mir einmal wieder recht zu statten und machen mich im Stillen höchst glücklich. Alle Tage ein neuer merkwürdiger Gegenstand, täglich frische, große, seltsame Bilder und ein Ganzes, das man sich lange denkt und träumt, nie mit der Einbildungskraft erreicht.

Heute war ich bei der Pyramide des Cestius, und Abends auf dem Palatin, oben auf den Ruinen der Kaiserpaläste, die wie Felsenwände dastehn. Hievon läßt sich nun freilich nichts überliefern! Wahrlich,

es gibt hier nichts Kleines, wenn auch wohl hier und da etwas Scheltenswerthes und Abgeſchmacktes; doch auch ein ſolches hat Theil an der allgemeinen Großheit genommen.

Kehr' ich nun in mich ſelbſt zurück, wie man doch ſo gern thut bei jeder Gelegenheit, ſo entdecke ich ein Gefühl, das mich unendlich freut, ja das ich ſogar auszuſprechen wage. Wer ſich mit Ernſt hier umſieht und Augen hat zu ſehen, muß ſolid werden, er muß einen Begriff von Solidität faſſen, der ihm nie ſo lebendig ward.

Der Geiſt wird zur Tüchtigkeit geſtempelt, gelangt zu einem Ernſt ohne Trockenheit, zu einem geſetzten Weſen mit Freude. Mir wenigſtens iſt es, als wenn ich die Dinge dieſer Welt nie ſo richtig geſchätzt hätte als hier. Ich freue mich der geſegneten Folgen auf mein ganzes Leben.

Und ſo laßt mich aufraffen, wie es kommen will, die Ordnung wird ſich geben. Ich bin nicht hier, um nach meiner Art zu genießen; befleißigen will ich mich der großen Gegenſtände, lernen und mich ausbilden, ehe ich vierzig Jahre alt werde.

Den 11. November.

Heut hab' ich die Nymphe Egeria beſucht, dann die Rennbahn des Caracalla, die zerſtörten Grabſtätten längs der Via Appia und das Grab der Metella, das

einem erst einen Begriff von solidem Mauerwerk gibt. Diese Menschen arbeiteten für die Ewigkeit, es war auf alles calculirt, nur auf den Unsinn der Verwüster nicht, dem alles weichen mußte. Recht sehnlich habe ich dich herzugewünscht. Die Reste der großen Wasserleitung sind höchst ehrwürdig. Der schöne große Zweck, ein Volk zu tränken durch eine so ungeheure Anstalt! Abends kamen wir an's Coliseo, da es schon dämmrig war. Wenn man das ansieht, scheint wieder alles andre klein, es ist so groß, daß man das Bild nicht in der Seele behalten kann; man erinnert sich dessen nur kleiner wieder, und kehrt man dahin zurück, kommt es einem auf's neue größer vor.

Frascati, den 15. November.

Die Gesellschaft ist zu Bette, und ich schreibe noch aus der Tuschmuschel, aus welcher gezeichnet worden ist. Wir haben ein paar schöne regenfreie Tage hier gehabt, warm und freundlichen Sonnenschein, daß man den Sommer nicht vermißt. Die Gegend ist sehr angenehm, der Ort liegt auf einem Hügel, vielmehr an einem Berge, und jeder Schritt bietet dem Zeichner die herrlichsten Gegenstände. Die Aussicht ist unbegränzt, man sieht Rom liegen und weiter die See, an der rechten Seite die Gebirge von Tivoli und so fort. In dieser lustigen Gegend sind Landhäuser recht zur Lust angelegt, und wie die alten Römer schon hier ihre

Villen hatten, so haben vor hundert Jahren und mehr reiche und übermüthige Römer ihre Landhäuser auch auf die schönsten Flecke gepflanzt. Zwei Tage gehn wir schon hier herum, und es ist immer etwas Neues und Reizendes.

Und doch läßt sich kaum sagen, ob nicht die Abende noch vergnügter als der Tag hingehen. Sobald die stattliche Wirthin die messingene dreiarmige Lampe auf den großen runden Tisch gesetzt, und Felicissima notte! gesagt hat, versammelt sich alles im Kreise und legt die Blätter vor, welche den Tag über gezeichnet und skizzirt worden. Darüber spricht man, ob der Gegenstand hätte günstiger aufgenommen werden sollen, ob der Charakter getroffen ist, und was solche erste allgemeine Forderniſſe sind, wovon man sich schon bei dem ersten Entwurf Rechenschaft geben kann. Hofrath Reiffenstein weiß diese Sitzungen durch seine Einsicht und Autorität zu ordnen und zu leiten. Diese löbliche Anstalt aber schreibt sich eigentlich von Philipp Hackert her, welcher höchst geschmackvoll die wirklichen Aussichten zu zeichnen und auszuführen wußte. Künstler und Liebhaber, Männer und Frauen, Alte und Junge ließ er nicht ruhen, er munterte jeden auf, nach seinen Gaben und Kräften sich gleichfalls zu versuchen, und ging mit gutem Beispiel vor. Diese Art, eine Gesellschaft zu versammeln und zu unterhalten, hat Hofrath Reiffenstein nach der Abreise jenes Freundes treulich fortgesetzt, und wir finden, wie löblich es

sei, den thätigen Antheil eines jeden zu wecken. Die Natur und Eigenschaft der verschiedenen Gesellschaftsglieder tritt auf eine anmuthige Weise hervor. Tischbein z. B. sieht als Historienmahler die Landschaft ganz anders an als der Landschaftszeichner. Er findet bedeutende Gruppen und andere anmuthige vielsagende Gegenstände da, wo ein anderer nichts gewahr würde, und so glückt es ihm auch, manchen menschlichen naiven Zug zu erhaschen, es sei nun an Kindern, Landleuten, Bettlern und andern dergleichen Naturmenschen, oder auch an Thieren, die er mit wenigen charakteristischen Strichen gar glücklich darzustellen weiß und dadurch der Unterhaltung immer neuen angenehmen Stoff unterlegt.

Will das Gespräch ausgehen, so wird gleichfalls nach Hackerts Vermächtniß in Sulzers Theorie gelesen, und wenn man gleich von einem höhern Standpuncte mit diesem Werke nicht ganz zufrieden sein kann, so bemerkt man doch mit Vergnügen den guten Einfluß auf Personen, die auf einer mittlern Stufe der Bildung stehen.

Rom, den 17. November.

Wir sind zurück! Heute Nacht fiel ein entsetzlicher Regenguß mit Donner und Blitzen, nun regnet es fort und ist immer warm dabei.

Ich aber kann nur mit wenig Worten das Glück dieses Tages bezeichnen. Ich habe die Frescogemählde

von Dominichin in Andrea della Valle, ingleichen die Farneſiſche Galerie von Caraccio geſehen. Freilich zu viel für Monate, geſchweige für einen Tag.

Den 18. November.

Es iſt wieder ſchön Wetter, ein heller, freundlicher, warmer Tag.

Ich ſah in der Farneſina die Geſchichte der Pſyche, deren farbige Nachbildungen ſo lange meine Zimmer erheitern, dann zu St. Peter in Montorio die Verklärung von Raphael. Alles alte Bekannte, wie Freunde, die man ſich in der Ferne durch Briefwechſel gemacht hat, und die man nun von Angeſicht ſieht. Das Mitleben iſt doch ganz was anders, jedes wahre Verhältniß und Mißverhältniß ſpricht ſich ſogleich aus.

Auch finden ſich aller Orten und Enden herrliche Sachen, von denen nicht ſo viel Redens iſt, die nicht ſo oft durch Kupfer und Nachbildungen in die Welt geſtreut ſind. Hievon bringe ich manches mit, gezeichnet von guten jungen Künſtlern.

Den 18. November.

Daß ich mit Tiſchbein ſchon ſo lange durch Briefe in dem beſten Verhältniß ſtehe, daß ich ihm ſo manchen Wunſch, ſogar ohne Hoffnung nach Italien zu kommen, mitgetheilt, machte unſer Zuſammentreffen ſogleich fruchtbar und erfreulich. Er hatte immer an mich gedacht und für mich geſorgt. Auch was die Steine

betrifft, mit welchen die Alten und Neuen gebaut, iſt er vollkommen zu Hauſe, er hat ſie recht gründlich ſtudirt, wobei ihm ſein Künſtlerauge und die Künſtlerluſt an ſinnlichen Dingen ſehr zu ſtatten kommt. Eine für mich ausgewählte Sammlung von Muſterſtücken hat er vor kurzem nach Weimar abgeſendet, die mich bei meiner Zurückkunft freundlich empfangen ſoll. Ein bedeutender Nachtrag hat ſich indeſſen gefunden. Ein Geiſtlicher, der ſich jetzt in Frankreich aufhält und über die antiken Steinarten ein Werk auszuarbeiten dachte, erhielt durch die Gunſt der Propaganda anſehnliche Stücke Marmor von der Inſel Paros. Dieſe wurden hier zu Muſterſtücken verſchnitten, und zwölf verſchiedene Stücke auch für mich bei Seite gelegt, vom feinſten bis zum gröbſten Korn, von der größten Reinheit und dann minder und mehr mit Glimmer gemiſcht, jene zur Bildhauerei, dieſe zur Architektur anwendbar. Wie viel eine genaue Kenntniß des Materials, worin die Künſte gearbeitet, zu ihrer Beurtheilung hilft, fällt genugſam in die Augen.

Gelegenheit gibt's genug, dergleichen hier zuſammen zu ſchleppen. Auf den Ruinen des Neroniſchen Palaſtes gingen wir durch friſch aufgehäufelte Artiſchockenländer und konnten uns nicht enthalten, die Taſchen vollzuſtecken von Granit, Porphyr und Marmortäfelchen, die zu Tauſenden hier herum liegen und von der alten Herrlichkeit der damit überkleideten Wände noch als unerſchöpfliche Zeugen gelten.

Zum 18. November.

Nun muß ich aber auch von einem wunderbaren problematiſchen Bilde ſprechen, das ſich auf jene trefflichen Dinge noch immer gut ſehen läßt.

Schon vor mehrern Jahren hielt ſich hier ein Franzos auf, als Liebhaber der Kunſt und Sammler bekannt. Er kommt zum Beſitz eines antiken Gemähldes auf Kalk, niemand weiß woher; er läßt das Bild durch Mengs reſtauriren und hat es als ein geſchätztes Werk in ſeiner Sammlung. Winckelmann ſpricht irgendwo mit Enthuſiasmus davon. Es ſtellt den Ganymed vor, der dem Jupiter eine Schale Wein reicht und dagegen einen Kuß empfängt. Der Franzoſe ſtirbt und hinterläßt das Bild ſeiner Wirthin als antik. Mengs ſtirbt und ſagt auf ſeinem Todbette: es ſei nicht antik, er habe es gemahlt. Und nun ſtreitet alles gegen einander. Der eine behauptet, es ſei von Mengs zum Scherz nur ſo leicht hingemacht, der andere Theil ſagt, Mengs habe nie ſo etwas machen können, ja es ſei beinahe für Raphael zu ſchön. Ich habe es geſtern geſehn und muß ſagen, daß ich auch nichts Schöneres kenne als die Figur Ganymeds, Kopf und Rücken, das andere iſt viel reſtaurirt. Indeſſen iſt das Bild discreditirt, und die arme Frau will niemand von dem Schatz erlöſen.

Den 20. November 1786.

Da uns die Erfahrung genugſam belehrt, daß man zu Gedichten jeder Art Zeichnungen und Kupfer wünſcht, ja der Mahler ſelbſt ſeine ausführlichſten Bilder der Stelle irgend eines Dichters widmet, ſo iſt Tiſchbeins Gedanke höchſt beifallswürdig, daß Dichter und Künſtler zuſammen arbeiten ſollten, um gleich vom Urſprunge herauf eine Einheit zu bilden. Die Schwierigkeit würde um vieles freilich vermindert, wenn es kleine Gedichte wären, die ſich leicht überſehen und fördern ließen.

Tiſchbein hat auch hiezu ſehr angenehme idylliſche Gedanken, und es iſt wirklich ſonderbar, daß die Gegenſtände, die er auf dieſe Weiſe bearbeitet wünſcht, von der Art ſind, daß weder dichtende noch bildende Kunſt, jede für ſich, zur Darſtellung hinreichend wären. Er hat mir davon auf unſern Spaziergängen erzählt, um mir Luſt zu machen, daß ich mich darauf einlaſſen möge. Das Titelkupfer zu unſerm gemeinſamen Werke iſt ſchon entworfen; fürchtete ich mich nicht, in etwas Neues einzugehen, ſo könnte ich mich wohl verführen laſſen.

Rom, den 22. November 1786,
am Cäcilien-Feſte.

Das Andenken dieſes glücklichen Tages muß ich durch einige Zeilen lebhaft erhalten und, was ich genoſſen, wenigſtens hiſtoriſch mittheilen. Es war das ſchönſte

ruhigſte Wetter, ein ganz heiterer Himmel und warme Sonne. Ich ging mit Tiſchbein nach dem Petersplatze, wo wir erſt auf- und abgehend und, wenn es uns zu warm wurde, im Schatten des großen Obelisks, der eben für zwei breit genug geworfen wird, ſpazierten und Trauben verzehrten, die wir in der Nähe gekauft hatten. Dann gingen wir in die Sixtiniſche Capelle, die wir auch hell und heiter, die Gemählde wohlerleuchtet fanden. Das jüngſte Gericht und die mannichfaltigen Gemählde der Decke, von Michel Angelo, theilten unſere Bewunderung. Ich konnte nur ſehen und anſtaunen. Die innere Sicherheit und Männlichkeit des Meiſters, ſeine Großheit geht über allen Ausdruck. Nachdem wir alles wieder und wieder geſehn, verließen wir dieſes Heiligthum und gingen nach der Peterskirche, die von dem heitern Himmel das ſchönſte Licht empfing und in allen Theilen hell und klar erſchien. Wir ergötzten uns als genießende Menſchen an der Größe und der Pracht, ohne durch allzu eklen und zu verſtändigen Geſchmack uns dießmal irre machen zu laſſen, und unterdrückten jedes ſchärfere Urtheil. Wir erfreuten uns des Erfreulichen.

Endlich beſtiegen wir das Dach der Kirche, wo man das Bild einer wohlgebauten Stadt im Kleinen findet. Häuſer und Magazine, Brunnen, (dem Anſehn nach) Kirchen und einen großen Tempel, alles in der Luft, und ſchöne Spaziergänge dazwiſchen. Wir beſtiegen die Kuppel und beſahen die hellheitere Gegend der

Apenninen, den Berg Soracte, nach Tivoli die vulkanischen Hügel, Frascati, Castelgandolfo und die Plaine und weiter das Meer. Nahe vor uns die ganze Stadt Rom, in ihrer Breite und Weite mit ihren Bergpaläſten, Kuppeln ꝛc. Es rührte ſich keine Luft, und in dem kupfernen Knopf war es heiß wie in einem Treibhauſe. Nachdem wir das alles beherzigt hatten, ſtiegen wir herab und ließen uns die Thüren zu den Geſimſen der Kuppel, des Tambours und des Schiffs aufſchließen; man kann um ſelbe herumgehen und dieſe Theile und die Kirche von oben betrachten. Als wir auf dem Geſimſe des Tambours ſtanden, ging der Papſt unten in der Tiefe vorbei, ſeine Nachmittagsandacht zu halten. Es fehlte uns alſo nichts zur Peterskirche. Wir ſtiegen völlig wieder herab, nahmen in einem benachbarten Gaſthofe ein fröhliches frugales Mahl und ſetzten unſern Weg nach der Cäcilienkirche fort.

Viele Worte würde ich brauchen, um die Auszierung der ganz mit Menſchen angefüllten Kirche zu beſchreiben. Man ſah eben keinen Stein der Architektur mehr. Die Säulen waren mit rothem Sammt überzogen und mit goldenen Treſſen umwunden, die Capitäle mit geſticktem Sammt in ungefährer Capitälform, ſo alle Geſimſe und Pfeiler behangen und bedeckt. Alle Zwiſchenräume der Mauern mit lebhaft gemahlten Stücken bekleidet, daß die ganze Kirche mit Moſaik ausgelegt ſchien, und über zweihundert Wachs-

kerzen brannten um und neben dem Hochaltar, so daß die ganze eine Wand mit Lichtern besetzt, und das Schiff der Kirche vollkommen erleuchtet war. Die Seitengänge und Seitenaltäre eben so geziert und erhellt. Gegen dem Hochaltar über, unter der Orgel, zwei Gerüste, auch mit Sammt überzogen, auf deren einem die Sänger, auf dem andern die Instrumente standen, die anhaltend Musik machten. Die Kirche war voll gedrängt.

Eine schöne Art musikalischer Aufführung hört' ich hier. Wie man Violin- oder andere Concerte hat, so führen sie Concerte mit Stimmen auf, daß die eine Stimme, der Sopran z. B., herrschend ist und Solo singt, das Chor von Zeit zu Zeit einfällt und ihn begleitet, es versteht sich, immer mit dem ganzen Orchester. Es thut gute Wirkung. — Ich muß endigen, wie wir den Tag enden mußten. Den Abend gelangten wir noch an's Opernhaus, wo eben die Litiganti aufgeführt wurden, und hatten des Guten so viel genossen, daß wir vorüber gingen.

Den 23. November.

Damit es mir denn aber doch mit meinem beliebten Incognito nicht wie dem Vogel Strauß ergehe, der sich für versteckt hält, wenn er den Kopf verbirgt, so gebe ich auf gewisse Weise nach, meine alte These immerfort behauptend. Den Fürsten von Liechtenstein, den Bruder

der mir ſo werthen Gräfin Harrach, habe ich gern begrüßt und einigemal bei ihm geſpeiſ't, und konnte bald merken, daß dieſe meine Nachgiebigkeit mich weiter führen würde, und ſo kam es auch. Man hatte mir von dem Abbate Monti präludirt, von ſeinem Ariſtodem, einer Tragödie, die nächſtens gegeben werden ſollte. Der Verfaſſer, ſagte man, wünſche ſie mir vorzuleſen und meine Meinung darüber zu hören. Ich ließ die Sache fallen, ohne ſie abzulehnen, endlich fand ich einmal den Dichter und einen ſeiner Freunde bei'm Fürſten, und das Stück ward vorgeleſen.

Der Held iſt, wie bekannt, ein König von Sparta, der ſich wegen allerlei Gewiſſensſcrupel ſelbſt entleibt, und man gab mir auf eine artige Weiſe zu verſtehen, der Verfaſſer des Werthers würde wohl nicht übel finden, wenn er in dieſem Stücke einige Stellen ſeines trefflichen Buches benutzt finde. Und ſo konnte ich ſelbſt in den Mauern von Sparta den erzürnten Manen des unglücklichen Jünglings nicht entgehen.

Das Stück hat einen ſehr einfachen ruhigen Gang, die Geſinnungen, wie die Sprache, ſind dem Gegenſtande gemäß, kräftig und doch weichmüthig. Die Arbeit zeigt von einem ſehr ſchönen Talente.

Ich verfehlte nicht, nach meiner Weiſe, freilich nicht nach der italiäniſchen, alles Gute und Lobenswürdige des Stücks herauszuheben, womit man zwar leidlich zufrieden war, aber doch mit ſüdlicher Ungeduld etwas mehr verlangte. Beſonders ſollte ich weiſſagen, was von

dem Effect des Stücks auf das Publicum zu hoffen sei. Ich entschuldigte mich mit meiner Unkunde des Landes, der Vorstellungsart und des Geschmacks, war aber aufrichtig genug hinzuzusetzen, daß ich nicht recht einsehe, wie die verwöhnten Römer, die ein complettes Lustspiel von drei Acten und eine complette Oper von zwei Acten als Zwischenspiel, oder eine große Oper mit ganz fremdartigen Balletts als Intermezz zu sehen gewohnt seien, sich an dem edlen ruhigen Gang einer ununterbrochen fortgehenden Tragödie ergötzen könnten. Alsdann schien mir auch der Gegenstand des Selbstmordes ganz außer dem Kreise italiänischer Begriffe zu liegen. Daß man andere todt schlage, davon hätte ich fast Tag für Tag zu hören, daß man sich aber selbst das liebe Leben raube, oder es nur für möglich hielte, davon sei mir noch nichts vorgekommen.

Hierauf ließ ich mich gern umständlich unterrichten, was gegen meinen Unglauben einzuwenden sein möchte, und ergab mich sehr gern in die plausibeln Argumente, versicherte auch, daß ich nichts mehr wünsche, als das Stück aufführen zu sehen und demselben mit einem Chor von Freunden den aufrichtigsten lautesten Beifall zu zollen. Diese Erklärung wurde freundlichst aufgenommen, und ich hatte alle Ursache, dießmal mit meiner Nachgiebigkeit zufrieden zu sein — wie denn Fürst Liechtenstein die Gefälligkeit selbst ist und mir Gelegenheit geschafft hat, mit ihm gar manche Kunstschätze zu sehen, wozu

besondere Erlaubniß der Besitzer und also eine höhere Einwirkung nöthig ist.

Dagegen aber reichte mein guter Humor nicht hin, als die Tochter des Prätendenten das fremde Murmelthier gleichfalls zu sehen verlangte. Das habe ich abgelehnt und bin ganz entschieden wieder untergetaucht.

Und doch ist das auch nicht die ganz rechte Art, und ich fühle hier sehr lebhaft, was ich schon früher im Leben bemerken konnte, daß der Mensch, der das Gute will, sich eben so thätig und rührig gegen andere verhalten müsse, als der Eigennützige, der Kleine, der Böse. Einsehen läßt sich's gut, es ist aber schwer in diesem Sinne handeln.

Den 24. November.

Von der Nation wüßte ich nichts weiter zu sagen, als daß es Naturmenschen sind, die unter Pracht und Würde der Religion und der Künste nicht ein Haar anders sind, als sie in Höhlen und Wäldern auch sein würden. Was allen Fremden auffällt, und was heute wieder die ganze Stadt reden, aber auch nur reden macht, sind die Todtschläge, die gewöhnlich vorkommen. Viere sind schon in unserm Bezirk in diesen drei Wochen ermordet worden. Heute ward ein braver Künstler Schwendimann, ein Schweizer, Medailleur, der letzte Schüler von Hedlinger, überfallen, völlig wie Winckelmann. Der Mörder, mit dem

er sich herumbalgte, gab ihm an die zwanzig Stiche, und da die Wache hinzukam, erstach sich der Böse-wicht selbst. Das ist sonst hier nicht Mode. Der Mörder erreicht eine Kirche, und so ist's gut.

Und so sollte ich denn, um auch Schatten in meine Gemählde zu bringen, von Verbrechen und Unheil, Erd-beben und Wasserfluth einiges melden, doch setzt das gegenwärtige Ausbrechen des Feuers des Vesuvs die meisten Fremden hier in Bewegung, und man muß sich Gewalt anthun, um nicht mit fortgerissen zu werden. Diese Naturerscheinung hat wirklich etwas Klapperschlangenartiges und zieht die Menschen un-widerstehlich an. Es ist in dem Augenblick, als wenn alle Kunstschätze Roms zu nichte würden; die sämmt-lichen Fremden durchbrechen den Lauf ihrer Betrach-tungen und eilen nach Neapel. Ich aber will aus-harren in Hoffnung, daß der Berg noch etwas für mich aufheben wird.

Den 1. December.

Moritz ist hier, der uns durch Anton Reiser und die Wanderungen nach England merkwürdig geworden. Es ist ein reiner trefflicher Mann, an dem wir viel Freude haben.

Den 1. December.

Hier in Rom, wo man so viel Fremde sieht, die nicht alle der höheren Kunst wegen diese Hauptstadt

der Welt beſuchen, ſondern auch wohl auf andere Art unterhalten ſein wollen, iſt man auf allerlei vorbereitet. Es gibt ſo gewiſſe Halbkünſte, welche Handgeſchicklichkeit und Handwerksluſt verlangen, worin man es hier ſehr weit gebracht hat und die Fremden gern mit in's Intereſſe zieht.

Dahin gehört die Wachsmahlerei, die einen jeden, der ſich einigermaßen mit Waſſerfarben abgegeben hat, durch ihre Vorarbeiten und Vorbereitungen, ſodann zuletzt durch das Einbrennen, und was ſonſt noch dazu gehört, mechaniſch beſchäftigen und einen oft geringen Kunſtwerth durch die Neuheit des Unternehmens erhöhen kann. Es gibt geſchickte Künſtler, die hierin Unterricht geben und unter dem Vorwand der Anleitung oft das Beſte bei der Sache thun, ſo daß zuletzt, wenn das von Wachs erhöhte und glänzende Bild in goldenem Rahmen erſcheint, die ſchöne Schülerin ganz überraſcht von ihrem unbewußten Talent daſteht.

Eine andere artige Beſchäftigung iſt, hohl geſchnittene Steine in einen feinen Thon abzudrucken, welches auch wohl mit Medaillen geſchieht, wo beide Seiten zugleich nachgebildet werden.

Mehr Geſchick, Aufmerkſamkeit und Fleiß erfordert denn endlich das Verfertigen der Glaspaſten ſelbſt. Zu allen dieſen Dingen hat Hofrath Reiffenſtein in ſeinem Hauſe, oder wenigſtens in ſeinen nächſten Umgebungen, die nöthigen Geräthſchaften und Anſtalten.

Den 2. December.

Zufällig habe ich hier Archenholzens Italien gefunden. Wie ſo ein Geſchreibe am Ort ſelbſt zuſammenſchrumpft, eben als wenn man das Büchlein auf Kohlen legte, daß es nach und nach braun und ſchwarz würde, die Blätter ſich krümmten und in Rauch aufgingen. Freilich hat er die Sachen geſehen; aber um eine großthuige verachtende Manier gelten zu machen, beſitzt er viel zu wenig Kenntniſſe und ſtolpert lobend und tadelnd.

Rom, den 2. December 1786.

Das ſchöne, warme, ruhige Wetter, das nur manchmal von einigen Regentagen unterbrochen wird, iſt mir zu Ende Novembers ganz was Neues. Wir gebrauchen die gute Zeit in freier Luft, die böſe im Zimmer, überall findet ſich etwas zum Freuen, Lernen und Thun.

Am 28. November kehrten wir zur Sixtiniſchen Capelle zurück, ließen die Galerie aufſchließen, wo man den Plafond näher ſehen kann; man drängt ſich zwar, da ſie ſehr eng iſt, mit einiger Beſchwerlichkeit und mit anſcheinender Gefahr, an den eiſernen Stäben weg, deßwegen auch die Schwindligen zurück bleiben: alles wird aber durch den Anblick des größten Meiſterſtücks erſetzt. Und ich bin in dem Augenblicke ſo für Michel Angelo eingenommen, daß mir nicht einmal

die Natur auf ihn schmeckt, da ich sie doch nicht mit so großen Augen wie er sehen kann. Wäre nur ein Mittel, sich solche Bilder in der Seele recht zu fixiren. Wenigstens was ich von Kupfern und Zeichnungen nach ihm erobern kann, bring' ich mit.

Wir gingen von da auf die Logen Raphaels, und kaum darf ich sagen, daß man diese nicht ansehen durfte. Das Auge war von jenen großen Formen und der herrlichen Vollendung aller Theile so ausgeweitet und verwöhnt, daß man die geistreichen Spielereien der Arabesken nicht ansehen mochte, und die biblischen Geschichten, so schön sie sind, hielten auf jene nicht Stich. Diese Werke nun öfter gegen einander zu sehen, mit mehr Muße und ohne Vorurtheil zu vergleichen, muß eine große Freude gewähren; denn anfangs ist doch alle Theilnahme nur einseitig.

Von da schlichen wir, fast bei zu warmem Sonnenschein, auf die Villa Pamfili, wo sehr schöne Gartenpartien sind, und blieben bis an den Abend. Eine große, mit immergrünen Eichen und hohen Pinien eingefaßte, flache Wiese war ganz mit Maslieben übersäet, die ihre Köpfchen alle nach der Sonne wendeten; nun gingen meine botanischen Speculationen an, denen ich den andern Tag auf einem Spaziergange nach dem Monte Mario, der Villa Melini und Villa Madama weiter nachhing. Es ist gar interessant zu bemerken, wie eine lebhaft fortgesetzte und durch starke Kälte nicht unterbrochene Vegetation wirkt, hier gibt's keine

Knoſpen, und man lernt erſt begreifen, was eine Knoſpe ſei. Der Erdbeerbaum (arbutus unedo) blüht jetzt wieder, indem ſeine letzten Früchte reif werden, und ſo zeigt ſich der Orangenbaum mit Blüthen, halb und ganz reifen Früchten (doch werden letztere Bäume, wenn ſie nicht zwiſchen Gebäuden ſtehen, nun bedeckt). Über die Cypreſſe, den reſpectabelſten Baum, wenn er recht alt und wohl gewachſen iſt, gibt's genug zu denken. Ehſtens werd' ich den botaniſchen Garten beſuchen und hoffe da manches zu erfahren. Überhaupt iſt mit dem neuen Leben, das einem nachdenkenden Menſchen die Betrachtung eines neuen Landes gewährt, nichts zu vergleichen. Ob ich gleich noch immer derſelbe bin, ſo mein' ich bis auf's innerſte Knochenmark verändert zu ſein.

Für dießmal ſchließ' ich und werde das nächſte Blatt einmal ganz von Unheil, Mord, Erdbeben und Unglück anfüllen, daß doch auch Schatten in meine Gemählde komme.

Den 3. December.

Die Witterung hat bisher meiſt von ſechs zu ſechs Tagen abgewechſelt. Zwei ganz herrliche, ein trüber, zwei bis drei Regentage, und dann wieder ſchöne. Ich ſuche jeden nach ſeiner Art auf's beſte zu nutzen.

Doch immer ſind mir noch dieſe herrlichen Gegenſtände wie neue Bekanntſchaften. Man hat nicht mit

ihnen gelebt, ihnen ihre Eigenthümlichkeit nicht abgewonnen. Einige reißen uns mit Gewalt an ſich, daß man eine Zeit lang gleichgültig, ja ungerecht gegen andere wird. So hat z. B. das Pantheon, der Apoll von Belvedere, einige coloſſale Köpfe und neuerlich die Sixtiniſche Capelle ſo mein Gemüth eingenommen, daß ich daneben faſt nichts mehr ſehe. Wie will man ſich aber, klein wie man iſt, und an's Kleine gewohnt, dieſem Edlen, Ungeheuren, Gebildeten gleichſtellen? Und wenn man es einigermaßen zurecht rücken möchte, ſo drängt ſich abermals eine ungeheure Menge von allen Seiten zu, begegnet dir auf jedem Schritt, und jedes fordert für ſich den Tribut der Aufmerkſamkeit. Wie will man ſich da herausziehen? Anders nicht, als daß man es geduldig wirken und wachſen läßt und auch fleißig auf das merkt, was andere zu unſern Gunſten gearbeitet haben.

Winckelmanns Kunſtgeſchichte, überſetzt von Fea, die neue Ausgabe, iſt ein ſehr brauchbares Werk, das ich gleich angeſchafft habe und hier am Orte in guter, auslegender und belehrender Geſellſchaft ſehr nützlich finde.

Auch die römiſchen Alterthümer fangen mich an zu freuen. Geſchichte, Inſchriften, Münzen, von denen ich ſonſt nichts wiſſen mochte, alles drängt ſich heran. Wie mir's in der Naturgeſchichte erging, geht es auch hier, denn an dieſen Ort knüpft ſich die ganze Geſchichte der Welt an, und ich zähle einen zweiten

Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt, von dem Tage, da ich Rom betrat.

Den 5. December.

In den wenigen Wochen, die ich hier bin, habe ich ſchon manchen Fremden kommen und gehen ſehen und mich über die Leichtigkeit verwundert, mit welcher ſo viele dieſe würdigen Gegenſtände behandeln. Gott ſei Dank, daß mir von dieſen Zugvögeln künftig keiner mehr imponirt, wenn er mir im Norden von Rom ſpricht, keiner mir die Eingeweide mehr erregt, denn ich hab's doch auch geſehn und weiß ſchon einigermaßen, woran ich bin.

Den 8. December.

Wir haben mitunter die ſchönſten Tage. Der Regen, der von Zeit zu Zeit fällt, macht Gras und Gartenkräuter grün. Die immergrünen Bäume ſtehen auch hier hin und wieder, ſo daß man das abgefallene Laub der übrigen kaum vermißt. In den Gärten ſtehen Pomeranzenbäume, voller Früchte, aus der Erde wachſend und unbedeckt.

Von einer ſehr angenehmen Spazierfahrt, die wir an's Meer machten, und von dem Fiſchfang daſelbſt dachte ich umſtändlich zu erzählen, als Abends der gute Moritz herein reitend den Arm brach, indem ſein

Pferd auf dem glatten römischen Pflaster ausglitschte. Das zerstörte die ganze Freude und brachte in unsern kleinen Cirkel ein böses Hauskreuz.

Rom, den 13. December.

Wie herzlich freut es mich, daß ihr mein Verschwinden so ganz wie ich wünschte genommen habt. Versöhnt mir nun auch jedes Gemüth, das daran dürfte Anstoß genommen haben. Ich habe niemand kränken wollen und kann nun auch nichts sagen, um mich zu rechtfertigen. Gott behüte mich, daß ich jemals mit den Prämissen zu diesem Entschlusse einen Freund betrübe.

Ich erhole mich nun hier nach und nach von meinem salto mortale und studire mehr, als daß ich genieße. Rom ist eine Welt, und man braucht Jahre, um sich nur erst drinnen gewahr zu werden. Wie glücklich find' ich die Reisenden, die sehen und gehn.

Heute früh fielen mir Winckelmanns Briefe, die er aus Italien schrieb, in die Hand. Mit welcher Rührung hab' ich sie zu lesen angefangen! Vor ein und dreißig Jahren, in derselben Jahreszeit kam er, ein noch ärmerer Narr als ich, hierher, ihm war es auch so deutsch Ernst um das Gründliche und Sichere der Alterthümer und der Kunst. Wie brav und gut arbeitete er sich durch! Und was ist mir nun aber auch das Andenken dieses Mannes auf diesem Platze!

Außer den Gegenständen der Natur, die in allen ihren Theilen wahr und consequent ist, spricht doch nichts so laut als die Spur eines guten verständigen Mannes, als die echte Kunst, die eben so folgerecht ist als jene. Hier in Rom kann man das recht fühlen, wo so manche Willkürlichkeit gewüthet hat, wo so mancher Unsinn durch Macht und Geld verewigt worden.

Eine Stelle in Winckelmanns Brief an Franken freute mich besonders: „Man muß alle Sachen in „Rom mit einem gewissen Phlegma suchen, sonst wird „man für einen Franzosen gehalten. In Rom, glaub' „ich, ist die hohe Schule für alle Welt, und auch ich „bin geläutert und geprüft."

Das Gesagte paßt recht auf meine Art, den Sachen hier nachzugehn, und gewiß, man hat außer Rom keinen Begriff, wie man hier geschult wird. Man muß, so zu sagen, wiedergeboren werden, und man sieht auf seine vorigen Begriffe wie auf Kinderschuhe zurück. Der gemeinste Mensch wird hier zu etwas, wenigstens gewinnt er einen ungemeinen Begriff, wenn es auch nicht in sein Wesen übergehen kann.

Dieser Brief kommt euch zum neuen Jahre, alles Glück zum Anfange, vor Ende sehn wir uns wieder, und das wird keine geringe Freude sein. Das vergangene war das wichtigste meines Lebens; ich mag nun sterben oder noch eine Weile dauern, in beiden Fällen war es gut. Jetzt noch ein Wort an die Kleinen.

Den Kindern mögt ihr Folgendes lesen oder erzählen: Man merkt den Winter nicht, die Gärten sind mit immergrünen Bäumen bepflanzt, die Sonne scheint hell und warm, Schnee sieht man nur auf den entferntesten Bergen gegen Norden. Die Citronenbäume, die in den Gärten an den Wänden gepflanzt sind, werden nun nach und nach mit Decken von Rohr überdeckt, die Pomeranzenbäume aber bleiben frei stehen. Es hängen viele Hunderte der schönsten Früchte an so einem Baum, der nicht wie bei uns beschnitten und in einen Kübel gepflanzt ist, sondern in der Erde frei und froh, in einer Reihe mit seinen Brüdern steht. Man kann sich nichts Lustigers denken als einen solchen Anblick. Für ein geringes Trinkgeld ißt man deren so viel man will. Sie sind schon jetzt recht gut, im März werden sie noch besser sein.

Neulich waren wir am Meere und ließen einen Fischzug thun; da kamen die wunderlichsten Gestalten zum Vorschein, an Fischen, Krebsen und seltsamen Unformen; auch der Fisch, der dem Berührenden einen elektrischen Schlag gibt.

Den 20. December.

Und doch ist das alles mehr Mühe und Sorge als Genuß. Die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immer fort. Ich dachte wohl

hier was rechts zu lernen; daß ich aber so weit in die Schule zurück gehen, daß ich so viel verlernen, ja durchaus umlernen müßte, dachte ich nicht. Nun bin ich aber einmal überzeugt und habe mich ganz hingegeben, und je mehr ich mich selbst verläugnen muß, desto mehr freut es mich. Ich bin wie ein Baumeister, der einen Thurm aufführen wollte und ein schlechtes Fundament gelegt hatte; er wird es noch bei Zeiten gewahr und bricht gern wieder ab, was er schon aus der Erde gebracht hat, seinen Grundriß sucht er zu erweitern, zu veredeln, sich seines Grundes mehr zu versichern, und freut sich schon im voraus der gewissern Festigkeit des künftigen Baues. Gebe der Himmel, daß bei meiner Rückkehr auch die moralischen Folgen an mir zu fühlen sein möchten, die mir das Leben in einer weitern Welt gebracht hat. Ja es ist zugleich mit dem Kunstsinn der sittliche, welcher große Erneuerung leidet.

Doctor Münter ist hier, von seiner Reise nach Sicilien zurückkehrend, ein energischer heftiger Mann, seine Zwecke kenne ich nicht. Er wird im Mai zu euch kommen und mancherlei zu erzählen wissen. Er reis'te zwei Jahr in Italien. Mit den Italiänern ist er unzufrieden, welche die bedeutenden Empfehlungsschreiben, die er mitgebracht, und die ihm manches Archiv, manche geheime Bibliothek eröffnen sollten, nicht genugsam respectirt, so daß er nicht völlig zu seinen Wünschen gelangt.

Schöne Münzen hat er geſammelt und beſitzt, wie er mir ſagte, ein Manuſcript, welches die Münzwiſſenſchaft auf ſcharfe Kennzeichen, wie die Linnéſchen ſind, zurückführt. Herder erkundigt ſich wohl mehr darum, vielleicht wird eine Abſchrift erlaubt. So etwas zu machen iſt möglich, gut wenn es gemacht iſt, und wir müſſen doch auch, früh oder ſpat, in dieſes Fach ernſtlicher hinein.

Den 25. December.

Ich fange nun ſchon an die beſten Sachen zum zweitenmal zu ſehen, wo denn das erſte Staunen ſich in ein Mitleben und reineres Gefühl des Werthes der Sache auflöſ't. Um den höchſten Begriff deſſen, was die Menſchen geleiſtet haben, in ſich aufzunehmen, muß die Seele erſt zur vollkommenen Freiheit gelangen.

Der Marmor iſt ein ſeltſames Material, deßwegen iſt Apoll von Belvedere im Urbilde ſo gränzenlos erfreulich, denn der höchſte Hauch des lebendigen, jünglingsfreien, ewig jungen Weſens verſchwindet gleich im beſten Gypsabguß.

Gegen uns über im Palaſt Rondanini ſteht eine Meduſenmaske, wo, in einer hohen und ſchönen Geſichtsform, über Lebensgröße, das ängſtliche Starren des Todes unſäglich trefflich ausgedrückt iſt. Ich beſitze ſchon einen guten Abguß, aber der Zauber des

Marmors ist nicht übrig geblieben. Das edle Halbdurchsichtige des gelblichen, der Fleischfarbe sich nähernden Steins ist verschwunden. Der Gyps sieht immer dagegen kreidenhaft und todt.

Und doch, was für eine Freude bringt es, zu einem Gypsgießer hineinzutreten, wo man die herrlichen Glieder der Statuen einzeln aus der Form hervorgehen sieht und dadurch ganz neue Ansichten der Gestalten gewinnt. Alsdann erblickt man neben einander, was sich in Rom zerstreut befindet, welches zur Vergleichung unschätzbar dienlich ist. Ich habe mich nicht enthalten können, den colossalen Kopf eines Jupiters anzuschaffen. Er steht meinem Bette gegenüber wohl beleuchtet, damit ich sogleich meine Morgenandacht an ihn richten kann, und der uns, bei aller seiner Großheit und Würde, das lustigste Geschichtchen veranlaßt hat.

Unserer alten Wirthin schleicht gewöhnlich, wenn sie das Bett zu machen hereinkommt, ihre vertraute Katze nach. Ich saß im großen Saale und hörte die Frau drinne ihr Geschäft treiben. Auf einmal, sehr eilig und heftig, gegen ihre Gewohnheit, öffnet sie die Thüre und ruft mich, eilig zu kommen und ein Wunder zu sehen. Auf meine Frage: was es sei, erwiderte sie, die Katze bete Gott Vater an. Sie habe diesem Thiere wohl längst angemerkt, daß es Verstand habe wie ein Christ, dieses aber sei doch ein großes Wunder. Ich eilte mit eigenen Augen

zu ſehen, und es war wirklich wunderbar genug. Die Büſte ſteht auf einem hohen Fuße, und der Körper iſt weit unter der Bruſt abgeſchnitten, ſo daß alſo der Kopf in die Höhe ragt. Nun war die Katze auf den Tiſch geſprungen, hatte ihre Pfoten dem Gott auf die Bruſt gelegt, und reichte mit ihrer Schnauze, indem ſie die Glieder möglichſt ausdehnte, gerade bis an den heiligen Bart, den ſie mit der größten Zierlichkeit beleckte und ſich weder durch die Interjection der Wirthin, noch durch meine Dazwiſchenkunft im mindeſten ſtören ließ. Der guten Frau ließ ich ihre Verwundrung, erklärte mir aber dieſe ſeltſame Katzenandacht dadurch, daß dieſes ſcharf riechende Thier wohl das Fett möchte geſpürt haben, das ſich aus der Form in die Vertiefungen des Bartes geſenkt und dort verhalten hatte.

Den 29. December 1786.

Von Tiſchbein muß ich noch vieles erzählen und rühmen, wie ganz original deutſch er ſich aus ſich ſelbſt herausbildete, ſodann aber dankbar melden, daß er die Zeit ſeines zweiten Aufenthalts in Rom über für mich gar freundſchaftlich geſorgt hat, indem er mir eine Reihe Copien, nach den beſten Meiſtern, fertigen ließ, einige in ſchwarzer Kreide, andere in Sepia und Aquarell, die erſt in Deutſchland, wo man von den Originalen ent-

fernt iſt, an Werth gewinnen und mich an das Beſte erinnern werden.

Auf ſeiner Künſtlerlaufbahn, da er ſich erſt zum Porträt beſtimmte, kam Tiſchbein mit bedeutenden Männern, beſonders auch zu Zürich in Berührung, und hat an ihnen ſein Gefühl geſtärkt und ſeine Einſicht erweitert.

Den zweiten Theil der Zerſtreuten Blätter brachte ich mit hieher, und er war doppelt willkommen. Wie gut dieß Büchlein auch bei wiederholtem Leſen wirkt, ſollte wohl Herder zu ſeiner Belohnung recht umſtändlich erfahren. Tiſchbein wollte gar nicht begreifen, wie man ſo etwas habe ſchreiben können, ohne in Italien geweſen zu ſein.

Den 29. December.

In dieſem Künſtlerweſen lebt man wie in einem Spiegelzimmer, wo man auch wider Willen ſich ſelbſt und andere oft wiederholt ſieht. Ich bemerkte wohl, daß Tiſchbein mich öfters aufmerkſam betrachtete, und nun zeigt ſich's, daß er mein Porträt zu mahlen gedenkt. Sein Entwurf iſt fertig, er hat die Leinwand ſchon aufgeſpannt. Ich ſoll in Lebensgröße, als Reiſender, in einen weißen Mantel gehüllt, in freier Luft auf einem umgeſtürzten Obelisken ſitzend, vorgeſtellt werden, die tief im Hintergrunde liegenden Ruinen der Campagna di Roma überſchauend. Es

gibt ein schönes Bild, nur zu groß für unsere nordischen Wohnungen. Ich werde wohl wieder dort unterkriechen, das Porträt aber wird keinen Platz finden.

Den 29. December.

Wie viel Versuche man übrigens macht, mich aus meiner Dunkelheit herauszuziehen, wie die Poeten mir schon ihre Sachen vorlesen oder vorlesen lassen, wie es nur von mir abhinge, eine Rolle zu spielen, irrt mich nicht und ist mir unterhaltend genug, da ich schon abgepaßt habe, wo es in Rom hinaus will. Denn die vielen kleinen Cirkel zu den Füßen der Herrscherin der Welt deuten hie und da auf etwas Kleinstädtisches.

Ja es ist hier wie allenthalben, und was mit mir und durch mich geschehen könnte, macht mir schon Langeweile, ehe es geschieht. Man muß sich zu einer Partei schlagen, ihre Leidenschaften und Cabalen verfechten helfen, Künstler und Dilettanten loben, Mitwerber verkleinern, sich von Großen und Reichen alles gefallen lassen. Diese sämmtliche Litanei, um derentwillen man aus der Welt laufen möchte, sollte ich hier mitbeten und ganz ohne Zweck?

Nein, ich gehe nicht tiefer, als nur um das auch zu kennen und dann auch von dieser Seite zu Hause zufrieden zu sein und mir und andern alle Lust in die liebe weite Welt zu benehmen. Ich will Rom sehen, das bestehende, nicht das mit jedem Jahrzehnt

vorübergehende. Hätte ich Zeit, ich wollte sie besser anwenden. Besonders lies't sich Geschichte von hier aus ganz anders als an jedem Orte der Welt. Anderwärts lies't man von außen hinein, hier glaubt man von innen hinaus zu lesen, es lagert sich alles um uns her und geht wieder aus von uns. Und das gilt nicht allein von der römischen Geschichte, sondern von der ganzen Weltgeschichte. Kann ich doch von hier aus die Eroberer bis an die Weser und bis an den Euphrat begleiten, oder wenn ich ein Maulaffe sein will, die zurückkehrenden Triumphatoren in der heiligen Straße erwarten, indessen habe ich mich von Korn- und Geldspenden genährt und nehme behaglich Theil an aller dieser Herrlichkeit.

Den 2. Januar 1787.

Man mag zu Gunsten einer schriftlichen und mündlichen Überlieferung sagen, was man will, in den wenigsten Fällen ist sie hinreichend, denn den eigentlichen Charakter irgend eines Wesens kann sie doch nicht mittheilen, selbst nicht in geistigen Dingen. Hat man aber erst einen sichern Blick gethan, dann mag man gerne lesen und hören, denn das schließt sich an an den lebendigen Eindruck; nun kann man denken und beurtheilen.

Ihr habt mich oft ausgespottet und zurückziehen wollen, wenn ich Steine, Kräuter und Thiere mit

besonderer Neigung, aus gewissen entschiedenen Gesichtspuncten betrachtete: nun richte ich meine Aufmerksamkeit auf den Baumeister, Bildhauer und Mahler und werde mich auch hier finden lernen.

Den 6. Januar.

Eben komme ich von Moritz, dessen geheilter Arm heute aufgebunden worden. Es steht und geht recht gut. Was ich diese vierzig Tage bei diesem Leidenden als Wärter, Beichtvater und Vertrauter, als Finanzminister und geheimer Secretär erfahren und gelernt, mag uns in der Folge zu Gute kommen. Die fatalsten Leiden und die edelsten Genüsse gingen diese Zeit her immer einander zur Seite.

Zu meiner Erquickung habe ich gestern einen Ausguß des colossalen Junokopfes, wovon das Original in der Villa Ludovisi steht, in den Saal gestellt. Es war dieses meine erste Liebschaft in Rom, und nun besitz' ich sie. Keine Worte geben eine Ahnung davon. Es ist wie ein Gesang Homers.

Ich habe aber auch, für die Zukunft, die Nähe einer so guten Gesellschaft wohl verdient, denn ich kann nun vermelden, daß Iphigenia endlich fertig geworden ist, d. h. daß sie in zwei ziemlich gleichlautenden Exemplaren vor mir auf dem Tische liegt, wovon das eine nächstens zu euch wandern soll. Nehmt es freundlich auf, denn freilich steht nicht auf

dem Papiere was ich gesollt, wohl aber kann man errathen was ich gewollt habe.

Ihr beklagtet euch schon einigemal über dunkle Stellen meiner Briefe, die auf einen Druck hindeuten, den ich unter den herrlichsten Erscheinungen erleide. Hieran hatte diese griechische Reisegefährtin nicht geringen Antheil, die mich zur Thätigkeit nöthigte, wenn ich hätte schauen sollen.

Ich erinnerte mich jenes trefflichen Freundes, der sich auf eine große Reise eingerichtet hatte, die man wohl eine Entdeckungsreise hätte nennen können. Nachdem er einige Jahre darauf studirt und ökonomisirt, fiel es ihm zuletzt noch ein, die Tochter eines angesehenen Hauses zu entführen, weil er dachte, es ging' in Einem hin.

Eben so frevelhaft entschloß ich mich, Iphigenien nach Karlsbad mitzunehmen. An welchem Orte ich mich besonders mit ihr unterhalten, will ich kürzlich aufzeichnen.

Als ich den Brenner verließ, nahm ich sie aus dem größten Packet und steckte sie zu mir. Am Gardasee, als der gewaltige Mittagswind die Wellen an's Ufer trieb, wo ich wenigstens so allein war als meine Heldin am Gestade von Tauris, zog ich die ersten Linien der neuen Bearbeitung, die ich in Verona, Vicenz, Padua, am fleißigsten aber in Venedig fortsetzte. Sodann aber gerieth die Arbeit in Stocken, ja ich ward auf eine neue Erfindung geführt, nämlich

Iphigenia auf Delphi zu ſchreiben, welches ich auch ſogleich gethan hätte, wenn nicht die Zerſtreuung und ein Pflichtsgefühl gegen das ältere Stück mich abgehalten hätte.

In Rom aber ging die Arbeit in geziemender Stetigkeit fort. Abends bei'm Schlafengehen bereitete ich mich auf's morgende Penſum, welches denn ſogleich bei'm Erwachen angegriffen wurde. Mein Verfahren dabei war ganz einfach: ich ſchrieb das Stück ruhig ab und ließ es Zeile vor Zeile, Period vor Period regelmäßig erklingen. Was daraus entſtanden iſt, werdet ihr beurtheilen. Ich habe dabei mehr gelernt als gethan. Mit dem Stücke ſelbſt erfolgen noch einige Bemerkungen.

Den 6. Januar.

Daß ich auch einmal wieder von kirchlichen Dingen rede, ſo will ich erzählen, daß wir die Chriſtnacht herumſchwärmten und die Kirchen beſuchten, wo Functionen gehalten werden. Eine beſonders iſt ſehr beſucht, deren Orgel und Muſik überhaupt ſo eingerichtet iſt, daß zu einer Paſtoralmuſik nichts an Klängen abgeht, weder die Schalmeien der Hirten, noch das Zwitſchern der Vögel, noch das Blöken der Schafe.

Am erſten Chriſtfeſte ſah ich den Papſt und die ganze Cleriſei in der Peterskirche, da er zum Theil vor dem Thron, zum Theil vom Thron herab das

Hochamt hielt. Es ist ein einziges Schauspiel in seiner Art, prächtig und würdig genug, ich bin aber im protestantischen Diogenismus so alt geworden, daß mir diese Herrlichkeit mehr nimmt als gibt; ich möchte auch, wie mein frommer Vorfahre, zu diesen geistlichen Weltüberwindern sagen: verdeckt mir doch nicht die Sonne höherer Kunst und reiner Menschheit.

Heute, als am Dreikönigsfeste, habe ich die Messe nach griechischem Ritus vortragen sehen und hören. Die Ceremonien scheinen mir stattlicher, strenger, nachdenklicher und doch populärer als die lateinischen.

Auch da hab' ich wieder gefühlt, daß ich für alles zu alt bin, nur für's Wahre nicht. Ihre Ceremonien und Opern, ihre Umgänge und Ballette, es fließt alles wie Wasser von einem Wachstuchmantel an mir herunter. Eine Wirkung der Natur hingegen, wie der Sonnenuntergang von Villa Madama gesehen, ein Werk der Kunst, wie die viel verehrte Juno, machen tiefen und bleibenden Eindruck.

Nun graut mir schon vor dem Theaterwesen. Die nächste Woche werden sieben Bühnen eröffnet. Anfossi ist selbst hier und gibt Alexander in Indien; auch wird ein Cyrus gegeben, und die Eroberung von Troja als Ballett. Das wäre was für die Kinder.

Den 10. Januar.

Hier folgt denn also das Schmerzenskind, denn dieses Beiwort verdient Iphigenia, aus mehr als

Einem Sinne. Bei Gelegenheit daß ich sie unsern Künstlern vorlas, strich ich verschiedene Zeilen an, von denen ich einige nach meiner Überzeugung verbesserte, die andern aber stehen lasse, ob vielleicht Herder ein paar Federzüge hineinthun will. Ich habe mich daran ganz stumpf gearbeitet.

Denn warum ich die Prosa seit mehreren Jahren bei meinen Arbeiten vorzog, daran war doch eigentlich Schuld, daß unsere Prosodie in der größten Unsicherheit schwebt, wie denn meine einsichtigen, gelehrten, mitarbeitenden Freunde die Entscheidung mancher Fragen dem Gefühl, dem Geschmack anheim gaben, wodurch man denn doch aller Richtschnur ermangelte.

Iphigenia in Jamben zu übersetzen hätte ich nie gewagt, wäre mir in Moritzens Prosodie nicht ein Leitstern erschienen. Der Umgang mit dem Verfasser, besonders während seines Krankenlagers, hat mich noch mehr darüber aufgeklärt, und ich ersuche die Freunde, darüber mit Wohlwollen nachzudenken.

Es ist auffallend, daß wir in unserer Sprache nur wenige Sylben finden, die entschieden kurz oder lang sind. Mit den andern verfährt man nach Geschmack oder Willkür. Nun hat Moritz ausgeklügelt, daß es eine gewisse Rangordnung der Sylben gebe, und daß die dem Sinne nach bedeutendere gegen eine weniger bedeutende lang sei und jene kurz mache, dagegen aber auch wieder kurz werden könne, wenn sie in die Nähe von einer andern geräth, welche mehr

Geiſtesgewicht hat. Hier iſt denn doch ein Anhalten, und wenn auch damit nicht alles gethan wäre, ſo hat man doch indeſſen einen Leitfaden, an dem man ſich hinſchlingen kann. Ich habe dieſe Maxime öfters zu Rathe gezogen und ſie mit meiner Empfindung übereinſtimmend getroffen.

Da ich oben von einer Vorleſung ſprach, ſo muß ich doch auch, wie es damit zugegangen, kürzlich erwähnen. Dieſe jungen Männer, an jene früheren, heftigen, vordringenden Arbeiten gewöhnt, erwarteten etwas Berlichingiſches und konnten ſich in den ruhigen Gang nicht gleich finden; doch verfehlten die edlen und reinen Stellen nicht ihre Wirkung. Tiſchbein, dem auch dieſe faſt gänzliche Entäußerung der Leidenſchaft kaum zu Sinne wollte, brachte ein artiges Gleichniß oder Symbol zum Vorſchein. Er verglich es einem Opfer, deſſen Rauch, von einem ſanften Luftdruck niedergehalten, an der Erde hinzieht, indeſſen die Flamme freier nach der Höhe zu gewinnen ſucht. Er zeichnete dieß ſehr hübſch und bedeutend. Das Blättchen lege ich bei.

Und ſo hat mich denn dieſe Arbeit, über die ich bald hinauszukommen dachte, ein völliges Vierteljahr unterhalten und aufgehalten, mich beſchäftigt und gequält. Es iſt nicht das erſtemal, daß ich das Wichtigſte nebenher thue, und wir wollen darüber nicht weiter grilliſiren und rechten.

Einen hübſchen geſchnittenen Stein lege ich bei, ein Löwchen, dem eine Bremſe vor der Naſe ſchnurrt.

Die Alten liebten diesen Gegenstand und haben ihn oft wiederholt. Ich wünsche, daß ihr damit künftig eure Briefe siegelt, damit, durch diese Kleinigkeit, eine Art von Kunstecho von euch zu mir herüber schalle.

Den 13. Januar 1787.

Wie viel hätte ich jeden Tag zu sagen, und wie sehr hält mich Anstrengung und Zerstreuung ab, ein kluges Wort auf's Papier zu bringen. Dazu kommen noch die frischen Tage, wo es überall besser ist als in den Zimmern, die ohne Ofen und Kamin uns nur zum Schlafen oder Mißbehagen aufnehmen. Einige Vorfälle der letzten Woche darf ich jedoch nicht unberührt lassen.

Im Palaste Giustiniani steht eine Minerva, die meine ganze Verehrung hat. Winckelmann gedenkt ihrer kaum, wenigstens nicht an der rechten Stelle, und ich fühle mich nicht würdig genug, über sie etwas zu sagen. Als wir die Statue besahen und uns lang dabei aufhielten, erzählte uns die Frau des Custode: es sei dieses ein ehmals heiliges Bild gewesen, und die Inglesi, welche von dieser Religion seien, pflegten es noch zu verehren, indem sie ihm die eine Hand küßten, die auch wirklich ganz weiß war, da die übrige Statue bräunlich ist. Auch setzte sie hinzu, eine Dame dieser Religion sei vor kurzem da gewesen, habe sich auf die Knie niedergeworfen und die Statue

angebetet. Eine ſo wunderliche Handlung habe ſie, eine Chriſtin, nicht ohne Lachen anſehen können und ſei zum Saal hinausgelaufen, um nicht loszuplatzen. Da ich auch von der Statue nicht weg wollte, fragte ſie mich: ob ich etwa eine Schöne hätte, die dieſem Marmor ähnlich ſähe, daß er mich ſo ſehr anzöge. Das gute Weib kannte nur Anbetung und Liebe, aber von der reinen Bewunderung eines herrlichen Werkes, von der brüderlichen Verehrung eines Menſchengeiſtes konnte ſie keinen Begriff haben. Wir freuten uns über das engliſche Frauenzimmer und gingen weg mit der Begier umzukehren, und ich werde gewiß bald wieder hingehen. Wollen meine Freunde ein näheres Wort hören, ſo leſen ſie, was Winckelmann vom hohen Stil der Griechen ſagt. Leider führt er dort dieſe Minerva nicht an. Wenn ich aber nicht irre, ſo iſt ſie von jenem hohen ſtrengen Stil, da er in den ſchönen übergeht, die Knoſpe, indem ſie ſich öffnet, und nun eine Minerva, deren Charakter eben dieſer Übergang ſo wohl anſteht!

Nun von einem Schauſpiel anderer Art! Am Dreikönigstage, am Feſte des Heils, das den Heiden verkündigt worden, waren wir in der Propaganda. Dort ward in Gegenwart dreier Cardinäle und eines großen Auditorii erſt eine Rede gehalten, an welchem Orte Maria die drei Magos empfangen? im Stalle? oder wo ſonſt? Dann nach verleſenen einigen lateiniſchen Gedichten ähnliches Gegenſtandes traten bei

dreißig Seminaristen nach und nach auf und lasen kleine Gedichte, jeder in seiner Landessprache: Malabarisch, Epirotisch, Türkisch, Moldauisch, Elenisch, Persisch, Kolchisch, Hebräisch, Arabisch, Syrisch, Kophtisch, Saracenisch, Armenisch, Hibernisch, Madagascarisch, Isländisch, Boisch, Ägyptisch, Griechisch, Isaurisch, Äthiopisch 2c. und mehrere, die ich nicht verstehen konnte. Die Gedichtchen schienen meist im Nationalsylbenmaße verfaßt, mit der Nationaldeclamation vorgetragen zu werden, denn es kamen barbarische Rhythmen und Töne hervor. Das Griechische klang, wie ein Stern in der Nacht erscheint. Das Auditorium lachte unbändig über die fremden Stimmen, und so ward auch diese Vorstellung zur Farce.

Nun noch ein Geschichtchen, wie lose man im heiligen Rom das Heilige behandelt. Der verstorbene Cardinal Albani war in einer solchen Festversammlung, wie ich sie eben beschrieben. Einer der Schüler fing in einer fremden Mundart an gegen die Cardinäle gewendet: gnaja! gnaja! so daß es ungefähr klang wie canaglia! canaglia! Der Cardinal wendete sich zu seinen Mitbrüdern und sagte: „Der kennt uns doch!“

Den 13. Januar.

Wie viel that Winckelmann nicht, und wie viel ließ er uns zu wünschen übrig. Mit den Materialien,

die er ſich zueignete, hatte er ſo geſchwind gebaut, um unter Dach zu kommen. Lebte er noch, und er könnte noch friſch und geſund ſein, ſo wäre er der erſte, der uns eine Umarbeitung ſeines Werks gäbe. Was hätte er nicht noch beobachtet, was berichtigt, was benutzt, das von andern nach ſeinen Grundſätzen gethan und beobachtet, neuerdings ausgegraben und entdeckt worden. Und dann wäre der Cardinal Albani todt, dem zu Liebe er manches geſchrieben und vielleicht manches verſchwiegen hat.

Den 15. Januar 1787.

Und ſo iſt denn endlich auch Ariſtodem und zwar ſehr glücklich und mit dem größten Beifall aufgeführt. Da Abbate Monti zu den Hausverwandten des Nepoten gehört und in den obern Ständen ſehr geſchätzt iſt, ſo war von da her alles Gute zu hoffen. Auch ſparten die Logen ihren Beifall nicht. Das Parterre war gleich von vorn herein durch die ſchöne Diction des Dichters und die treffliche Recitation der Schauſpieler gewonnen, und man verſäumte keine Gelegenheit, ſeine Zufriedenheit an den Tag zu legen. Die deutſche Künſtlerbank zeichnete ſich dabei nicht wenig aus, und es war dießmal ganz am Platze, da ſie überhaupt ein wenig vorlaut iſt.

Der Verfaſſer war zu Hauſe geblieben, voller Sorge wegen des Gelingens des Stücks, von Act zu

Act kamen günstige Botschaften, welche nach und nach seine Besorglichkeit in die größte Freude verwandelten. Nun fehlt es nicht an Wiederholung der Vorstellung, und alles ist in dem besten Gleise. So kann man durch die entgegengesetztesten Dinge, wenn nur jedes sein ausgesprochenes Verdienst hat, den Beifall der Menge sowohl als der Kenner erwerben.

Aber die Vorstellung war auch sehr löblich, und der Hauptacteur, der das ganze Stück ausfüllt, sprach und spielte vortrefflich: man glaubte einen der alten Kaiser auftreten zu sehen. Sie hatten das Costüm, das uns an den Statuen so sehr imponirt, recht gut in Theaterpracht übersetzt, und man sah dem Schauspieler an, daß er die Antiken studirt hatte.

Den 16. Januar.

Ein großer Kunstverlust steht Rom bevor. Der König von Neapel läßt den Hercules Farnese in seine Residenz bringen. Die Künstler trauern sämmtlich, indessen werden wir bei dieser Gelegenheit etwas sehen, was unsern Vorfahren verborgen blieb.

Gedachte Statue nämlich vom Kopf bis an die Knie und sodann die unteren Füße mit dem Sockel, worauf sie stehen, wurde auf Farnesischem Grund und Boden gefunden, die Beine aber vom Knie bis an die Knöchel fehlten und wurden durch Wilhelm Porta ersetzt. Auf diesen steht er nun bis auf den heutigen Tag.

Indeſſen waren auf Borgheſiſchem Grund und Boden die echten alten Beine gefunden worden, die man denn auch in der Borgheſiſchen Villa aufgeſtellt ſah.

Gegenwärtig gewinnt es Prinz Borgheſe über ſich und verehrt dieſe köſtlichen Reſte dem König von Neapel. Die Beine des Porta werden abgenommen, die echten an die Stelle geſetzt, und man verſpricht ſich, ob man gleich mit jenen bisher ganz wohl zufrieden geweſen, nunmehr eine ganz neue Anſchauung und mehr harmoniſchen Genuß.

Den 18. Januar.

Geſtern, als am Feſte des heiligen Antonius Abbas, machten wir uns einen luſtigen Tag, es war das ſchönſte Wetter von der Welt, hatte die Nacht Eis gefroren, und der Tag war heiter und warm.

Es läßt ſich bemerken, daß alle Religionen, die entweder ihren Cultus oder ihre Speculationen ausdehnten, zuletzt dahin gelangen mußten, daß ſie auch die Thiere einigermaßen geiſtlicher Begünſtigungen theilhaft werden ließen. Sanct Anton der Abt oder Biſchof iſt Patron der vierfüßigen Geſchöpfe, ſein Feſt ein ſaturnaliſcher Feiertag für die ſonſt belaſteten Thiere, ſo wie für ihre Wärter und Lenker. Alle Herrſchaften müſſen heute zu Hauſe bleiben oder zu Fuß gehen, man verfehlt niemals bedenkliche Geſchichten zu erzählen, wie ungläubige Vornehme, welche

ihre Kutſcher an dieſem Tage zu fahren genöthigt, durch große Unfälle geſtraft worden.

Die Kirche liegt an einem ſo weitſchichtigen Platz, daß er beinahe für öde gelten könnte, heute iſt er aber auf das luſtigſte belebt, Pferde und Maulthiere, deren Mähnen und Schweife mit Bändern ſchön, ja prächtig eingeflochten zu ſchauen, werden vor die kleine, von der Kirche etwas abſtehende Capelle geführt, wo ein Prieſter, mit einem großen Wedel verſehen, das Weihwaſſer, das in Butten und Kübeln vor ihm ſteht, nicht ſchonend, auf die muntern Geſchöpfe derb losſpritzt, manchmal ſogar ſchalkhaft, um ſie zu reizen. Andächtige Kutſcher bringen größere oder kleinere Kerzen, die Herrſchaften ſenden Almoſen und Geſchenke, damit die koſtbaren nützlichen Thiere ein Jahr über vor allem Unfall ſicher bleiben mögen. Eſel und Hornvieh, ihren Beſitzern eben ſo nützlich und werth, nehmen gleichfalls an dieſem Segen ihr beſchieden Theil.

Nachher ergötzten wir uns an einer großen Wanderung unter einem ſo glücklichen Himmel, umgeben von den intereſſanteſten Gegenſtänden, denen wir doch dießmal wenig Aufmerkſamkeit ſchenkten, vielmehr Luſt und Scherz in voller Maße walten ließen.

Den 19. Januar.

So hat denn der große König, deſſen Ruhm die Welt erfüllte, deſſen Thaten ihn ſogar des katholiſchen

Paradieſes werth machten, endlich auch das Zeitliche geſegnet, um ſich mit den Heroen Seinesgleichen im Schattenreiche zu unterhalten. Wie gern iſt man ſtill, wenn man einen ſolchen zur Ruh gebracht hat.

Heute machten wir uns einen guten Tag, beſahen einen Theil des Capitols, den ich bisher vernachläſſigt, dann ſetzten wir über die Tiber und tranken ſpaniſchen Wein auf einem neugelandeten Schiffe. In dieſer Gegend will man Romulus und Remus gefunden haben, und ſo kann man, wie an einem doppelt und dreifachen Pfingſtfeſte, zugleich vom heiligen Kunſtgeiſte, von der mildeſten Atmoſphäre, von antiquariſchen Erinnerungen und von ſüßem Weine trunken werden.

Den 20. Januar.

Was im Anfang einen frohen Genuß gewährte, wenn man es oberflächlich hinnahm, das drängt ſich hernach beſchwerlich auf, wenn man ſieht, daß ohne gründliche Kenntniß doch auch der wahre Genuß ermangelt.

Auf Anatomie bin ich ſo ziemlich vorbereitet, und ich habe mir die Kenntniß des menſchlichen Körpers, bis auf einen gewiſſen Grad, nicht ohne Mühe erworben. Hier wird man durch die ewige Betrachtung der Statuen immerfort, aber auf eine höhere Weiſe hingewieſen. Bei unſerer mediciniſch-chirurgiſchen Anatomie kommt es bloß darauf an, den Theil zu

kennen, und hierzu dient auch wohl ein kümmerlicher Muskel. In Rom aber wollen die Theile nichts heißen, wenn ſie nicht zugleich eine edle ſchöne Form darbieten.

In dem großen Lazareth San Spirito hat man den Künſtlern zu lieb einen ſehr ſchönen Muskelkörper dergeſtalt bereitet, daß die Schönheit deſſelben in Verwunderung ſetzt. Er könnte wirklich für einen geſchundenen Halbgott, für einen Marſyas gelten.

So pflegt man auch, nach Anleitung der Alten, das Skelett nicht als eine künſtlich zuſammengereihte Knochenmaſſe zu ſtudiren, vielmehr zugleich mit den Bändern, wodurch es ſchon Leben und Bewegung erhält.

Sage ich nun, daß wir auch Abends Perſpectiv ſtudiren, ſo zeigt es doch wohl, daß wir nicht müßig ſind. Bei allem dem aber hofft man immer mehr zu thun, als wirklich geſchieht.

Den 22. Januar.

Von dem deutſchen Kunſtſinn und dem dortigen Kunſtleben kann man wohl ſagen: man hört läuten, aber nicht zuſammen klingen. Bedenke ich jetzt, was für herrliche Sachen in unſerer Nachbarſchaft ſind, und wie wenig ſie von mir genutzt worden, ſo möchte ich verzweifeln, und dann kann ich mich wieder auf den Rückweg freuen, wenn ich hoffen kann, jene Meiſterwerke zu erkennen, an denen ich nur herumtappte.

Doch auch in Rom iſt zu wenig für den geſorgt, dem es Ernſt iſt, in's Ganze zu ſtudiren. Er muß alles aus unendlichen, obgleich überreichen Trümmern zuſammenſtoppeln. Freilich iſt's wenigen Fremden reiner Ernſt, etwas rechts zu ſehen und zu lernen. Sie folgen ihren Grillen, ihrem Dünkel, und das merken ſich alle diejenigen wohl, die mit Fremden zu thun haben. Jeder Führer hat Abſichten, jeder will irgend einen Handelsmann empfehlen, einen Künſtler begünſtigen, und warum ſollte er es nicht? Denn ſchlägt der Unerfahrne nicht das Vortrefflichſte aus, das man ihm anbietet?

Einen außerordentlichen Vortheil hätte es der Betrachtung bringen können, ja es wäre ein eignes Muſeum entſtanden, wenn die Regierung, die doch erſt die Erlaubniß geben muß, wenn ein Alterthum ausgeführt werden ſoll, feſt darauf beſtanden hätte, daß jedesmal ein Abguß geliefert werden müſſe. Hätte aber auch ein Papſt ſolch einen Gedanken gehabt, alles hätte ſich widerſetzt, denn man wäre in wenigen Jahren erſchrocken über Werth und Würde ſolcher ausgeführten Dinge, wozu man die Erlaubniß in einzelnen Fällen heimlich und durch allerlei Mittel zu erlangen weiß.

Den 22. Januar.

Schon früher, aber beſonders bei der Aufführung des Ariſtodem, erwachte der Patriotismus unſerer

deutſchen Künſtler. Sie unterließen nicht, Gutes von meiner Iphigenia zu reden, einzelne Stellen wurden wieder verlangt, und ich fand mich zuletzt zu einer Wiederholung des Ganzen genöthigt. Auch da entdeckte ich manche Stelle, die mir gelenker aus dem Munde ging, als ſie auf dem Papier ſtand. Freilich iſt die Poeſie nicht für's Auge gemacht.

Dieſer gute Ruf erſcholl nun bis zu Reiffenſtein und Angelica, und da ſollte ich denn meine Arbeit abermals produciren. Ich erbat mir einige Friſt, trug aber ſogleich die Fabel und den Gang des Stücks mit einiger Umſtändlichkeit vor. Mehr als ich glaubte, gewann ſich dieſe Darſtellung die Gunſt gedachter Perſonen, auch Herr Zucchi, von dem ich es am wenigſten erwartet, nahm recht freien und wohlempfundenen Antheil. Dieſes klärt ſich aber dadurch ſehr gut auf, daß das Stück ſich der Form nähert, die man im Griechiſchen, Italiäniſchen, Franzöſiſchen längſt gewohnt iſt, und welche demjenigen noch immer am beſten zuſagt, welcher ſich an die engliſchen Kühnheiten noch nicht gewöhnt hat.

Rom, den 25. Januar 1787.

Nun wird es mir immer ſchwerer, von meinem Aufenthalte in Rom Rechenſchaft zu geben; denn wie man die See immer tiefer findet, je weiter man hineingeht, ſo geht es auch mir in Betrachtung dieſer Stadt.

Man kann das Gegenwärtige nicht ohne das Vergangene erkennen, und die Vergleichung von beiden erfordert mehr Zeit und Ruhe. Schon die Lage dieſer Hauptſtadt der Welt führt uns auf ihre Erbauung zurück. Wir ſehen bald, hier hat ſich kein wanderndes, großes, wohlgeführtes Volk niedergelaſſen und den Mittelpunct eines Reichs weislich feſtgeſetzt; hier hat kein mächtiger Fürſt einen ſchicklichen Ort zum Wohnſitz einer Colonie beſtimmt. Nein, Hirten und Geſindel haben ſich hier zuerſt eine Stätte bereitet, ein paar rüſtige Jünglinge haben auf dem Hügel den Grund zu Paläſten der Herren der Welt gelegt, an deſſen Fuß ſie die Willkür des Ausrichters zwiſchen Moraſt und Schilf einſt hinlegte. So ſind die ſieben Hügel Roms nicht Erhöhungen gegen das Land, das hinter ihnen liegt, ſie ſind es gegen die Tiber und gegen das uralte Bette der Tiber, was Campus Martius ward. Erlaubt mir das Frühjahr weitere Excurſionen, ſo will ich die unglückliche Lage ausführlicher ſchildern. Schon jetzt nehm' ich den herzlichſten Antheil an dem Jammergeſchrei und den Schmerzen der Weiber von Alba, die ihre Stadt zerſtören ſehn und den ſchönen, von einem klugen Anführer gewählten Platz verlaſſen müſſen, um an den Nebeln der Tiber Theil zu nehmen, den elenden Hügel Coelius zu bewohnen und von da nach ihrem verlaſſenen Paradieſe zurück zu ſehn. Ich kenne noch wenig von der Gegend, aber ich bin überzeugt, kein

Ort der ältern Völker lag so schlecht als Rom, und da die Römer endlich alles verschlungen hatten, mußten sie wieder mit ihren Landhäusern hinaus und an die Plätze der zerstörten Städte rücken, um zu leben und das Leben zu genießen.

Den 25. Januar.

Zu einer recht friedlichen Betrachtung gibt es Anlaß, wie viele Menschen hier im Stillen leben, und wie sich jeder nach seiner Weise beschäftigt. Wir sahen bei einem Geistlichen, der ohne großes angebornes Talent sein Leben der Kunst widmete, sehr interessante Copien trefflicher Gemählde, die er in Miniatur nachgebildet hat. Sein vorzüglichstes nach dem Abendmahl des Leonhard da Vinci in Mailand. Der Moment ist genommen, da Christus den Jüngern, mit denen er vergnügt und freundschaftlich zu Tische sitzt, erklärt und sagt: „Aber doch ist einer unter euch, der mich verräth."

Man hofft einen Kupferstich entweder nach dieser Copie oder nach andern, mit denen man sich beschäftigt. Es wird das größte Geschenk sein, wenn eine treue Nachbildung im großen Publicum erscheint.

Vor einigen Tagen besuchte ich den Pater Jacquier, einen Franciskaner, auf Trinita de' Monti. Er ist Franzos von Geburt, durch mathematische Schriften bekannt, hoch in Jahren, sehr angenehm und ver-

ständig. Er kannte zu seiner Zeit die besten Männer, und hat sogar einige Monate bei Voltaire zugebracht, der ihn sehr in Affection nahm.

Und so habe ich noch mehr gute solide Menschen kennen lernen, dergleichen sich hier unzählige befinden, die ein pfäffisches Mißtrauen aus einander hält. Der Buchhandel gibt keine Verbindung, und die literarischen Neuigkeiten sind selten fruchtbar.

Und so geziemt es dem Einsamen, die Einsiedler aufzusuchen. Denn seit der Aufführung des Aristodems, zu dessen Gunsten wir uns wirklich thätig erwiesen hatten, führte man mich abermals in Versuchung; es lag aber nur zu klar am Tage, daß es nicht um mich zu thun sei, man wollte seine Partei verstärken, mich als Instrument brauchen, und wenn ich hätte hervorgehen und mich erklären wollen, hätte ich auch als Phantom eine kurze Rolle gespielt. Nun aber, da sie sehen, daß mit mir nichts anzufangen ist, lassen sie mich gehn, und ich wandle meinen sichern Weg fort.

Ja, meine Existenz hat einen Ballast bekommen, der ihr die gehörige Schwere gibt; ich fürchte mich nun nicht mehr vor den Gespenstern, die so oft mit mir spielten. Seid auch gutes Muths, ihr werdet mich oben halten und mich zu euch zurückziehen.

Den 28. Januar 1787.

Zwei Betrachtungen, die durch alles durchgehen, welchen sich hinzugeben man jeden Augenblick auf-

gefordert wird, will ich, da ſie mir klar geworden, zu bezeichnen nicht verfehlen.

Zuerſt alſo wird man bei dem ungeheuern und doch nur trümmerhaften Reichthum dieſer Stadt, bei jedem Kunſtgegenſtande aufgefordert, nach der Zeit zu fragen, die ihm das Daſein gegeben. Durch Winckelmann ſind wir dringend aufgeregt, die Epochen zu ſondern, den verſchiedenen Stil zu erkennen, deſſen ſich die Völker bedienten, den ſie in Folge der Zeiten nach und nach ausgebildet und zuletzt wieder verbildet. Hievon überzeugte ſich jeder wahre Kunſtfreund. Anerkennen thun wir alle die Richtigkeit und das Gewicht der Forderung.

Aber wie nun zu dieſer Einſicht gelangen! Vorgearbeitet nicht viel, der Begriff richtig und herrlich aufgeſtellt, aber das Einzelne im ungewiſſen Dunkel. Eine vieljährige entſchiedene Übung des Auges iſt nöthig, und man muß erſt lernen, um fragen zu können. Da hilft kein Zaudern und Zögern, die Aufmerkſamkeit auf dieſen wichtigen Punct iſt nun einmal rege, und jeder, dem es Ernſt iſt, ſieht wohl ein, daß auch in dieſem Felde kein Urtheil möglich iſt, als wenn man es hiſtoriſch entwickeln kann.

Die zweite Betrachtung beſchäftigt ſich ausſchließlich mit der Kunſt der Griechen und ſucht zu erforſchen, wie jene unvergleichlichen Künſtler verfuhren, um aus der menſchlichen Geſtalt den Kreis göttlicher Bildung zu entwickeln, welcher vollkommen abge-

ſchloſſen iſt und worin kein Hauptcharakter ſo wenig als die Übergänge und Vermittlungen fehlen. Ich habe eine Vermuthung, daß ſie nach eben den Geſetzen verfuhren, nach welchen die Natur verfährt und denen ich auf der Spur bin. Nur iſt noch etwas anders dabei, das ich nicht auszuſprechen wüßte.

Den 2. Februar 1787.

Von der Schönheit, im vollen Mondſchein Rom zu durchgehen, hat man, ohne es geſehen zu haben, keinen Begriff. Alles Einzelne wird von den großen Maſſen des Lichts und Schattens verſchlungen, und nur die größten allgemeinſten Bilder ſtellen ſich dem Auge dar. Seit drei Tagen haben wir die hellſten und herrlichſten Nächte wohl und vollſtändig genoſſen. Einen vorzüglich ſchönen Anblick gewährt das Coliſeo. Es wird Nachts zugeſchloſſen, ein Eremit wohnt darin an einem Kirchelchen, und Bettler niſten in den verfallenen Gewölben. Sie hatten auf flachem Boden ein Feuer angelegt, und eine ſtille Luft trieb den Rauch erſt auf der Arena hin, daß der untere Theil der Ruinen bedeckt war und die ungeheuern Mauern oben drüber finſter herausragten; wir ſtanden am Gitter und ſahen dem Phänomen zu, der Mond ſtand hoch und heiter. Nach und nach zog ſich der Rauch durch die Wände, Lücken und Öffnungen, ihn beleuchtete der Mond wie einen Nebel. Der Anblick

war köſtlich. So muß man das Pantheon, das Capitol beleuchtet ſehn, den Vorhof der Peterskirche und andere große Straßen und Plätze. Und ſo haben Sonne und Mond, eben wie der Menſchengeiſt, hier ein ganz anderes Geſchäft als anderer Orten, hier, wo ihrem Blick ungeheure und doch gebildete Maſſen entgegen ſtehn.

Den 13. Februar.

Eines Glücksfalls muß ich erwähnen, obgleich eines geringen. Doch alles Glück, groß oder klein, iſt von Einer Art, und immer erfreulich. Auf Trinita de' Monti wird der Grund zum neuen Obelisk gegraben, dort oben iſt alles aufgeſchüttetes Erdreich von Ruinen der Gärten des Lucullus, die nachher an die Kaiſer kamen. Mein Perrückenmacher geht frühe dort vorbei und findet im Schutte ein flach Stück gebrannten Thon mit einigen Figuren, wäſcht's und zeigt es uns. Ich eigne es mir gleich zu. Es iſt nicht gar eine Hand groß und ſcheint von dem Rande einer großen Schüſſel zu ſein. Es ſtehn zwei Greifen an einem Opfertiſche, ſie ſind von der ſchönſten Arbeit und freuen mich ungemein. Stünden ſie auf einem geſchnittenen Stein, wie gern würde man damit ſiegeln.

Von vielen andern Sachen ſammelt's ſich auch um mich, und nichts Vergebliches oder Leeres, welches hier unmöglich wäre; alles unterrichtend und bedeutend.

Am liebſten iſt mir denn aber doch, was ich in der Seele mitnehme, und was, immer wachſend, ſich immer vermehren kann.

Den 15. Februar.

Vor meiner Abreiſe nach Neapel konnte ich einer nochmaligen Vorleſung meiner Iphigenia nicht entgehen. Madam Angelica und Hofrath Reiffenſtein waren die Zuhörer, und ſelbſt Herr Zucchi hatte darauf gedrungen, weil es der Wunſch ſeiner Gattin war; er arbeitete indeß an einer großen architektoniſchen Zeichnung, die er in Decorationsart vortrefflich zu machen verſteht. Er war mit Cleriſſeau in Dalmatien, hatte ſich überhaupt mit ihm aſſociirt, zeichnete die Figuren zu den Gebäuden und Ruinen, die jener herausgab, und lernte dabei ſo viel Perſpective und Effect, daß er ſich in ſeinen alten Tagen auf eine würdige Weiſe auf dem Papier damit vergnügen kann.

Die zarte Seele Angelica nahm das Stück mit unglaublicher Innigkeit auf; ſie verſprach mir eine Zeichnung daraus aufzuſtellen, die ich zum Andenken beſitzen ſollte. Und nun gerade, als ich mich von Rom zu ſcheiden bereite, werde ich auf eine zarte Weiſe mit dieſen wohlwollenden Perſonen verbunden. Es iſt mir zugleich ein angenehmes und ſchmerzliches Gefühl, wenn ich mich überzeuge, daß man mich ungern wegläßt.

Den 16. Februar 1787.

Die glückliche Ankunft der Iphigenia ward mir auf eine überraschende und angenehme Weise verkündigt. Auf dem Wege nach der Oper brachte man mir den Brief von wohlbekannter Hand, und dießmal doppelt willkommen mit dem Löwchen gesiegelt: als vorläufiges Wahrzeichen des glücklich angelangten Packets. Ich drängte mich in das Opernhaus und suchte mir mitten unter dem fremden Volk einen Platz unter dem großen Lüster zu verschaffen. Hier fühlte ich mich nun so nah an die Meinigen gerückt, daß ich hätte aufhüpfen und sie umarmen mögen. Herzlich dank' ich, daß mir die nackte Ankunft gemeldet worden, möget ihr euer Nächstes mit einem guten Worte des Beifalls begleiten.

Hier folgt das Verzeichniß, wie die Exemplare, die ich von Goeschen zu erwarten habe, unter die Freunde vertheilt werden sollen, denn ob es mir gleich ganz gleichgültig ist, wie das Publicum diese Sachen betrachtet, so wünscht' ich doch dadurch meinen Freunden einige Freude bereitet zu haben.

Man unternimmt nur zu viel. Denke ich an meine vier letzten Bände im Ganzen, so möchte mir schwindelnd werden, ich muß sie einzeln angreifen, und so wird es gehn.

Hätte ich nicht besser gethan, nach meinem ersten Entschluß diese Dinge fragmentarisch in die Welt zu

ſchicken, und neue Gegenſtände, an denen ich friſcheren Antheil nehme, mit friſchem Muth und Kräften zu unternehmen? Thät' ich nicht beſſer, Iphigenia auf Delphi zu ſchreiben, als mich mit den Grillen des Taſſo herum zu ſchlagen, und doch habe ich auch dahinein ſchon zu viel von meinem Eignen gelegt, als daß ich es fruchtlos aufgeben ſollte.

Ich habe mich auf den Vorſaal an's Kamin geſetzt, und die Wärme eines dießmal gut genährten Feuers gibt mir friſchen Muth, ein neues Blatt anzufangen, denn es iſt doch gar zu ſchön, daß man mit ſeinen neuſten Gedanken ſo weit in die Ferne reichen, ja ſeine nächſten Umgebungen durch Worte dorthin verſetzen kann. Das Wetter iſt ganz herrlich, die Tage nehmen merklich zu, Lorbeeren und Buchsbäume blühen, auch die Mandelbäume. Heute früh überraſchte mich ein wunderſamer Anblick, ich ſah von Ferne hohe ſtangenähnliche Bäume, über und über von dem ſchönſten Violett bekleidet. Bei näherer Unterſuchung war es der Baum in unſern Treibhäuſern unter dem Namen Judenbaum bekannt, dem Botaniker als cercis siliquastrum. Seine violetten Schmetterlingsblumen bringt er unmittelbar aus dem Stamme hervor. Abgeholzt den letzten Winter waren die Stangen, die ich vor mir ſah, aus deren Rinde die wohlgebildete und gefärbte Blume zu Tauſenden hervorbrach. Die Maaslieben dringen wie Ameiſen aus dem Boden, Crocus und Adonis erſcheinen ſeltner, aber deſto zierlicher und zierender.

Was wird mir nicht erst das mittägigere Land für Freuden und Kenntnisse geben, aus denen für mich neue Resultate hervortreten. Es ist mit natürlichen Dingen wie mit der Kunst; es ist so viel drüber geschrieben, und jeder, der sie sieht, kann sie doch wieder in neue Combination setzen.

Denke ich an Neapel, ja gar nach Sicilien, so fällt es einem sowohl in der Erzählung als in Bildern auf, daß in diesen Paradiesen der Welt sich zugleich die vulkanische Hölle so gewaltsam aufthut und seit Jahrtausenden die Wohnenden und Genießenden aufschreckt und irre macht.

Doch schlage ich mir die Hoffnung jener viel bedeutenden Ansichten gern aus dem Sinne, um vor meiner Abreise die alte Hauptstadt der Welt noch recht zu benutzen.

Seit vierzehn Tagen bin ich von Morgen bis in die Nacht in Bewegung; was ich noch nicht gesehn, such' ich auf. Das Vorzüglichste wird zum zweiten- und drittenmal betrachtet, und nun ordnet sich's einigermaßen. Denn indem die Hauptgegenstände an ihre rechte Stelle kommen, so ist für viele mindere dazwischen Platz und Raum. Meine Liebschaften reinigen und entscheiden sich, und nun erst kann mein Gemüth dem Größeren und Echtesten mit gelassener Theilnahme sich entgegen heben.

Dabei findet man denn wohl den Künstler beneidenswerth, der durch Nachbildung und Nachahmung

auf alle Weiſe jenen großen Intentionen ſich mehr nähert, ſie beſſer begreift als der bloß Beſchauende und Denkende. Doch muß am Ende jeder thun was er vermag, und ſo ſpanne ich denn alle Segel meines Geiſtes auf, um dieſe Küſten zu umſchiffen.

Das Kamin iſt dießmal recht durchgewärmt, und die ſchönſten Kohlen aufgehäuft, welches bei uns ſelten geſchieht, weil nicht leicht jemand Luſt und Zeit hat, dem Kaminfeuer ein paar Stunden Aufmerkſamkeit zu widmen, und ſo will ich denn dieſes ſchöne Klima benutzen, um einige Bemerkungen aus meiner Schreibtafel zu retten, die ſchon halb verloſchen ſind.

Am zweiten Februar begaben wir uns in die Sixtiniſche Capelle zur Function, bei welcher die Kerzen geweiht werden. Ich fand mich gleich ſehr unbehaglich und zog mit den Freunden bald wieder hinaus. Denn ich dachte: das ſind ja grade die Kerzen, welche ſeit dreihundert Jahren dieſe herrlichen Gemählde verdüſtern, und das iſt ja eben der Weihrauch, der mit heiliger Unverſchämtheit die einzige Kunſtſonne nicht nur umwölkt, ſondern von Jahr zu Jahren mehr trübe macht und zuletzt gar in Finſterniß verſenkt.

Darauf ſuchten wir das Freie und kamen nach einem großen Spaziergange auf St. Onofrio, wo Taſſo in einem Winkel begraben liegt. Auf der Kloſterbibliothek ſteht ſeine Büſte. Das Geſicht iſt von Wachs, und ich glaube gern, daß es über ſeinen

Leichnam abgeformt sei. Nicht ganz scharf, und hie und da verdorben, deutet es doch im Ganzen mehr als irgend ein anderes seiner Bildnisse auf einen talentvollen, zarten, feinen, in sich geschlossenen Mann.

So viel für dießmal. Jetzt will ich an des ehrlichen Volkmanns zweiten Theil, der Rom enthält, um auszuziehen, was ich noch nicht gesehn habe. Ehe ich nach Neapel reise, muß die Ernte wenigstens niedergemäht sein; sie in Garben zu binden, werden auch schon gute Tage kommen.

Den 17. Februar.

Das Wetter ist unglaublich und unsäglich schön, den ganzen Februar bis auf vier Regentage ein reiner heller Himmel, gegen Mittag fast zu warm. Nun sucht man das Freie, und wenn man bisher sich nur mit Göttern und Helden abgeben mochte, so tritt die Landschaft auf einmal wieder in ihre Rechte, und man heftet sich an die Umgebungen, die der herrlichste Tag belebt. Manchmal erinnere ich mich, wie der Künstler in Norden den Strohdächern und verfallenen Schlössern etwas abzugewinnen sucht, wie man sich an Bach und Busch und zerbröckeltem Gestein herumdrückt, um eine mahlerische Wirkung zu erhaschen, und ich komme mir ganz wunderbar vor, um so mehr als jene Dinge nach so langer Gewohnheit einem noch immer ankleben; nun habe ich mir aber seit vierzehn Tagen einen Muth gefaßt und bin mit kleinen

Blättern hinausgegangen, durch die Tiefen und Höhen der Villen, und habe mir, ohne viel Beſinnens, kleine auffallende, wahrhaft ſüdliche und römiſche Gegenſtände entworfen und ſuche nun, mit Hülfe des guten Glücks, ihnen Licht und Schatten zu geben. Es iſt ganz eigen, daß man deutlich ſehen und wiſſen kann, was gut und beſſer iſt; will man ſich's aber zueignen, ſo ſchwindet's gleichſam unter den Händen, und wir greifen nicht nach dem Rechten, ſondern nach dem, was wir zu faſſen gewohnt ſind. Nur durch geregelte Übung könnte man vorwärts kommen, wo aber ſollte ich Zeit und Sammlung finden! Indeſſen fühle ich mich denn doch durch das leidenſchaftliche vierzehntägige Streben um vieles gebeſſert.

Die Künſtler belehren mich gerne, denn ich faſſe geſchwind. Nun iſt aber das Gefaßte nicht gleich geleiſtet, etwas ſchnell zu begreifen iſt ja ohnehin die Eigenſchaft des Geiſtes, aber etwas recht zu thun, dazu gehört die Übung des ganzen Lebens.

Und doch ſoll der Liebhaber, ſo ſchwach er auch nachſtrebt, ſich nicht abſchrecken laſſen. Die wenigen Linien, die ich auf's Papier ziehe, oft übereilt, ſelten richtig, erleichtern mir jede Vorſtellung von ſinnlichen Dingen, denn man erhebt ſich ja eher zum Allgemeinen, wenn man die Gegenſtände genauer und ſchärfer betrachtet.

Mit dem Künſtler nur muß man ſich nicht vergleichen, ſondern nach ſeiner eigenen Art verfahren;

denn die Natur hat für ihre Kinder geſorgt, der Geringſte wird nicht, auch durch das Daſein des Trefflichſten, an ſeinem Daſein gehindert: „Ein kleiner Mann iſt auch ein Mann!“ Und dabei wollen wir's denn bewenden laſſen.

Ich habe zweimal das Meer geſehn, erſt das adriatiſche, dann das mittelländiſche, nur gleichſam zum Beſuch. In Neapel wollen wir bekannter werden. Es rückt alles auf einmal in mir herauf; warum nicht früher, warum nicht wohlfeiler! Wie viele tauſend Sachen, manche ganz neu und von vornen, hätte ich mitzutheilen.

Den 17. Februar 1787.

Abends nach verklungener Carnevals-Thorheit.

Ich laſſe bei meiner Abreiſe Moritzen ungern allein. Er iſt auf gutem Wege, doch wie er für ſich geht, ſo ſucht er ſich gleich beliebte Schlupfwinkel. Ich habe ihn aufgemuntert, an Herdern zu ſchreiben, der Brief liegt bei, ich wünſche eine Antwort, die etwas Dienliches und Hülfreiches enthalte. Es iſt ein ſonderbar guter Menſch, er wäre viel weiter, wenn er von Zeit zu Zeit Perſonen gefunden hätte, fähig und liebevoll genug, ihn über ſeinen Zuſtand aufzuklären. Gegenwärtig kann er kein geſegneteres Verhältniß anknüpfen, als wenn ihm Herder erlaubt, manchmal zu ſchreiben. Er beſchäftigt ſich mit einem lobenswürdigen antiquariſchen Unternehmen, das wohl

verdient, gefördert zu werden. Freund Herder wird nicht leicht eine Mühe beſſer angewendet und gute Lehre kaum in einen fruchtbarern Boden gelegt haben.

Das große Porträt, welches Tiſchbein von mir unternommen, wächſ't ſchon aus der Leinwand heraus. Der Künſtler hat ſich durch einen fertigen Bildhauer ein kleines Modell von Thon machen laſſen, welches gar zierlich mit einem Mantel drapirt worden. Darnach mahlt er fleißig, denn es ſollte freilich vor unſerer Abreiſe nach Neapel ſchon auf einen gewiſſen Punct gebracht ſein, und es gehört ſchon Zeit dazu, eine ſo große Leinwand mit Farben auch nur zu bedecken.

Den 19. Februar.

Das Wetter fährt fort, über allen Ausdruck ſchön zu ſein; heute war ein Tag, den ich mit Schmerzen unter den Narren zubrachte. Mit Anbruch der Nacht erholte ich mich auf der Villa Medicis; Neumond iſt eben vorbei, und neben der zarten Mondſichel konnte ich die ganze dunkle Scheibe faſt mit bloßen Augen, durch's Perſpectiv ganz deutlich ſehn. Über der Erde ſchwebt ein Duft des Tags über, den man nur aus Gemählden und Zeichnungen des Claude kennt, das Phänomen in der Natur aber nicht leicht ſo ſchön ſieht als hier. Nun kommen mir Blumen aus der Erde, die ich noch nicht kenne, und neue Blüthen von den Bäumen; die Mandeln blühen und

machen eine neue luſtige Erſcheinung zwiſchen den dunkelgrünen Eichen; der Himmel iſt wie ein hellblauer Tafft von der Sonne beſchienen. Wie wird es erſt in Neapel ſein! Wir finden das Meiſte ſchon grün. Meine botaniſchen Grillen bekräftigen ſich an allem dieſen, und ich bin auf dem Wege, neue ſchöne Verhältniſſe zu entdecken, wie die Natur, ſolch ein Ungeheueres, das wie nichts ausſieht, aus dem Einfachen das Mannichfaltigſte entwickelt.

Der Veſuv wirft Steine und Aſche aus, und bei Nacht ſieht man den Gipfel glühen. Gebe uns die wirkende Natur einen Lavafluß. Nun kann ich kaum erwarten, bis auch dieſe großen Gegenſtände mir eigen werden.

Den 20. Februar, Aſchermittwoch.

Nun iſt der Narrheit ein Ende. Die unzähligen Lichter geſtern Abend waren noch ein toller Spectakel. Das Carneval in Rom muß man geſehen haben, um den Wunſch völlig los zu werden, es je wieder zu ſehen. Zu ſchreiben iſt davon gar nichts, bei einer mündlichen Darſtellung möchte es allenfalls unterhaltend ſein. Was man dabei unangenehm empfindet, daß die innere Fröhlichkeit den Menſchen fehlt, und es ihnen an Gelde mangelt, das bißchen Luſt, was ſie noch haben mögen, auszulaſſen. Die Großen ſind ökonomiſch und halten zurück, der Mittelmann unvermögend, das Volk lahm. An den letzten Tagen

war ein unglaublicher Lärm, aber keine Herzensfreude. Der Himmel, ſo unendlich rein und ſchön, blickte ſo edel und unſchuldig auf dieſe Poſſen.

Da man aber doch das Nachbilden hier nicht laſſen kann, ſo ſind zur Luſt der Kinder Masken des Carnevals und römiſche eigenthümliche Kleidungen gezeichnet, dann mit Farben angeſtrichen worden, da ſie denn ein fehlendes Capitel des Orbis pictus den lieben Kleinen erſetzen mögen.

Den 21. Februar 1787.

Ich benutze die Augenblicke zwiſchen dem Einpacken, um noch einiges nachzuholen. Morgen gehn wir nach Neapel. Ich freue mich auf das Neue, das unausſprechlich ſchön ſein ſoll, und hoffe in jener paradieſiſchen Natur wieder neue Freiheit und Luſt zu gewinnen, hier im ernſten Rom wieder an das Studium der Kunſt zu gehen.

Das Einpacken wird mir leicht, ich thue es mit leichterem Herzen als vor einem halben Jahre, da ich mich von allem loslöſ'te, was mir ſo lieb und werth war. Ja es iſt ſchon ein halbes Jahr, und von den vier Monaten, in Rom zugebracht, habe ich keinen Augenblick verloren, welches zwar viel heißen will, aber doch nicht zu viel geſagt iſt.

Daß Iphigenia angekommen, weiß ich; möge ich am Fuße des Veſuvs erfahren, daß ihr eine gute Aufnahme zu Theil geworden.

Mit Tiſchbein, der ſo einen herrlichen Blick in Natur als Kunſt hat, dieſe Reiſe zu machen, iſt für mich von der größten Wichtigkeit; doch können wir, als echte Deutſche, uns doch nicht losmachen von Vorſätzen und Ausſichten auf Arbeit. Das ſchönſte Papier iſt gekauft, und wir nehmen uns vor darauf zu zeichnen, obgleich die Menge, die Schönheit und der Glanz der Gegenſtände höchſt wahrſcheinlich unſerm guten Willen Gränzen ſetzt.

Eins habe ich über mich gewonnen, daß ich von meinen poetiſchen Arbeiten nichts mitnehme als Taſſo allein, zu ihm habe ich die beſte Hoffnung. Wüßt' ich nun, was ihr zu Iphigenien ſagt, ſo könnte mir dieß zur Leitung dienen, denn es iſt doch eine ähnliche Arbeit, der Gegenſtand faſt noch beſchränkter als jener, und will im Einzelnen noch mehr ausgearbeitet ſein; doch weiß ich noch nicht, was es werden kann, das Vorhandene muß ich ganz zerſtören, das hat zu lange gelegen, und weder die Perſonen, noch der Plan, noch der Ton haben mit meiner jetzigen Anſicht die mindeſte Verwandtſchaft.

Bei'm Aufräumen fallen mir einige eurer lieben Briefe in die Hand, und da treffe ich bei'm Durchleſen auf den Vorwurf, daß ich mir in meinen Briefen widerſpreche. Das kann ich zwar nicht merken, denn was ich geſchrieben habe, ſchicke ich gleich fort, es iſt mir aber ſelbſt ſehr wahrſcheinlich, denn ich werde von ungeheuern Mächten hin und wider geworfen,

und da ist es wohl natürlich, daß ich nicht immer weiß, wo ich stehe.

Man erzählt von einem Schiffer, der von einer stürmischen Nacht auf der See überfallen, nach Hause zu steuern trachtete. Sein Söhnchen, in der Finsterniß an ihn geschmiegt, fragte: „Vater, was ist denn das für ein närrisches Lichtchen dort, das ich bald über uns, bald unter uns sehe?“ Der Vater versprach ihm die Erklärung des andern Tags, und da fand es sich, daß es die Flamme des Leuchtthurms gewesen, die einem von wilden Wogen auf- und niedergeschaukelten Auge bald unten bald oben erschien.

Auch ich steure auf einem leidenschaftlich bewegten Meere dem Hafen zu, und halte ich die Gluth des Leuchtthurms nur scharf im Auge, wenn sie mir auch den Platz zu verändern scheint, so werde ich doch zuletzt am Ufer genesen.

Bei der Abreise fällt einem doch immer jedes frühere Scheiden und auch das künftige letzte unwillkürlich in den Sinn, und mir drängt sich, dießmal stärker als sonst, dabei die Bemerkung auf, daß wir viel zu viel Voranstalten machen um zu leben, denn so kehren auch wir, Tischbein und ich, so vielen Herrlichkeiten, sogar unserm wohlausgestatteten eignen Museum den Rücken. Da stehn nun drei Junonen zur Vergleichung neben einander, und wir verlassen sie, als wenn's keine wäre.

Lesarten.

Dieser Band entspricht dem siebenundzwanzigsten der Ausgabe letzter Hand. Herausgeber ist Julius Wahle, Redactor Erich Schmidt.

Drucke.

E: Aus meinem Leben. Von Goethe. Zweyter Abtheilung Erſter Theil. Auch ich in Arcadien! Stuttgard und Tübingen, in der Cotta'ſchen Buchhandlung. 1816. 8°. 444 S.

Über Goethes Plan, diesem Drucke „aus meinen eigenen Skizzen sowohl als denen der Freunde und Kunstgenossen, was bedeutend ist und erläutern könnte, in Kupfer gestochen", beizufügen — der Plan ist bekanntlich nicht zur Ausführung gekommen — vgl. seine Briefe an Roux vom 29. Januar 1815 (Briefe 25, 181 f.) und an Cotta vom 6. December 1815 (26, 176).

C^1: Goethe's Werke. Vollſtändige Ausgabe letzter Hand. Sieben und zwanzigſter Band. Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1829. Der Bogennorm nach kl. 8°. 1 Bl. 286 S.

Auf dieser Ausgabe fusst

C: der mit demselben Titel versehene siebenundzwanzigste Band der Octavausgabe letzter Hand, 1830. 1 Bl. 280 S.

Der für die Textgestaltung anderer Bände so wichtige Wiener Nachdruck B^1 (vgl. Band 13 2. Abth. S 118 ff.) kommt hier nicht in Betracht. Diese Ausgabe hat den ersten Theil der Italiänischen Reise als 23. Band aufgenommen, obwohl er in der 1819 abgeschlossenen zweiten Cottaischen Gesammtausgabe (*B*) fehlt. B^1 ist, mit Änderung einiger augenfälliger Druckfehler seiner Vorlage und einigen kleinen Eigenmächtigkeiten, ein Nachdruck von *E*.

Handschriften.

Der Text der Italiänischen Reise beruht hauptsächlich auf dem während der Reise geführten, für Frau von Stein bestimmten Tagebuch und auf den an sie und Herder gerichteten Briefen. Dieses ganze Material hat Erich Schmidt im 2. Bande der Schriften der Goethe-Gesellschaft, Weimar 1886, zuerst veröffentlicht; darnach ist das Tagebuch im 1. Bande der 3. Abtheilung dieser Ausgabe S 143—342 (im Folgenden wird, unter der Sigle *T*, nur dieser zweite Abdruck citirt) wiederholt worden, die Briefe im 8. Bande der 4. Abtheilung dieser Ausgabe (citirt unter der Sigle *Br*). Ausserdem lagen Goethe noch zahlreiche Notizhefte und einzelne Blätter mit Aufzeichnungen von der Reise vor (vgl. an Zelter 17. Mai, Briefe 25, 330), die zum Theil sich in seinem Nachlass erhalten haben; einen anderen Theil hat sicher dasselbe Los getroffen wie die Briefe und Aufzeichnungen aus Neapel und Sicilien, die nach erfolgter Benützung den Flammen übergeben wurden.

Wie die Tagebuchnotizen aus dem Jahre 1813 zeigen (vgl. auch Annalen 1813, Werke 36, 80) begann Goethe die Durchsicht des Reisetagebuchs und die Schematisirung im December 1813, März 1814 bis Mai 1815 dauerte die Arbeit am ersten Theil. Von welcher Art dieselbe war, namentlich wie rücksichtslos Goethe seine einstigen Liebesbriefe behandelt hat, ist von Erich Schmidt charakterisirt worden (vgl. Schriften 2, XXIIIff., Briefe 8, 383f.). Kräuter schrieb nach Goethes Dictat die Handschrift, die dem ersten Druck zu Grunde lag (vgl. auch Goethe an Frommann 13. Juli 1816, Briefe 27, 86). Am 13. März 1816 schickte Goethe das Druckmanuscript an Frommann in Jena mit der Weisung, die Revision des Drucks an Riemer zu senden (Briefe 27, 291), nahm es aber im Juni wieder zurück, da Frommann wegen Mangel an Druckern die Arbeit nicht fördern konnte (ebendas. S 44). Dieser Übelstand war offenbar bald behoben, Frommann erhielt das Manuscript wieder, und am 9. August meldet Goethe an Zelter (ebendas. S 141) die Ankunft der vier ersten Aushängebogen. Am 19. October kam der ausgedruckte Band in Weimar an (vgl. Tagebücher 5, 279, 6. 7; an Cotta 22. October, Briefe 27, 203).

Die Druckhandschrift von *E*, deren allmähliche Entstehung man aus den Aufzeichnungen des Tagebuchs verfolgen kann, hat sich nicht erhalten. Das sonstige handschriftliche Material zum Texte des vorliegenden Bandes, das im Goethe- und Schiller-Archiv vorhanden ist, ist äusserst gering. Es besteht aus folgenden Blättern:

H^1: Quartblatt grünlichen Conceptpapiers, enthält von der Hand des Schreibers Johann John, der 1814 bei Goethe eintrat, *g* durchcorrigirt, das kurze Stück 82, 6 ſich — 83, 4. Dieses Blatt gehörte, wie auch das Paralipomenon 5 enthaltende Blatt, zu einer Handschrift, von der sich sonst nichts erhalten hat als einige leere Blätter, die von derselben Hand wie Paralipomenon 5 paginirt sind. Diese Handschrift umfasste wohl nur einen Theil des Textes, da Johns Thätigkeit nur zweimal, im Zusammenhang mit Venedig und Tirol, im Tagebuch erwähnt wird (23. und 24. November 1814).

H^2: Quartblatt gelben Conceptpapiers, enthält auf der einen Seite g^1, mit Blei durchstrichen, stark verwischt, 169, 18—25 Dinge, auf der anderen Paralipomenon 6.

H^3: Foliobogen gelben Conceptpapiers, enthält von der Hand des Schreibers Geist den Abschnitt Bologna, 20. October (171, 8 — 173, 5) in einer stark abweichenden und erweiterten Fassung, die unten in den Lesarten abgedruckt ist. Dieser Bogen ist ein Überrest von Goethes früherer in die Neunzigerjahre fallender Beschäftigung mit den italienischen Aufzeichnungen. Sie gehört wohl in die Zeit, wo er vorbereitende Materialien zu einem zweiten Aufenthalt in Italien und zu einem kulturwissenschaftlichen Werk über dieses Land (vgl. Band 34, 2. Abtheilung) sammelte.

Der Text von *E* weist eine Reihe von Fehlern auf, die theils auf Ungenauigkeit Goethes bei Benützung seiner italienischen Aufzeichnungen und beim Dictiren, theils auf Versehen des Schreibers beruhen. Goethe selbst kann von *E* keine Correctur gelesen haben, sonst würden Fehler wie 17, 5 wohlthätig, 77, 25 Form, 103, 5 empor und empor, 112, 3 Peters-Capuziner, 124, 8 crubeln, 12 vernehmen, 137, 8 Mittagszeit, 157, 23 anhaltenden, 258, 12 Knochenmaße und andere, sowie

eine so verderbte Stelle wie 209, 16—18 nicht stehen geblieben sein. Vor der Drucklegung der Italiänischen Reise in der Ausgabe letzter Hand hat keine Revision des Textes stattgefunden, und da auch von den betreffenden Bänden C^1C Goethe selbst keine Correctur gelesen hat, sind alle diese Fehler in die Ausgabe letzter Hand übergegangen. Der erste, der ein paar verderbten Stellen durch glückliche Conjecturen aufzuhelfen suchte, war Schuchardt in seiner Ausgabe der Italiänischen Reise, Stuttgart, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung, 1862. Auch Düntzer im 24. Bande der Hempelschen Goethe-Ausgabe hat manchen offenkundigen Fehler, auch in der Schreibung von Eigennamen, gebessert. Aber erst die Veröffentlichung des Materials, das Goethe verarbeitet hat, durch Erich Schmidt ermöglichte es, den Text vollständig von den Verunzierungen zu reinigen, die ihm seit dem ersten Druck anhafteten. E. Günther hat in der Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 1, 497 ff. durch Vergleichung mit dem Tagebuch und den Briefen eine Reihe von kranken Stellen geheilt, und die neueren Ausgaben (in Kürschners Nationallitteratur, herausgegeben von Düntzer, und die des Bibliographischen Instituts, herausgegeben von R. Weber) weisen bereits einen auf Grund von Erich Schmidts Publication gereinigten Text auf. Der Process der Reinigung ist in dem vorliegenden Druck abgeschlossen worden; eine abermalige Vergleichung des Tagebuches und der Briefe hat noch einige wenn auch geringe Nachträge zur Textbesserung ergeben: 92, 11 denen, 108, 9 zur, 124, 12 vornehmen, 151, 23 förderte, 175, 13 glatt, 178, 5 weniger, 189, 22 immer, 193, 18 Nähen, 241, 9 er, 254, 13 Theaterpracht; vgl. auch 212, 16 licht. Im übrigen hält sich der Text natürlich an den der Ausgabe letzter Hand, nur sind die vielfach falsch geschriebenen Eigennamen von Personen und Orten richtig gestellt. Ein stärkerer Eingriff ist 59, 9 die Verbesserung eines Irrthums von Goethe.

Es bedeutet *g* eigenhändig mit Tinte, g^1 eigenhändig mit Bleistift, g^2 eigenhändig mit Röthel, g^3 eigenhändig mit rother Tinte Geschriebenes; *Cursivdruck* lateinisch Geschriebenes, Schwabacher Ausgestrichenes der Handschrift.

Lesarten.

Das auf dem Titelblatt von *E* stehende Motto Auch ich in Arcadien! ist in C^1C fortgeblieben. 5, 1 Das Datum ist nicht das des Eintrags sondern das der Abreise aus Karlsbad. 20 Baiern C^1 21 entgegen. Köſtliche *E* 22 Herrn *E* 6, 7 und 9 Tirſchenreith *E* 7, 3 neun und dreißig ist falsch; *T* hat das Richtige : 31. Dieser Hör- oder Schreibfehler hätte im Text berichtigt werden müssen (vgl. auch Günther a. a. O.) 5 Schwanendorf EC^1C 14 kleineren C^1C 20 wohlbedacht EC^1C 9, 12 abgeſtümpfte *E* 27 Aburg EC^1C 10, 2 gegen die Saale EC^1C gegen Saale *T* (vgl. Günther a. a. O.) 11. 12 Trojaniſche *E* 11, 16 Inſpruck EC^1C und so immer 19 iſt. *E* 20 Mittelwald EC^1C 12, 8 und 12 Iſer *E* (so auch *T*) 20. 21 Wohlfahrtshauſen *E* 23 man] und *E* böſe] Böſe EC^1C gebessert nach *T* 28 Benedict Bayern *E* 13, 1 lang EC^1C 4 Walchſee *E* 16 Haquet *E* 19 Wallenſee EC^1C 25 ſtellte mir EC^1C Die Weglassung des mir schlägt bereits Schuchardt vor. 15, 5 in voraus EC^1 18 Hierher] Her EC^1C Die Verbesserung schlägt bereits Schuchardt vor, sie wird gestützt durch *T*: Auf dem Brenner angelangt, gleichſam hierher gezwungen 22 Mittelwalde EC^1C 16, 9 Benedikt-Bayern *E* 10 Iſer *E* 12 Jetzingen EC^1C 21 dem] der *E* 17, 5 wohlhäbig] wohlthätig EC^1C gebessert nach *T* und schon von Schuchardt conjicirt 6 Wilden EC^1C 14 dem] der *E* zuſendet EC^1C 22 verändert] verengt *T* So zu ändern schlägt Günther vor. Da aber verändert einen guten Sinn giebt, ist es sehr wahrscheinlich, dass hier kein Fehler sondern eine Änderung bei der Redaction vorliegt. 18, 5 nur] nun EC^1C gebessert nach *T* (vgl. Günther a. a. O.) 19, 20 andere *E* 21, 23. 24 Schemberg EC^1C 22, 2 Linnée EC^1C 7 und 23 Walchſee *E* 23, 26 ſchwarze fehlt EC^1C als nothwendiger Gegensatz zu blonde ergänzt aus *T* (vgl. Günther a. a. O.) 24, 2 Tafft, C^1C 31, 1 Trent *E* 32, 4 Etſchfluß ist ein Irrthum Goethes für Eiſack, ebenso 33, 3 9 Sterzingen EC^1C 11 Mittelwald EC^1C 33, 25 *mélons* EC^1C 27 *batons* EC^1C 35, 20 erſticken. — C^1C 22 Attig EC^1C 37, 2 11.] 10. EC^1C Goethe kam in Trient an am 10. um $7^1/_2$ Uhr Abends und fuhr am 11. um 5 Uhr Nachmittags nach Roveredo weiter. Da die

erste Eintragung vom 11. datirt ist, kann die zweite unmöglich das Datum des 10. tragen. Da die letztere auch die Reise nach Roveredo enthält, ist dies hier im Datum kenntlich gemacht und der die Reise behandelnde Eintrag (38, 25 ff.) von dem Vorhergehenden — in *EC¹C* schliesst sich 38, 25 ohne Absatz an 24 an — abgerückt worden (vgl. auch Günther a. a. O.). 38, 18 allzeitfertige *EC¹C* 23 ältere *E* 41, 3 *resonans*] *assurgens* bei Virgil und in *T* nach 12 fehlt der Trennungsstrich *E* 42, 23 Dämmrung *E* Limona *EC¹C* 26 Anſehen *E* 44, 3 Thür *C* 7 Malſeſine *EC¹C* so immer 48, 25 Aleſſina *EC¹C* über den Namen vgl. v. Loeper Hemp. 22, 223 und Düntzer 24, 584. 49, 5 genauſte *E* 51, 16. 17 Garignano *EC¹C* 17 Die heutige Schreibung ist Bogliacco; die Form Boiacco ist alten Karten aus der Zeit kurz nach Goethes Reise entnommen. Gardone] Verdom *EC¹C* Auch eine eigenhändige Aufzeichnung der hier angeführten Ortschaften des Gardasees in einem Reisenotizheft (vgl. unten Paralipomenon 1) hat diesen räthselhaften Namen Verdom; da es keine Ortschaft dieses Namens gibt, hat schon Düntzer den von Goethe wahrscheinlich verhörten Namen Gardone (in der Form Gardom) eingesetzt. 30 zehen *E* 52, 2 den] denen *E* 17 breit *EC¹C* 19 14ten] 10ten *EC¹C* Goethe kam am 14. in Verona an. 24 dieſe] dieſer *EC¹C* Düntzer vermuthete gewiss mit Recht in dieſer einen Druckfehler. 53, 21 *aqua* *EC¹C* 54, 15 Brandſol *EC¹C* Neumark *EC¹C* 23 Herunterfahrende *E* 59, 9 Zweiten] Erſten *EC¹C* Diesen Irrthum Goethes corrigirte zuerst Düntzer. 60, 1 öfterer *E* 61, 1 genug fehlt *C¹C* 8 ſtupa *EC¹C* 62, 25 Stücken *EC¹C* corrigirt nach *T*; schon von Düntzer geändert 63, 1 Farneſine *EC¹C*; 217, 17 haben *EC¹C* Farneſina; ebenso wechseln Propagande 218, 11 und Propaganda 251, 23; es hätte demnach auch Farneſine hier erhalten bleiben sollen. 4 wie fehlt *EC¹C* ergänzt aus *T* 15 kein] ein *C¹C* gebessert nach *TE*; schon von Düntzer corrigirt 68, 3 unglückſel'gen *E* 69, 5 weit fehlt *C* 71, 20 Nachfolgendes] Gegenüberſtehendes *E* 72, 1 vor Morgens Absatz *E* 11 hiezu fehlt *C¹C* 28 fehlt *E* In der Tabelle fehlt oben (Zu S. 72.) — 73 *C¹C* — und rechts unten in der vorletzten Zeile an *E* 73, 10 Werkſtätte *E* 74, 6 im] in *E* 75, 6

Stiefeln *E* 76, 1 Vicenz *E* und so immer 77, 17 neuere *E* 25 Force] Form EC^1C gebessert nach *T* (vgl. Günther a. a. O.) 79, 15 eine] ein C^1C 19 überſchlagenen C^1C 80, 6 Tura EC^1C (vgl. Schr. d. G.-G. 2, 378 zu 95, 3) 82, 6 mit ſich beginnt H^1 ſich *g* über theils in H^1 ſeine *g* aus ſeiner H^1 6. 7 Hauptmaſſe [dahinter hinter] zugleich mit *g* über Maße, theils mit H^1 7 vorſpringenden *g* aus hervorſpringenden H^1 7. 8 vor — bewegt, *g* über zeigt H^1 8 Umherwandlenden H^1E 10 Fideicommißgut anordnete H^1 zugleich *g* aus ſogleich (Hörfehler des Schreibers beim Dictiren) H^1 11 Und *g* über Und ſo H^1 12 das Gebäude *g* aus die Anſicht des Gebäudes H^1 von — der *g* über aus der ganzen H^1 13 in — wird *g* über ſehr glücklich iſt dieses *g* erst geändert in ſehr glücklich wirckt H^1 14 daher *g* für dorther H^1 15 Bachilione H^1EC^1C 17 Marcheſe nach ein H^1 22—28 Die Inschrift g^1 in einem Notizheft (vgl. Paralipomena S 298) 83, 13 ohngefähr *E* 84, 12 Lioner EC^1C 24 mich fehlt EC^1C eingesetzt nach *T* 86, 22 Norden] Oſten EC^1C verbessert nach *T* (vgl. auch Günther a. a. O.) 88, 12 den Studien] Schuchardt schlägt vor dem Studium 27 *Guerinus*] *Guirinus T* 90, 16 berühmte *E* 91, 1 Galiläis *E* 17 den] die EC^1C Vorschlag Schuchardts, übereinstimmend mit *T* 236, 17. 18: Von der ſich jenſeits der Alpen keiner erholt hat, worauf auch in der Ausgabe des Bibliographischen Instituts 14, 439 hingewiesen ist. 92, 11 denen] dem EC^1C gebessert nach *T* 93, 5 vor Und Absatz *E* 6 ungeheuere *E* 7 abgeſchloßnes *E* 98, 3 mir iſt *T* Das Fehlen des Verbs vielleicht nicht zufällig, da derartige verkürzte Sätze in der Italiänischen Reise nicht selten sind. 5 hieher C^1 100, 5 geeignet] geneigt EC^1C Diese nothwendige Besserung schlug schon Schuchardt vor, nach ihm auch Düntzer. 101, 15 Zeddel *E* 102, 17 29ſten C^1C 103, 5 enger und enger] empor und empor EC^1C gebessert nach *T* 242, 3. 4: nun drängte ſichs enger und enger (vgl. auch Günther a. a. O.) 24 Maggiore fehlt *E* 108, 4 Ort *E* 9 zu EC^1C verbessert nach *T* 17 zeigen *E* 20 Spaziergehen EC^1 112, 3 Peters-Capuziner EC^1C falsche Auflösung von P.P. Capuciner *T* 258, 13; vgl. auch *T* 229, 13 PP. Serviten (vgl. Günther a. a. O.) 114, 14 Plan] Poem *T* wohl Änderung Goethes bei der Redaction, kann aber doch auch Fehler beim Abschreiben sein 115, 7 mehr] ſehr *C*

116, 6 kümmerlichen *E* 22 Doge *EC¹C* vgl. 129, 5 den Dogen In *T* gebraucht Goethe die unflectirte Form: 273, 25. 278, 8. 25 ihrem *C¹* 118, 20 summt *E* 26 ausgeführt *T* aufgeführt kann Änderung der Redaction sein 119, 9 auf dem] aus den *E* 14 spielt] schilt *T* wohl Änderung der Redaction 21 Nacht zu Nacht *T* 120, 4 Kerls *E* Kerles *C¹* 12 Hierzu *E* 121, 7 be Sciavoni *E* 124, 8 crudele *EC¹C* gebessert nach *T*; schon Sanders, Fremdwörterbuch s. v. „krudel" vermuthete das Richtige, ebenso Friedländer im Goethe-Jahrbuch 4, 363 (vgl. auch Günther a. a. O). 12 vernehmen *EC¹C* gebessert nach *T* 125, 5 vor] von *T* 7 6.] 5. *E* 126, 12 klärer *E* 21 fürchterlich *EC¹C* gebessert nach *T* 127, 21 Savii *E* 128, 1 Thüre *T* 130, 22 Unglaubliches *EC¹C* gebessert nach *T* Das Richtige vermuthete auch Friedländer im Goethe-Jahrbuch 4, 363 (vgl. auch Günther a. a. O.) 27 Paleštrina *TE*, auch auf einer Karte der damaligen Zeit 132, 26 klärer *E* 133, 3 verdüsterndem *E* 4 engern *E* 134, 1 viereckten *E* 12 neuer *T* Da es sich hier doch nur um gegenwärtige Bekanntschaften zum Unterschiede von den alten handelt, dürfte neuere Druckfehler in *E* sein, der sich in *C¹C* erhalten hat. 13 die Aspis] den Aspis *T* den Aspic (französisch) *E* 135, 6 Antonius *C¹C* 8 Capital *EC¹C* 12 anders *EC¹C* vgl. Z 9 137, 8 Mittag, Zeit] Mittagszeit *EC¹C* gebessert nach *T* (vgl. auch Günther a. a. O.) 138, 4 Schifferkahn *EC¹C* gebessert nach *T* 13 fest] fett *EC¹C* gebessert nach *T* 20 fett] fest *T* Hier aber kann eine Änderung der Redaction angenommen werden (vgl. auch Günther a. a. O.) 24 unglücklich *E* 139, 3 Paleštrina *E* ebenso 140, 9 140, 12 das] der *E* 137, 2. 25 und 139, 24 hat auch *E* das Libo 142, 5 zu *E* 145, 3 machte mir's *T* mir vielleicht bei der Redaction oder in *E* versehentlich ausgefallen 148, 14 *paroît E* 15 *tems E* 150, 15 Galliani *EC¹C* 23. 24 Demohngeachtet *E* 151, 14 abstrufe *E* 21 fördert *EC¹C* geändert nach *T* 157, 7 ohngefähr *E* 21 Januar, *EC¹C* regnigter *E* 23 anhaltenden *EC¹C* *T* hat gleichfalls den Accusativ, jedoch in der Construction berechtigt. Gerade eine solche Stelle — Düntzer hat sie schon gebessert — zeigt, wie manche Ungenauigkeit, wie manches Versehen Goethe beim Dictiren und Corrigiren durchgeschlüpft ist. 158, 20 Demohngeachtet *E* Demungeachtet *C¹*

25 Stränge EC^1C 161, 28 herwandlen E 162, 19 Und — 22 Cimmerien sind, wie T 310, 2 ff. zeigt, nicht Worte des Thürmers, sondern Goethes Ansicht; sie bilden die T 328, 23 angedeutete Hypothese und müssten daher, wie in T, in directer Rede stehen. Es liegt hier eine starke Flüchtigkeit der Redaction vor. 163, 19 wieder zu sehen C 164, 11 abscheulichen T 18 Verzuckte EC^1C gebessert nach T 166, 7 höflich C^1 (Druckfehler) 11 Ohnerachtet E 17 nach Ausführung. Gedankenstrich EC^1C 28 Agatha E 168, 11 den fehlt EC^1C zuerst ergänzt von Düntzer 169, 5 bilden E 18 beginnt H^2 der berühmten] ihrer H^2 22 fehlte EC^1C gebessert nach H^2, auch Düntzer vermuthete das Richtige 23 Stuck nach Fresco Zi[erden] H^2 24 würdig. und] würdig. Man erstaunt H^2 171, 8 — 173, 5 liegt in einer älteren Fassung vor (vgl. oben S 285), die hier im Wortlaut wiedergegeben wird:

Bologna den 20. Oct. 1786.

Heute ritt ich nach Paterno, wo der sogenannte Bologneser Schwerspath gefunden wird, aus welchem man die kleinen Kuchen bereitet, welche im Dunkeln leuchten, wenn man sie vorher dem Licht ausgesetzt hat und welche hier unter dem Nahmen *Fosfori* verkauft werden.

Auf dem Wege fand ich ein Gebirg, das aus sandigem Thon oder thonigem Sandstein bestand, welcher eine Annäherung zum Trippel zeigte. Bald darauf liesen sich ganze Felsen Frauneis sehen.

Bey einer Ziegelhütte geht eine Schlucht hinunter, in welche viele kleinere Seitenschluchten sich endigen. Das Erdreich, das auf diese Weise ausgewaschen ist, gleicht, beym ersten Anblick, einem Leimenhügel. So viel aber kann ich von seiner Natur näheres anzeigen:

Das feste Gestein, woraus dieser Theil des Gebirgs besteht, nähert sich dem Schieferthon, welcher mit Gips abwechselt. Der Schieferthon ist so innig mit Schwefelkies gemischt, daß er, wo Luft und Feuchtigkeit ihn berühren können, ganz und gar verändert wird. Er schwillt auf, die Schieferlagen verlieren sich ganz und er zeigt sich nun als ein gemeiner blauer Thon, der sich

1 Oct.] Sept. 7 Absatzzeichen *g* 9 liesen *g* über zeigten sehen *g* zugesetzt 14 anzeigen *g* aus bezeugen 15 Absatzzeichen *g* 17 gemischt *g* aus vermischt

muſchlich zerbröckelt und auf den Flächen glänzend iſt, und man kann ſich nur von der Identität der beyden Erſcheinungen an großen Stücken überzeugen, deren ich mehrere zerſchlagen und an welchen beyderley Geſtalten vorkamen. Auf den muſchlichen Flächen zeigen ſich weiße Puncte, welche Gips zu ſeyn ſcheinen. Manchmal ſind ganze gelbe Parthieen darinne.

Endlich wenn Luft und Regen immer mehr auf die äußern Theile wirken, wird die ganze Oberfläche knotig und bröcklich und das Gebirg ſieht wie ein verwitterter Schwefelkies im Großen aus.

Es finden ſich unter den Lagen auch härtere, die grünliche und röthliche Farben haben und für einen eigentlichen Schieferthon angeſprochen werden können.

Schwefelkies habe ich in Nieren, und angeflogen, am härtern Geſtein gefunden.

Ich ſtieg in den Schluchten des bröcklich aufgelöſten Gebirges hinauf, wie ſie erſt von Regengüſſen durchgewaſchen waren und fand den geſuchten Schwerſpath, meiſt in unvollkommener Eyform, an mehrern Stellen des eben zerfallenden Gebirges hervorſchauen, theils ſchon ziemlich rein, theils noch von dem Thon, in welchem er ſtak, genau umgeben.

Daß es kein Geſchiebe ſey, davon kann man ſich beym erſten Anblick überzeugen.

Ob dieſer Schwerſpat gleichzeitig mit den Schieferthonlagern, oder erſt bey Aufblähung und Zerſetzung deſſelben entſtanden, verdient nähere Unterſuchung eines künftigen Reiſenden. Im erſten Falle müßte er ſich auch in den unverwitterten Lagen finden, worüber ich jedoch keine Unterſuchung anſtellen konnte.

Gedachte Steine finden ſich in unbeſtimmt-eckigen, ſtumpfkantigen Stücken, die ſich dem Rundlichen nähern und zum Theil mehr in dieſes, zum Theil mehr in eine undeutliche Cryſtallform übergehen. Die erſten haben eine unebene Oberfläche, die Form der zweyten ließe ſich allenfalls folgendermaßen characteriſiren:

---

15 Absatzzeichen *g* 18 hervorſchauen *g* aus hervorſchauend 23 dieſer Schwerſpat *g* über ſie 26 müßte *g* aus müßten er *g* über ſie den *g* aus denen 26. 27 finden — konnte *g* aR für gefunden wovon ich jedoch nichts wahrnehmen konnte.

Flache doppel-dreyseitige Pyramide, die Flächen der einen auf die Seitenkanten der andern aufgesetzt und die Seitenflächen etwas concav.

Es ist eine Krystallisation des Kalkspaths, die hier beym Schwerspath vorkommt.

Das schwerste Stück welches ich gefunden, wiegt 17 Loth.

Wenn man sie zerschlägt, zeigt sich meistens eine Crystallisation aus einem Zentro, oder von einer Centrallinie aus. Ich fand auch in demselbigen Thon lose Gypskrystalle, niedrige sechsseitige Säulen mit zwey gegenüberstehenden glatten und vier die Länge gestreiften Seitenflächen, auch conisch-convexen Endflächen.

Nicht weniger findet sich unter den Lagern fasriger Kalkstein.

171, 16 welchem *E* 172, 24 gefundenen *E* 173, 18 Logano EC^1C 174, 22 reisten C^1C 175, 13 glatt] platt EC^1C geändert nach *T* 177, 20 Bestimmungen] Schuchardt schlägt vor Bedingungen 178, 1. 2 bemohngeachtet *E* 5 weniger] wenige C^1C gebessert nach *TE* 17. 18 *T* hat nur mit der Versicherung; mit dem Versprechen war vielleicht in der Handschrift neben das andere zur Auswahl gestellt worden, und es sind dann versehentlich beide Wendungen stehen geblieben. 179, 15 auf einen *E* (Druckfehler) 180, 7 ohngefähr *E* 11 einer EC^1 (Druckfehler) 181, 14 Das Datum fehlt EC^1C; in diesen Drucken schliesst sich 15 direct an 14 an. Das Folgende kann aber nicht in Perugia geschrieben sein; in *T* steht es unter Fuligno mit dem Datum des 26. Abends (vgl. auch Günther a. a. O.). 24 erhalten fehlt C^1C 182, 3 ungeheuren *E* 183, 15 Modell *E* 184, 10 palmyrisches C^1C 185, 23 Kerls *E* 189, 3 gelitten; das EC^1C 12 erkennt Druckfehler für erkannt? 22 immer] inniger EC^1C gebessert nach *T* 192, 14 trachte Fehler für trachtete? 193, 18 Nähe EC^1C gebessert nach *T* 194, 7 Bimstein *E* 197, 10 der] der EC^1C gebessert nach *Br*(40)*E* 198, 12 gesehn EC^1 21 Bleiben C^1C gebessert nach *Br*(37)*E*, schon Düntzer 200, 17 Cavallo . . EC^1C 202, 6 Maratt *E*

---

7 Absatzzeichen *g* Wenn *g* aus wenn nach man findet 7. 8 zeigt — aus *g* aR für meistens excentrisch gebildet 10 mit *g* nach die 12 Absatzzeichen *g* weniger *g* aus wenig

10 ehemals *E* 205, 13 5.] 7. *EC¹C* Düntzer macht darauf aufmerksam, dass 5. falsch ist, da Goethe am 29. October Abends in Rom angekommen war. 206, 22 Ungeheuere *EC¹* 207, 16 Phytagoräiſches *EC¹* 20. 21 *Sirocco E* 208, 26. 209. 1 Alten, Weiſen *EC¹C* 209, 6 ungeheuere *E* 16—18 Die Stelle ist vollständig unverständlich. Goethe ist hier sowohl gedanklich als syntaktisch entgleist, und die üble Construction wird weder durch Düntzer (welches ... diente ... verliehn) noch durch Weber, der welche auf Bilder, dem Dargeſtellten und ihm auf Gedicht bezieht, gebessert. 210, 4 erhaltendſten *E* 15 ahnden *E* 23 allen *EC¹* 212, 16 Licht *EC¹C Br*(50) hat zwar auch Licht, was aber bei Goethes indifferenter Behandlung der Anfangsbuchstaben nichts beweist; es kann gerade durch eine Abschrift dieses Briefes nach *E* und von da nach *C¹C* gekommen sein. Der Sinn verlangt licht, denn es ist die Fähigkeit des Auges, und übertragen des Geistes, gemeint: die Gegenstände hell und klar aufzunehmen. 214, 8 Coliſee *E* 24 vom *E* 218, 13 verſchnitten] Schuchardt vermuthet zerſchnitten und 25 Granit-, Porphyr- 219, 3. 4 treffliche *E* 5 mehreren *E* 221, 10 Michel Ange *E* 222, 21. 23 Architekten *EC¹C* gebessert nach *Br*(65), das Richtige vermuthete schon Schuchardt 24 ohngefährer *E* 223, 7 Inſtrumenter *Br*(65), wohl nicht Plural von Inſtrument, sondern vielleicht eine Bildung Goethes für „Instrumentalisten", im Gegensatz zu Sänger 226, 24 Schwendeman *EC¹C* 25 Hetlinger *EC¹C* 228, 7 einem *E* 16. 17 goldenen *EC¹C* schon von Düntzer gebessert 229, 19 Platfond *E* 25 Michel Ange *E* 234, 16 drinne *E* 21 Jahrszeit *E* 23 Sichre *E* 238, 3. 4 Linnéeiſchen *E* 239, 2 gilblichen *E* 241, 5 Zürch *E* 6 hatt' *C¹C* 9 er fehlt *EC¹C* eingefügt nach *Br*(110): er hat viel Freude verſchafft 242, 21 Zweck. *E* 26 Jahrzehnd *E* 243, 2. 3 hieraus *EC¹* ebenso 9 244, 18 Ahndung *E* 21 wohlverdient *E* 245, 14 ging *E* 246, 3 Pflichtsgefühl vielleicht Druckfehler für Pflichtgefühl 247, 19 bleibenden] belebenden *EC¹C* gebessert nach *Br*(118) (vgl. auch Günther a. a. O.) 248, 26 wenig bedeutendern *EC¹C* In der Cotta'schen Ausgabe in 30 Bänden vom Jahre 1858 zuerst gebessert. jene] es müsste eigentlich heissen dieſe, wie schon Schuchardt monirt. 249, 19 nach

— gewinnen] Hier liegt ein Fehler vor, wahrscheinlich durch Vermengung zweier Redewendungen: die Höhe zu gewinnen (so Schuchardt) und nach der Höhe zu bringen (vgl. auch Düntzer, Hempel 24, 591). 250, 18 und fehlt *E* 251, 27 verleßnen *E* 252, 2 ff. Der Sprachenkatalog auch g^1 in einem Notizbuch (vgl. Schriften der Goethe-Gesellschaft 2, 417 zu 256, 1 ff.). 4. 5 Kophtiſch für Koptiſch, so auch Werke 41, 1. Abth. S. 177 5 Hyberniſch *EC*^{1} 21 *canailla! canailla! E* 254, 13 Theatertracht *EC*^{1}*C* geändert nach *Br* (142) 255, 11 Die Schilderung des Festes der Pferdeweihe und die sich daran schliessende Notiz über die Wanderung (256, 19—23) nach einem Briefe an Frau von Stein vom 18. Januar 1788 (Briefe 322 f., vgl. auch 142). 256, 25 — 257, 4 Goethe hatte die Nachricht vom Tode Friedrichs schon in Karlsbad erhalten (vgl. Briefe 8, 7); in Folge eines Gedächtnissfehlers hat er an den Satz in dem Briefe an Frau von Stein vom 18. Januar (Briefe 8, 141): Ich danke dir für alle Nachricht, auch von des alten Königs Nachlaß die Meinung vom eben erfolgten Ableben geknüpft. 258, 7. 8 Verwundrung *EC*^{1} 12 Knochenmaske *EC*^{1}*C* Die richtige Verbesserung dieses Unsinns zuerst von Schuchardt. 259, 4 iſt's] iſt *EC*^{1}*C* gebessert nach *Br*(153), vorher schon von Düntzer 261, 12 Herrn *E* 262, 23 Jaquier *EC*^{1}*C* 24 de'] di *E* ebenso 266, 12 265, 15 Coliſee *E* 266, 13 oben] eben *EC*^{1}*C* gebessert nach *Br*(184); schon von Friedländer Goethe-Jahrbuch 4, 363 vermuthet (vgl. auch Günther a. a. O.) 267, 7 Reißenſtein *E* 12 Cleriſſau *EC*^{1}*C* 268, 16 Das hier erwähnte Verzeichniss ist abgedruckt Schriften der Goethe-Gesellschaft 2, 443 f. 271, 25 Onuphrio *E* 272, 4 geſchloßnen *E* 22 zerbrockeltem *E* 276, 1 luſtige *EC*^{1}*C*, so hat allerdings auch *Br*(187), aber Friedländer a. a. O. vermuthete wohl mit Recht luſtige 8 Ungeheures *E* 15—277, 9 steht in *EC*^{1}*C* nach 279, 27. Die Umstellung ist durch die Daten der beiden Abschnitte bedingt. 18 und 277, 5. 6 Carnaval *EC*^{1}*C* vgl. dagegen 274, 14; auch in *Br* wechselt Carnaval (183, 12; 188, 10) mit Carneval (183, 17; 187, 14) 23 Geld *E*

Paralipomena.

In Notizheften und auf einzelnen Blättern befinden sich Ausgabeverzeichnisse von der Reise, kurze Notizen, meist nur Schlagworte und Namen, sowie einzelne breiter und ausführlicher gehaltene Aufzeichnungen. Letztere sind aber selten; nur aus dem Gebiete der Naturwissenschaften, speciell dem der Botanik, sind derartige ausführlichere Aufzeichnungen in grösserer Zahl vorhanden. Sie sind gedruckt im 7. Bande der 2. Abtheilung dieser Ausgabe S 273ff. Im Folgenden wird das mitgetheilt, was zum ersten Bande der Italiänischen Reise gehört, sowohl Aufzeichnungen von der Reise selbst als Vorarbeiten aus der Zeit der Redaction. Aufzeichnungen, die nicht einem bestimmten Abschnitt zugewiesen werden können, oder die sich als Vorarbeiten über den Inhalt des ganzen Werkes erstrecken, werden am Schlusse des dritten Bandes vereinigt werden.

Goethe hatte die Absicht, an den Schluss des ersten Bandes der Italiänischen Reise Bemerkungen von Heinrich Meyer zu stellen, „welche auf Kunstgeschichte hinweisen und das, was der Reisende im Vorbeigehen bemerkt, willkommener und belehrender machen“ (an Cotta 26. Juni 1816, Briefe 27, 68; vgl. auch Tagebücher 5, 245). Die Ausführung dieser gelehrten Zugabe ist unterblieben. In Goethes Nachlass haben sich einzelne Bogen mit derartigen Bemerkungen von Meyers Hand erhalten. Sie folgen zum Theil noch den Aufzeichnungen des Tagebuches vom 2. November 1786 bis zum 13. Februar 1787, zum Theil schon dem fertigen Druckmanuscript. Die Überschrift, die von Kräuters Hand auf dem Umschlag steht: Hofr. Meyers Bemerkungen und Zusätze bey Stellen wo von Gemälden oder Kunstdenkmalen die Rede ist, zeigt, um was es sich hier handelt: es sind trockene sachliche Anmerkungen, die der genaue Kenner Italiens, seiner Kunstschätze und ihrer Geschichte zur Verfügung stellt. Goethe machte jedoch von diesen Notizen weder bei der Abfassung seines Werkes Gebrauch, noch auch in der projectirten Form von Schlussanmerkungen.

1. Notizheft 8°, die in demselben enthaltenen Aufzeichnungen reichen von Trient bis Vicenza, durchaus g^1, wie die meisten dieser Notizhefte von beiden Seiten beschrieben. Die erste Seite enthält ein Verzeichniss der Ausgaben von Trient bis Malcesine.

S 3:

Breite Betten Zwey Weyhkeſſel Oel [?] dann eine unleserliche Zeile. Darauf folgen die Ortschaften des Gardasees: *Gargnano Bojaco Cecina Toscolan Maderno Verdom* [vgl. S 288 zu 49, 17] *Saló*

Auf derselben Seite verkehrt:

Herr ich dencke wir freſſen unſres gleichen
Merckſt du das jetzt erſt.

Auf den folgenden Seiten eine kleine Landschaftsskizze und Namen von Gebäuden in Vicenza, darunter: *alla Rotonda* (vgl. S 81f.) und eine Inschrift von einem dortigen Gebäude; dann:

Soldati del papa
Que ne vuol dieci a cavar una capa
E se non vie Sergente
Ni faran ancora niente.

Von der andern Seite beginnend S 1 Aufzeichnungen über die Fahrt von Botzen nach Trient, über Trient selbst und über Torbole (S 35—42):

Heuſchrecken Alter Jeſuite Staub Mauern am Weg Gewohnh. dazw[iſchen] zu fahren [Gewohnheit — fahren später eingefügt] Kalck an den Trauben *Conc.* zu Trient. Teufels Haus. keine Thüre zu Roverebo Abſchnitt Lebendig. Heinrich Roos Viehmarckt Perſonen dann eine nicht zu entziffernde Zeile, etwa Dringen des Wider nach Bloße *Trutte* bis 50 ℔e 10/*m* f. Pacht dem Kayſer Papierene Fenſter kein Riegel kein Privet (vgl. auch Schriften der Goethe-Gesellschaft 2, 374.)

Auf der nächsten Seite unter anderen Notizen, die zumeist italienisches Geld betreffen:

Nahmen der Palläſte Zendal *Vesta* Eidexen *Hieronymus Maurigenus*

Es folgen Notizen über Ausgaben in Malcesine und Verona, eine Inschrift von der Academia Philarmonicorum; auf der nächsten Seite (vgl. *T* S 213):

Verona

Eidexen Arena Witterung. *Porta del Pall[io]* v. außen *Chiesa di S. Zeno camino di Ver. a Vic.* 3 Uhr in Vic. 6 von Ver. 2 ſtunden gefüttert. Montebello

Auf der nächsten Seite die S 82 mitgetheilte Inschrift der Rotonda; dann Ausgaben in Verona und zum Schluss:

Ponte San Michael Basilica interiore Tiziano l'estremo Judiz. Bibliotheca Domo Chiesa di Lorenzo mausoleo di Leonardo Porto

---

2. Kleinoctavblatt aus einem Notizheft herausgerissen g^1. Das Schema gehört zu Verona, S 73 f.

Ganz ſinnlich Volck wie man überhaupt jedes Volck annehmen kann [?] doch dieſes vom Clima geholfen Schöner Himmel Milde Luft Guter Boden Leichter Feldbau Wein Oel Fiſche Mit wenigem zufrieden Nur Hunger Durſt da zu ſtillen irgend [nirgend?] eine Begierde zu beſſrem [?beſſern?] Alles zu nächſt [?] Sparſamkeit. *pagare un godere honet* biß es ans intereſſe geht mit kleinem Vortheil ſich begnügen Aber auch wer am Platz iſt betrügt und bereichert [?] ſich ins unendliche

---

3. Anderthalb Bogen grauen Conceptpapiers mit Aufzeichnungen *g*. Es ist unbekannt, worauf sich die Zahlen — offenbar Zahlen einer Paginirung — beziehen. Einzelne Zeilen sind g^1 durchstrichen. Auf der letzten Seite fünf verwischte unleserliche Zeilen g^1.

Vicenz

31^b. Ich komme ſobald nicht weg
32 Was mir wohlgefällt.
32^b. Heut Abend ging ich
33 Rotonda
34^b Ich gehe nur immer herum

36 Abends zur Rotonde
— Oper
36b. Rotonda inſchr
37 Noch immer in Vicenz
39 Ich habe nur erſt zwey Ital. Städte geſehen.
39b. Mign[ons] Vaterl[and]
40 . Ich ſchleiche noch immer herum
40b Frauen. Schleyer Zöpfe
41 Art des Tragens
41b. Unter dem Volke
42b. Arbeit Iphigenie
43 . *Villa Valmarana*
43—44 Sehn und Wiederſehen
44b Einwohner abermals
45 Bibliothek
— Statue Iphigenie
46 *Madonna del Monte*
— Cabinet
47 Vicentiner
48 Domin. Bild 3 Könige
48b Reiſegenuß

Padua

50 *Sediola*
51 . Erdbeben
51b. Obſervatori[um]
52 Stadt Pflaſt. rother Marmor
52b St Antonio
— Kardinal Bembo
53 Cornara
— Agathe v. Tiepolo
Enthauptung Piazetta
54 *Scuola del Santo*
— Juſtina
54b Abts Zimmer
55 Abnehmung vom Kreuz
— *Salone*
55b. *il Bo.*

Botanischer Garten
57 . Kirche Justina Einsam
57 b Botanisches
59 Baukunst
— Eingepackt
Brenta.

---

4. Fünf Quartblätter grauen Conceptpapiers, von Johns Hand beziffert: 72. 77. 117. 130. 133, offenbar Reste aus einer Anzahl fortlaufend paginirter Blätter, auf denen schematische Notizen verzeichnet waren. Die Niederschriften *g* gehören zu den Abschnitten über Vicenza und Venedig.

Vicenz alte Wägen. *Nogarine.*

Mehr von Scamozzi und wie er umgetauft ward.

Erster Prozeß
gegen den Doge
Dokumente
Sanduhr
Zweyter Proceß
gegen den untreuen Verwalter
Vier Advocaten

Sentimentales Schauspiel
Böfewicht
Caffehaus Zusammenkunft

Läppchen des Doge.
Gelübde der Vorfahren.
Käftchenmacher.

---

2 Famielie *g* aus Familie 3 Zambeccari *g* in freigelassenen Raum eingetragen

5. Quartblatt grünlichen Conceptpapiers, von Johns Hand beschrieben, im Äusseren und in der Schrift genau übereinstimmend mit H^1. Die Zugehörigkeit dieses Blattes zu einer grösseren Handschrift, in der es vielleicht einigemale die Stelle gewechselt hat, beweist die Foliirung: zuerst von Johns Hand 190., diese Zahl ist gestrichen und mit Blei von unbekannter Hand darüber gesetzt worden 180?, links davon mit Blei (g^1?) 9, rechts g^1 *a*. Die Aufzeichnung entspricht *T* 315 f. und gehört zu dem Abschnitt über Bologna.

Noch gedenke ich einiger Kunstwerke. Ich sah einen Johannes und noch eine heilige Familie von Rafael, Arbeiten von Guido, Caracci und Velasquez. In dem Pallast Zambeccari fand ich eine Engländerin, die in einem wollenen zierlichen Überrock sitzend, nach Guido gar lieblich copirte.

Doch giebt die plastische Kunst immer am meisten zu denken. Dem Mahler begegnets wohl daß er sich im Gegenstande vergreift, der Bildhauer nimmt sich schon mehr in acht, denn er muß seinen Irrthum theurer bezahlen.

Einen modernen artigen obgleich nicht hohen Gedanken habe ich an der Statue einer Andromeda gesehen. Sie steht mit in die Höhe gebundenen Händen fast auf den Fußspitzen, und der Künstler, um der Figur einen Halt zu geben, läßt einen kleinen Genius neben ihr knien, der sie mit der linken Hand um den Fuß faßt, und mit der rechten einen Pfeil auf das supponirte Ungeheuer zu werfen droht. Es ist einfach und grazios und doch nur im Grunde ein mechanisches Hilfsmittel die Statue stehen zu machen.

---

6. Quartblatt grauen Conceptpapiers; auf der einen Seite ein Stück eigenhändiger Niederschrift über das Institut in Bologna (vgl. oben S 285 : H^2), auf der anderen schematische Notizen g^1, gleichfalls Bologna betreffend:

---

7 Dem — er *g* über Der Bildhauer vergreift im nach nicht leicht 7. 8 vergreift — acht *g* über wie es dem Mahler begegnet dieses *g* aus wie es der Mahler thut 9 theurer *g* aus theuer 10 modernen *g* üdZ obgleich nicht hohen *g* üdZ 17 stehen *g* aus stehend

(Cento) Sturm und Drang
Inſtitut
Bemerkung des Klebens der Menſchen [vgl. 170, 3 ff.]
Madonna Pallaſt Tanari
Beſchneidung Guercins
Übung Bekanntſchaft und Neigung

---

7. Quartheft grauen Conceptpapiers. Auf der ersten Seite stehen g^1 Notizen, die nicht zur Italiänischen Reise gehören, sondern sich auf Karl Levezow und wahrscheinlich auf das von ihm gegründete „Dramaturgische Wochenblatt“ (vgl. Grenzboten 1885 Nr. 25 S 626) beziehen. Diese Notizen sind g^2 durchstrichen und das Blatt so umgedreht, dass es jetzt Schlussblatt des Heftchens ist. Die ersten 7 Seiten sind leer, dann folgen g, g^1 und g^2 schematische Notizen aus der Zeit der Redaction, die, obwohl ein Theil derselben über den Inhalt dieses Bandes hinausgeht, doch im Zusammenhang hier mitgetheilt werden.

Zuſtand zwiſchen Tiſchbein und Moriz Schweigen Einfluß empfang[en?]

Iphigenie
Unterwegs Torbole am Garda See

Sehr wunderbar drängt ſich in dieſes Jahr ſo viel zuſammen. Heilſam und geſegnet, daß auf eine lange Stockung wieder eine Lebensregung ſich rührt. Ich finde mich viel, viel anders und beſſer.

Iphigenie
Behandlung
Mangel der Proſodie Moritzens Grundſatz Nur als Anleitung Ohr und Sinn Gleichniß mit dem Abreiſenden der

---

1 nachträglich übergeschrieben 2—6 g^1 gestrichen 7 Zuſtand — Moriz g^1 7. 8 Schweigen — empfang. g^2 9. 10 g, g^2 durchstrichen 11—14 Kräuters Hand 15 Iphigenie — 17 Grundſatz g 17. 18 Nur — Sinn g^1 18 Gleichniß — 303, 1 entführt g

noch ein Mädchen entführt. Selbst Betrug entdeckt. Leichter genommen. Morgens vor Aufstehen das geschr. Erobern [?] der Stellen. Absendung Angelica exponirt Vorgelesen. Vor der Abr. nach Neapel. Scheiden [folgen 2 unleserliche Worte]

Incognito
Folgen

Mich durfte niemand nennen Noch zu kennen scheinen Dadurch ward mir der Antheil an andern erleichtert. Jeder hatte freyes Spiel ja er war genötigt von sich selbst und was ihn interessirte zu sprechen

Reifenstein
Baron.

Pr. Lichtenstein Monti. Aristodem.

Vorgelesen Ansicht Vermuthung Besuche Aufgeführt S. Br. v. 18 Jan. [Briefe 8, 142] Theilnahme Abgeschlossen S. Br. 27. Jan. [vgl. Briefe 8, 155 f.]

Reifenstein
Gleich Anfangs

Tischbein

Mahler Familie Nähere Abkunft Studien Portraite Schweiz Bodmerisch[er] Einfluß Patriarchalischer Zustand Homer Sittliche Theilnahme Conradin Bedeutsamkeit solcher Arbeit Studien Ausführung Leichtigkeit und Anmuth im Skizziren Besonders Pferde Thiere überhaupt Ankunft erstes Begegnen. Mahlt mein Porträt.

Schütz.

Angelika.
Gleich Anfangs

---

1 Selbst — 3 Stellen g^1 3 Absendung — Vorgelesen g 3. 4 Vor — Scheiden g^1 5. 6 g 7—11 g^1 12 Baron g 13 Pr. — 16 Jan. g auf einer spätern Seite, durch Verweisungszeichen hierher gewiesen 17 g 18 g^1 19 g 20—25 g^1 24 Besonders Beginn einer neuen Seite, die erst die Überschrift Bury trug 26. 27 g 28 g^1

Trippel

Gleich Anfangs

Einziehen zu Tiſchbein

Zwiefach Gefühl

Man lebt unter Wiſſenden

Man wünſchte Neulinge um ſich zu haben die mit uns lernten.

Fahrt ans Meer

Fiſchzug Rücktreten des Meers. Problematiſch *Nodum in Scirpo* Moriz erſt im Wagen oder unter Wegs

---

Moriz Anton Reiſer

Armbruch. Mir als Spiegel. Heimf[ahrt] nach Italien Wohnung an der Tiber Abenteuer

---

Späſe für Kinder.

Techniſche Dinge die Fremden zu beſchäftigen und zu betrügen Wachsmalerey Abdrücke Glaspaſten

---

Anton Reiſer

In Deutſchl. zuletzt Natur Methode Auf Kunſt anwendbar

---

1 — 3 g^1 4 — 8 Proplematiſch g 8. 9 *Nodum* — Wegs g^1 10 Moriz g Anton Reiſer g^1 11 Armbruch g Mir — 17 anwendbar g^1

Weimar. — Hof-Buchdruckerei.